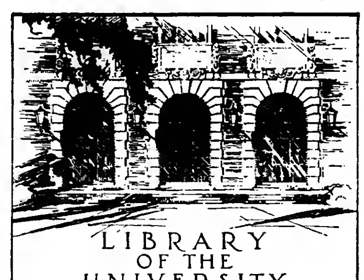






Was ich erlebte.

Siebenter Band.

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

von

Henrich Steffens.

Siebenter Band.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1843.

Ankunft in Breslau.

Erste Zeit daselbst.

Politisches. — Waffenstillestand.

Waffenruhe.

Die Reise zur Armee.



Ankunft in Breslau.

Erste Zeit daselbst.

Abgesehen von den Verhältnissen, unter welchen ich den Ruf nach Breslau erhielt und annahm, erschien mir die Aussicht, in Schlesien zu leben, keinesweges erfreulich. Ich hatte gegen diese Provinz ein Vorurtheil; ich hatte Manches gehört von der Art, wie Tauenzien die Bürger von Breslau früher behandelt hätte, wie sie sich, der Angabe nach, vom Grafen Hoym knechten ließen. Mir kamen die Schlesier wie ein halb slavisches Volk vor. Eben so war die Art, wie die Katholiken dort hervortraten, nicht einladend für mich; das Domkapitel habe, wie versichert wurde, eine durchaus ultramontane Gesinnung. Ich konnte nicht vergessen, daß Friedrich II. die Jesuiten hier duldete, als der Papst ihren Orden aufgehoben hatte und sie aus mehreren katholischen Ländern ver=

trieben waren. Ich dachte mit Entsetzen daran, daß ich jetzt in ein Land einzog, aus welchem Kayßler, ein Freund, den ich schon in Halle schätzen gelernt hatte, vertrieben wurde. Zwar war er, beschützt von den höchsten Behörden, zurückgekehrt, aber den Geist, der ihn vertrieb, dachte ich mir noch immer im Dunkeln thätig. Es schien mir tadelnswerth, daß Friedrich II., wie in übermüthiger Laune, die Jesuiten zu gering angeschlagen hätte. Fürsten, meinte ich, haben nicht selten, die heftigsten Kämpfe mit dem zu bestehen, was sie von Rechts wegen verachten. Es schien mir ominös, daß die Universität in das Gebäude des vormaligen Jesuiter-Collegiums einzog.

Aber auch der literärische Ruf Breslau's trat mir keineswegs ermunternd entgegen, die in der Literatur am meisten bekannten Breslauer Schriftsteller waren immer nur noch der freilich schon vor dreizehn Jahren verstorbene Garve und Fülleborn, und der noch lebende Manso. Die philosophisch geschichtlichen Versuche Fülleborn's waren nichts weniger als bedeutend; seine Urtheile über Giordano Bruno, mit dem ich mich früher mit großem Eifer, aber ohne großen Erfolg, beschäftigt hatte, erhoben sich nur

wenig über die des Adelung. Garve kannte ich nur durch Schleiermacher's Urtheil über ihn, so wie Manso durch Göthe's oder vielmehr Schiller's bekannte Xenien. Die schlesischen Provinzialblätter waren mir aus dem Hallischen Journalzirkel bekannt. Ich sah zwar zuweilen einen Aufsatz in dieser Monatsschrift an, aber las ihn wohl niemals durch. Was mir auffiel und keinen günstigen Eindruck machte, war die Beschäftigung mit den engsten provinziellen Verhältnissen, die alle Aufmerksamkeit zu fesseln schienen, in einer Zeit, in welcher die großen tragischen Schicksale Deutschlands jeden Gedanken und alle That in Anspruch nehmen mußten; ferner eine gewisse breite Familienhaftigkeit, die sich in Denkmälern, d. h. Begräbniß-, Hochzeits-, Geburtstags- und Trauungsliedern, durch eine geschmacklose Sentimentalität verzerrt, nur zu sehr bemerkbar machte. Einige sächsische Blätter zeichneten sich zwar auf eine ähnliche Weise aus, aber die schlesischen Provinzialblätter übertrafen alle durch die naivsten Aeußerungen, die wohl als eine Charakteristik der herrschenden provinziellen Gesinnung, wie ich glaubte, betrachtet werden konnten.

Aber mehr als Alles schreckte mich die entfernte Lage der fast von wendischen Völkern umschlossenen Provinz zurück. Fast seit 14 Jahren lebte ich, wenn ich meine Entfernung nach Dänemark mitrechne, innerlich in, mit und für Deutschland, nämlich von 1798 bis 1811. Ein solches Leben bildet sich einen Leib, eine Heimat, in welcher es sich offenbart, von dessen Verhältnissen es durchdrungen ist, aus welchen es thätig wird. Aus dieser Heimat hatte ich mich niemals entfernt. Die heitersten Erinnerungen meines Lebens knüpften sich an sie; geistige Erregung, Freuden und Leiden, das Aufblühen einer neuen schönen geistigen Zeit, und ihren tragischen Untergang nebst dem des ganzen deutschen Volks, hatte ich hier erlebt. Jena, meine deutsche Geburtsstadt, war in der Nähe, Göthe, mein alter geistiger Vater, lebte in Weimar und war leicht erreichbar; Leipzig, das den äußern Betrieb des geistigen Lebens hatte, war am nächsten, und wie oft schlüpfte ich hinüber. Zwar waren die in der Jenaer Zeit vereinigten Geister zerstreut, sich fremd geworden, ja standen zum Theil sich feindselig gegenüber; der Babelthurm, dessen riesenhaften Bau sie unternahmen, hatte die Sprachen verwirrt; die Geister griffen sich unter

einander an, ohne sich wechselseitig zu verstehen. So war das Gebäude zertrümmert, an welches ich so große Hoffnungen knüpfte, und schien wie das Volk untergegangen, an welches alle große Erwartungen meines Lebens sich anschlossen. Aber so wie es todtkrank dalag, vernahm ich noch den schwachen Athemzug, fühlte ich noch die leisen Pulsschläge, konnte und wollte die Liebe nicht aufgeben, die mich mit meinem ganzen Dasein an das Sterbebette des Geliebten fesselte: und nun sollte ich mich auf immer aus dieser Gegend losreißen, sollte die Hoffnung, Göthe ein Mal wiederzusehen, ganz aufgeben, sollte in einer östlichen Provinz von einem französisch slavischen Staat und von Oesterreich umschlossen leben, in einer Provinz, die in ihrer Abgeschlossenheit, mir, der Sprache ungeachtet, kaum ein wahres lebendiges Glied des deutschen Reichs zu sein schien. Was ließ sich aus einer Verbindung einer erstarrten, völlig beschränkten, einseitig papistisch gesinnten katholischen Bildungsanstalt mit der herabgesunkenen Frankfurter Universität wohl erwarten?

So einseitig und vorurtheilsvoll betrachtete ich die Stätte meines zukünftigen Lebens und meine Thä-

tigkeit in dieser; so schmerzhaft war mir das Ausscheiden aus einer Lage, die so hoffnungslos und gefahrvoll war. Ich kann indessen nicht läugnen, daß die drohende Gefahr, die immer näher kam und durch welche die Trennung von Halle und von der Familie meiner Frau so wie von lieben Freunden ein leidenschaftliches Gepräge erhielt, mir die Abschiedsstunde nicht allein erleichterte, sondern auch als ein großes Glück erscheinen ließ. Ja bedeutungsvoll und merkwürdig erschien mir der Umstand, der mich eben in dem Moment einer großen Gefahr zu einer neuen Thätigkeit berief, indem er mich rettete.

Ich war zwar zehn Jahre früher auf eine kurze Zeit in Schlesien gewesen. Der alte Charpentier hatte mich beredet, das Riesengebirge zu bereisen, um die Einwendungen gegen die Wernerschen geologischen Ansichten, die er vorzüglich auf Erscheinungen in diesem Gebirge gründete, kennen zu lernen und mich von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. Aber es war ein eiliger Durchflug, er war mit ausgedehnteren Gebirgsreisen verbunden, und ich hatte kaum auf Land und Volk geachtet. Jetzt als ich mit meiner Familie, in einem schwerfälligen Miethwagen sitzend, von Gepäck

umgeben, auf tiefen Sandwegen langsam Städte und Dörfer durchreiste, erschien mir Alles anders. In den Schenken auf der Landstraße fielen mir die großen Gaststuben durch ihre Düsterheit und ihren Schmutz auf. Durch eine Vergitterung war der Raum für Wirth und Wirthin abgeschieden, über diese ward das Verlangte gereicht und im Hintergrunde sah man eine höchst widerwärtige Zusammenmischung von stinkenden Kissen, Gefäßen, Geräthen allerlei Art in gemeinschaftlichen Schmutz gehüllt. In den Städten war man zwar freundlich, aber der weitläufige dunkle Hausflur, die breiten schwarzen Treppen, durch welche man, in finstere Nacht versetzt, tappend die Gaststube suchen mußte, die seltsam bunten Farben, mit welchen die Kalk-Wände geschmacklos bedeckt waren, stießen uns dennoch zurück. Man befreundet sich selten mit einer, von der gewöhnlichen schroff abstechenden Aussprache, und diese war uns daher, als wir sie zuerst allenthalben hörten, keineswegs angenehm. Einige häßliche Gastwirthinnen kamen uns scheltend und höchst unfreundlich entgegen und schienen sich zu besinnen, ob sie uns aufnehmen wollten oder nicht. Das Dienstmädchen, die uns aus Halle gefolgt war, eine

reinliche stattliche Gärtners-Tochter, fühlte sich höchst unglücklich. „Soll das Mensch ein Abendbrot haben?“ fragte die brummende Wirthin, und das zierliche sächsische Mädchen erfuhr mit Schrecken, daß sie gemeint war. Sie brach in bittere Thränen aus, und bedauerte herzlich, den Entschluß gefaßt zu haben, uns zu begleiten. Daß auch wir entsetzt waren, ist begreiflich. Wir hörten Ausdrücke, wie z. B. „besch—ssen,“ nicht bloß von Männern und Frauen aus den niedern Ständen.

Breslau war zu der Zeit keineswegs in einer günstigen Lage. Der trockne Sommer hatte der Oder alles Wasser genommen, und in der dürren ausgedorrten Gegend lag Breslau, umgeben von seinen demolirten Wällen, so daß es fast den Eindruck einer zerstörten Stadt machen mußte. Innerhalb des engen Raumes einer Festung waren damals 60—70,000 Menschen zusammengedrängt. Dennoch imponirte die Stadt. Die hohen Häuser, die engen düstern Straßen, die Waarenlager, die auf einen großen, obgleich jetzt ruhenden Betrieb deuteten, erregten die Aufmerksamkeit; Kirchen und alte Gebäude legten Zeugnisse von einer bedeutenden Vergangenheit ab, die ganze Stadt sah einem alten betagten Greise ähnlich, dessen

durchfurchte Gesichtszüge auf ein schwer durchkämpftes Leben deuteten.

So unangenehm war im Ganzen der erste Empfang des Landes, in welchem ich einen großen und bedeutenden Theil meines Lebens zubringen sollte; ich war aber jetzt schon alt genug, um mich nicht von den ersten Eindrücken beherrschen zu lassen, und die Schlesier werden mir es verzeihen, daß ich Thatsachen erwähnt habe, die vor 30 bis 40 Jahren noch stattfanden, als Landstraßen und Gasthöfe schlecht und zumal mancher Wirth und Wirthin mürrisch und unfreundlich waren. Ganz anders erschien das geistig bedeutende, gemüthliche und herzliche Volk mir, als ich es genauer kennen lernte. Schon jetzt sprach mich Manches recht freundlich an. Von den Bastionen der zerstörten Wälle aus erblickte ich den Zobtenberg, und der lange Gebirgszug des Sudeten- und Riesengebirges ließ sich deutlich erkennen.

Die Einwohner der Stadt waren bei unserer Ankunft in lebhafter Bewegung; die Professoren aus Frankfurt und aus anderen Orten strömten mit den Studirenden herbei; mir waren sie bis jetzt sämmtlich unbekannt, nur mit Gaß, Schleiermacher's Freunde,

hatte ich die Unglückstage der französischen Besitznahme in Halle erlebt. Hier fand ich nun eine Thätigkeit vor, die mir bis jetzt fremd war. Eine Universität sollte aus den heterogensten Bestandtheilen entstehen, und obgleich die nothwendigen Einrichtungen bei meiner Ankunft theils schon gemacht, theils vorbereitet waren, so war es doch wahrscheinlich, daß ich nicht unthätig bleiben dürfte. Dieses ließ sich um so eher vermuthen, da ich mit dem als Königlicher Commissar hingesandten Staats-Rath Schulz schon früher in freundschaftlichem Verhältniß lebte. Ich konnte, da ich die Experimentalphysik vortragen sollte, voraussehen, daß ich Manches finden würde, was nicht vollkommen meinen Wünschen und meinem zukünftigen Lehramte entsprechen würde, und dies war nun auch wirklich der Fall. Das schöne Jesuitergebäude war zwar der Universität eingeräumt, aber wir fanden es von den Katholiken größtentheils besetzt, und nur eine keineswegs hinreichende Reihe von Hörsälen stand zu unserer Disposition. Ein Hörsaal, der zur Experimentalphysik schicklich gewesen wäre, war nicht vorhanden. Man hatte mir in einer Höhe von 104 Stufen ein vollkommen untangliches Lokal angewiesen, und als ich dieses für

durchaus unbrauchbar erklärte, ward ein zweites bedeutendes Gebäude der Jesuiten in Beschlag genommen. An Räumen fehlte es überhaupt nicht; die aufgehobenen Klöster enthielten ansehnliche und weitläufige Lokale. Das Gebäude, in welchem das physikalische Institut eingerichtet werden sollte, war bisher von den Katholiken als eine Anstalt (Convictorium genannt) benutzt, in welcher Studirende beköstigt und gebildet wurden. Reichere hatten dort als Pensionäre des Instituts eigene Zellen, den Klosterzellen nicht unähnlich, bewohnt. So verlebte der gegenwärtig aus seinem hohen Amte geschiedene edle Fürst-Bischof Graf Sedlnitzki, dessen freundschaftlicher Umgang mich gleich im Anfange meines Hierseins, und so viele Jahre hindurch, beglückte, einen Theil seiner Jugend in diesem Hause. Das Gebäude war nach der Jesuiten Art massiv und fest gebaut; Keller, Parterre und das auf diesem ruhende Stockwerk waren bombenfest gewölbt; ein viereckiger Hof war von festen gewölbten Korridors umgeben, und das Haus hatte die größte Aehnlichkeit mit den ansehnlichern adeligen lombardischen Landsitzen. Die Belle Etage dieses Gebäudes ward für mich bestimmt, der physikalische Apparat, ein eigenes nicht unansehnliches Auditorium

und meine Wohnung wurden mir da angewiesen. Das katholische Gymnasium ward nach dem in der Nähe liegenden Matthiasstifte verlegt.

Daß ich dadurch mit der katholischen Geistlichkeit in eben nicht freundliche Verhältnisse gerieth, war natürlich, aber ich selbst kam in keine unmittelbare Berührung mit dieser, sie zog sich, wie gewöhnlich wo eine Opposition nicht möglich ist, stillschweigend zurück; und ich würde unwahr sein, wenn ich behaupten wollte, daß ich irgend eine Spur feindseliger Gesinnung von ihrer Seite bemerkt hätte. Das Gebäude selbst erforderte eine bedeutende Reparatur und ich mußte das erste Jahr in einer unbequemen Privatwohnung zubringen. Erst nach Verlauf dieser Zeit bezog ich die Amtswohnung, in welcher ich zwanzig Jahre meines Lebens verbrachte, eine Zeit großer und wichtiger Ereignisse.

Ich habe geglaubt, diese äußeren, meine Persönlichkeit unmittelbar berührenden Verhältnisse gleich im Anfange kurz berühren zu müssen. Manches später Erlebte wird durch die Lokalität verständlich; aber eben an diese meine Wohnung knüpfte sich ein anderes freundliches Verhältniß. Ich habe früher schon von

K. v. Raumer gesprochen, welcher, als er seine Universitätszeit vollendet hatte, wieder nach Halle zurückkehrte, um bei Schleiermacher und mir Vorlesungen zu hören. Es entstand dort zwischen ihm und der heranwachsenden, schlanken und reizenden Schwester meiner Frau eine Zuneigung, die eben in dieser Zeit eine eheliche Verbindung herbeiführte. Raumer zeichnete sich vorzugsweise durch stillen innern Ernst aus. Er war ganz nach Innen gewandt, seinem Geschäft mit religiöser Gewissenhaftigkeit ergeben. Meine erste Schrift von einiger Bedeutung, die innere Naturgeschichte der Erde, hatte ihn nach Halle hingezogen; einer seiner Freunde, v. Engelhardt, der mit dem jüngeren Parrot später die berühmtgewordene Reise nach dem Kaukasus machte, schrieb mir, daß diese Schrift eben so einen entschiedenen Einfluß auf sein Leben gehabt habe, so daß er von nun an den Entschluß gefaßt, sich den geologischen Studien ganz zu widmen. Er ist als geologischer Schriftsteller und durch vielfältige Untersuchungen in verschiedenen Gegenden des russischen Reichs hinlänglich bekannt geworden und ist neulich als russischer Staatsrath und Professor in Dorpat gestorben.

Der allgemein geschätzte und berühmte v. Schubert in München hat es mir eben so schriftlich bezeugt, welchen bedeutenden Eindruck dieses erste Werk auf ihn gemacht hat. Ich erwähne dieses Verhältniß, eben weil ich von Raumer spreche, theils überhaupt mit Freuden, theils weil eine unzertrennliche Freundschaft zwischen diesen drei Männern sich gründete, die sie für ihr ganzes Leben verband. Ueberhaupt ist Raumer einer der wahrhaftesten Menschen, die ich je gekannt, sein ganzes Leben ist, von diesem festen Punkte der durchsichtigen Redlichkeit aus, ein mehr scheinbar, als wirklich zersplittertes gewesen. Von Halle ging er nach Freiberg, und schon als Werner's Schüler erschütterte er die Grundlage seiner Geognosie, die den Granit als Grundgebirge betrachtete. Wenn die wichtigen Untersuchungen L. v. Buchs und Hausmanns auf der scandinavischen Halbinsel fast zu gleicher Zeit dasselbe Resultat hervorriefen, so muß man dennoch gestehen, daß Raumer der Erste war, welcher diese in der Geschichte der Geologie so wichtige Thatsache durch eine unwiderlegbare Entdeckung begründete.

Er ging von Freiberg nach Paris, besonders um Hauy zu hören, und kam da zu einer für die Geo-

gnosie sehr wichtigen Zeit an. Cuvier und Bragniart waren eben im Begriff, ihre Untersuchungen über die geologische Beschaffenheit des Pariser Beckens bekannt zu machen. Bekanntlich wurde durch diese Entdeckungen der Grund gelegt zu den einflußreichen Betrachtungen der sogenannten tertiären Formationen, und Raumer widmete diesen eben entstandenen Untersuchungen die größte Aufmerksamkeit. Sein Geist hatte eine Richtung, eine ursprüngliche, dürfen wir sagen, die ihn von mir zu entfernen, ja meiner entgegengesetzt zu sein schien. Wenn meine erste Schrift auf ihn einen so großen Einfluß gehabt hat, wenn überhaupt die große Bewegung im Anfange des Jahrhunderts ihn heftig anzog, und er einen Einfluß, den sie für sein ganzes Leben auf ihn ausübte, nicht abzuweisen vermochte, so war dieser doch mehr eine tiefere Ahnung religiöser Art, die das Einzelne in ein großes, nicht menschlich zu umfassendes göttliches Ganze versetzte, als daß es den kühnen Versuch, es zu begreifen, hervorrufen sollte. Ihm war es, je mehr er sich geistig bewußt ward, desto entschiedener eine Nothwendigkeit geworden, den einzelnen Gegenstand, der ihn eben beschäftigte, mit der gewissenhaf-

testen Treue zu verfolgen, unbekümmert um sein inneres Verhältniß zu einem größeren Ganzen. Aber das göttliche Werk ist ihm zwar ein allumfassendes göttliches, ja das einzig wahrhaft Reale, aber es ruht als solches im innersten seines Daseins, und bleibt fortdauernd ein unaussprechbares. Aeußerungen über dieses Heiligste und Tiefste traten blitzähnlich hervor, und einige Fragmente, die er niederschrieb, enthielten viel Tiefsinniges, denen des Novalis ähnlich. Sein Charakter als Schriftsteller hatte einige Aehnlichkeit in dieser Rücksicht mit denen seines Freundes Schubert; und dennoch blieben sich auch diese entgegengesetzt. Denn Schubert liebt es immer mehr, die ganze Menge bekannter naturwissenschaftlicher Thatsachen in das durch wenige Worte ausgedrückte unbestimmte Göttliche selbst unvermittelt hineinzutauchen, so daß dieses als ein leichter Hauch das schärfer bestimmte der sinnlichen Gegenstände umgiebt: während Raumer dem engeren Gegenstande sich ganz ergab und diesen zu erschöpfen suchte. Wer sich so ganz Bestimmten wissenschaftlichen Forschungen hingiebt, wird die Nothwendigkeit fühlen sich mitzutheilen, und Raumer dachte sich nothwendigerweise als Lehrer. Von Natur be-

scheiden, traute er Andern viel zu, und wie er mit unbegrenzter Hingebung und Hoffnung erst mich in Halle, dann Werner in Freiberg, endlich Hauy in Paris aufsuchte, weil er von dessen fester Begründung der Mineralogie durch die Krystallographie viel erwartete, so war er nun, da er sich bewogen fühlte, was er erfahren und festgestellt hatte, mitzutheilen, entschlossen, Pestalozzi in der Schweiz aufzusuchen. Daß er sich allenthalben angeregt nnd dennoch getäuscht fand, lag in seiner ursprünglichen Natur, und das scheinbar von Einem zum andern Ueberspringende, sprach recht eigentlich die innere Consequenz seines Lebens aus. Gerhard, welcher als Director des Bergbaues bei Halle sich gedrückt und gequält fand, suchte, wie sein inniger Freund Reil, sich aus dem Königlich Westphälischen Dienste zurückzuziehen. Er ward nach Berlin berufen und hier an die Spitze des Bergwesens gestellt. Er schätzte Raumer hoch, verschaffte ihm, als er aus der Schweiz zurückkehrte, eine Stelle als Bergrath, ohne allen Zweifel in der Absicht, ihn als Lehrer in der Mineralogie zu benutzen. Als nun die Universität in Breslau errichtet wurde, konnte diese Absicht am leichtesten erreicht werden, indem er als Professor

der Mineralogie bei der Universität angestellt ward. So wie es mir aufgetragen wurde, für einen physikalischen Apparat Sorge zu tragen, so erhielt er den Auftrag, eine Mineraliensammlung anzulegen. Das Bergamt hatte damals noch seinen Sitz in Breslau, und ihm gehörte eine Mineraliensammlung, die zwar in einzelnen Partien sehr reich war, besonders an Fossilien aus England, welche der Graf Rheden, früher Minister des Bergfachs, sich dort verschafft und dem Oberbergamt in Breslau geschenkt hatte: aber durchaus einseitig, wie diese Sammlung war, konnte sie für den Unterricht keineswegs hinreichend sein, und auf Raumer ruhte nun die Verpflichtung, eine Mineraliensammlung, die für den Vortrag hinlänglich war, mit geringen Mitteln, mit vielen Schwierigkeiten kämpfend, zusammenzubringen. Es gelang, und eine solche entstand in wenigen Jahren; ein glänzendes Zeugniß seiner gewissenhaften und strengen Pünklichkeit. Das Lokal für diese Sammlung, selbst wenn sie bedeutend anwuchs, fand sich in demselben Gebäude, welches den physikalischen Apparat aufnehmen sollte, und so war mein früherer Schüler, mein treuester und innigster Freund und jetziger Schwager, durch

Verhältnisse, die sich höchst natürlich gestalteten, mein College und Hausgenosse geworden. Die beiden Schwestern wohnten zusammen, und in der uns beiden fremden Umgebung bildete sich ein trauliches erweitertes Familienverhältniß im Hause selbst. Nahe Verwandte unserer Frauen, Brüder der Schwiegermutter, lebten als angesehene Handelsherrn im Gebirge, und so fanden wir uns schon nicht mehr so fremd, da auch ein Bruder Raumers eine sehr bedeutende königliche Domänenpachtung in einer anderen Gegend von Schlesien übernommen hatte.

Die Universität ward feierlich eröffnet. Die Aula, in welcher diese Feierlichkeit stattfand, ist freilich durch die Pracht des scheidenden siebenzehnten und anfangenden achtzehnten Jahrhunderts mit Stuckatur, mit höchst mittelmäßigen bunten Fresken und plastisch verzerrten Gestalten überladen, aber sie macht dennoch, man kann es nicht leugnen, im Ganzen betrachtet, einen großartigen Eindruck. Die Lehrer waren, so viel ich mich erinnere, noch nicht alle versammelt; die Frankfurter waren schon angekommen, aber die aus dem Auslande berufenen fehlten noch. Link ward aus Rostock als Professor der Chemie und Botanik mit dem Auf-

trag, einen botanischen Garten anzulegen, Heindorf aus Berlin, als Philolog und Gründer eines philologischen Seminars, berufen; Raumer der Geschichtsforscher, Bruder meines Schwagers, mit den Verhältnissen des Staats, wie sie sich gestalteten, unzufrieden, entsagte seiner bedeutenden Stelle beim Staatskanzler und ward in Breslau erwartet, eben so Wachler, Passow und Unterholzner. So war das Lehrer-Personal ansehnlich genug und man konnte von der beginnenden Universität Manches erwarten, auch die Studirenden, theils aus der aufgehobenen Universität Frankfurt, theils aus der Provinz Schlesien fanden sich allmälig ein. Als eine Merkwürdigkeit verdient wohl angeführt zu werden, daß die Reihe der immatrikulirten Studirenden bei der neu combinirten Universität mit Braniß anfing, dem jetzigen Professor der Philosophie an der dortigen Universität. Ich darf es aussprechen, daß er unter den jüngern Philosophen in Deutschland entschieden der ursprünglich tiefsinnigste, geistreichste ist, und seine Geschichte der Philosophie das bedeutendste Werk in diesem Fache, welches jemals erschienen. Ein solcher Anfang konnte als ein gutes Omen betrachtet werden, leider fand aber bei der

Masse der nachfolgenden Studirenden ein Bedenken statt, welches sich später immer mehr und mehr herausstellte. Den Frankfurtern, die hier ankamen, lag es daran, ihre Verbindungen und die mit diesen verknüpften burschikosen Sitten von vorn herein auszubilden und zu erhalten. Die Vergangenheit der katholischen Studenten bildete aber damit einen großen und entschiedenen Gegensatz. Diese waren größtentheils aus den niederen, ja niedrigsten Ständen geboren, (daß ich damit keinen Vorwurf aussprechen will, wird man mir zutrauen) und in der stillen Opposition der Katholiken, die mit der nun seit sechzig Jahren aufgehobenen Verbindung mit Oestreich genau zusammenhing, war eine Absonderung von den Elementen der geistigen Bildung der Zeit verbunden, und die beschränkte Schule, wie man sie nennen muß, hatte eine strenge Disciplin eingeführt, die nothwendig war. Diese Zucht ließ sich nun durchaus nicht festhalten, als der katholische Student neben den protestantischen trat, und die Mischung von Frankfurter Rohheit und bisher in Zucht gehaltener Beschränktheit von Seiten der Katholiken konnte nichts Gutes hervorbringen. Es versteht sich von selbst, daß ich hier von einer Masse

rede, die vielleicht nicht so groß war, wie sie mir erschien: aber dennoch muß ich behaupten, daß sie eine Hauptschwierigkeit bildete, die nie vollständig bei der Entwickelung der Universität zu überwinden war, nicht einmal durch die gewaltsame Präcipitation der cruden Massen durch den Krieg. Es entstanden in den dunkeln Winkeln einer großen Stadt wie Breslau ausschweifende Sippschaften von einer Art, wie ich sie auf deutschen Universitäten kaum möglich glaubte, und diese dunkle Seite des Breslauer Studentenlebens war, als ich die Universiiät vor zehn Jahren verließ, noch nicht ganz verschwunden. Die Anzahl derer, die in einer unglaublichen literärischen Unschuld lebten, war damals noch größer, als man wünschen mochte. Ich habe Studenten gekannt, und nicht bloß aus der theologischen Facultät, die gesichert gegen eine höhere geistige Ansteckung, den ganzen Universitätscursus vollendeten, ohne von der Existenz eines Kant, Fichte, Schelling Etwas zu wissen, welche Namen sie, wie Lessing, Göthe, Schiller, nie hatten nennen hören. Zwar bildete sich diese dunkle Seite der Universität erst allmälig aus, aber der Keim ließ sich vermuthen, und ich entschloß mich, ganz entschieden gegen diesen auf-

zutreten. Meine Zuhörer aus Halle während der kurzen glücklichen Zeit — ihre Anzahl war nicht so gering — schlossen sich mir eng an, obgleich sie längst schon aus den Universitätsjahren heraus waren. Unter diesen war ein junger Mann, Kurlebauer, einer der ausgezeichnetsten gewesen; er starb kurz nach meiner Ankunft; aber sein innerlich aufgeregtes und bewegtes Gemüth hatte in den Familien seines Kreises mir viele Freunde erworben, die mir mit Zuneigung entgegen traten. Unter denen, die äußerlich am emsigsten waren, mir schon vor meiner Ankunft und noch mehr bei meinem ersten Auftreten einen Anhang zu verschaffen, muß ich besonders einen jungen Arzt Sessa erwähnen. Er machte sich einige Jahre später durch ein Lustspiel bemerkbar, dessen Tendenz ich eben nicht rühmen will, welches aber viele Jahre hindurch auf allen Bühnen im nördlichen Deutschland mit großem Beifall gegeben wurde, jetzt aber, und zwar mit Recht, aus den Repertoiren verschwunden ist. „Unser Verkehr" war der Titel dieses Lustspiels, und viele Leser werden sich dessen noch erinnern.

Aber auch viele angesehene Familien der Stadt kamen uns auf eine sehr hülfreiche Weise ent-

gegen. Unter diesen muß ich vorzüglich den Oberlandes-Gerichts- später Geheimen Justizrath Gerhard und seine treffliche Frau nennen; Diese, eine Tochter des Professor Nösselt aus Halle, unterstützte meine Frau bei der häuslichen Einrichtung und bewies sich in jeder Hinsicht überaus gütig und liebreich. Gerhards Sohn, der Professor und Stifter des archäologischen Instituts, welches von Rom aus sich über den größten Theil von Europa verbreitet hat, hatte noch nicht die Universität bezogen. Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, die ich freudig entrichte, indem ich die Eltern meines berühmten Freundes hier nenne. Eine zweite Familie, die aus demselben Grunde erwähnt werden muß, war die des Criminalraths Brassert. Der Sohn war in Halle mein eifriger Zuhörer gewesen, ward später des gegenwärtigen Ministers Eichhorns Nachfolger als Universitätsrichter in Berlin, und starb vor kurzem als geheimer Tribunalsrath; der zweite jüngere lebt noch als Obergrath in Westphalen.

Auf solche Weise durch anhängliche frühere Zuhörer ermuntert, durch die mir entgegen tretenden Verhältnisse, die sich so unerwartet freundlich gestal

teten, ermuthigt, beschloß ich, auch von dem Königlichen Comissarius gewissermaßen dazu aufgefordert, in der großen Aula der Universität einige öffentliche Vorträge zu halten, welche den Sinn, in welche die Universität sich der geistigen Richtung der Zeit gemäß ausbilden müßte und hoffentlich auch würde, unbefangen aussprechen sollte.

Das Ereigniß der Errichtung einer neuen Universität in einer bedeutenden Stadt, die bis dahin fast allein durch das militairische, das kaufmännische und das Beamtenleben in Bewegung gesetzt wurde, war neu und anziehend genug, um eine große Spannung hervorzurufen. Meine jungen Freunde, die meine Vorträge in Halle gehört hatten, trugen das Ihrige dazu bei, die Aufmerksamkeit auf die angekündigten Vorträge hinzulenken. Die große Aula war die vier Stunden hindurch gedrängt voll.

Bei dem allgemeinen Gesichtspunkt, von welchen ich bei diesen Vorträgen ausging, war natürlich von einem unmittelbaren Bezug auf diese oder jene Universität gar nicht die Rede, unvermeidlich war es aber, das Abgelebte, Starre und bedeutungslos Unlebendige, welches sich in der Art der akademischen Vorträge und

Einrichtungen erhalten hatte, unbefangen und entschieden anzugreifen, das Rohe, prosaisch Rauhe im Studentenleben freimüthig zu tadeln. Diese Vorträge machten, wie ich erfuhr, großen Eindruck. Ich erwartete viele Gegner, ja ich forderte sie heraus, aber ich glaubte zugleich erwarten zu dürfen, daß das tragische Schicksal des Staats, daß furchtbare Ereignisse die alle, selbst die zartesten Fäden des Volkslebens innerlich erbeben ließen, den Sinn für ein frischeres Leben erregt und empfänglicher gemacht haben würden, daß das Gemüth, wie in so vielen anderen Richtungen, von einer großen Menge abgelebter Verhältnisse sich abwenden und zu einer kühnen Erneuerung von innen heraus sichentschließen würde. Dieses Todte, welches sich noch wie ein Lebendiges gebärdete, dieses ängstlich Pedantische, wie es sich marionettenartig ohne inneres Lebensprincip fortbewegte, schien mir den Feinden verbündet, und mußte in die Flucht geschlagen werden, wie der veraltete militärische Geist bei Auerstädt, wenn eine kühne sittliche Gewalt für zukünftige Siege sich ausbilden sollte. Aber es war natürlich, daß sich Mehrere gekränkt fühlten; selbst solche, die im Ganzen mit mir einig waren, mochten die Härte der ausgesprochenen Consequenz nicht billigen: dennoch bin ich nur

gerecht, wenn ich gestehe, daß ich durchaus keine Zeichen der offenen Mißbilligung von Seiten der Lehrer erlebte. Die Studirenden aber, auch durch mich aufgeregt, durch einige Versuche, eine freundlichere Sitte in den Auditorien hervorzurufen gekränkt, verbargen ihre Mißbilligung destoweniger.

Die Vorlesungen hatten ihren Anfang genommen, ich hielt, dazu aufgefordert, einen Vortrag über den Stand der Philosophie, für ein gemischtes Publikum; die angesehensten Beamten, Prediger, Lehrer besuchten diese Vorlesungen. Abgesonderte Vorträge in einer strengern Form, würden von Studirenden besucht, die Anzahl der Zuhörer war nicht sehr groß. Ich hatte bis dahin gar kein Zeichen von Feindseligkeit der Studirenden erfahren; ich fing an zu glauben, daß sie gar nicht stattfände. Einst als ich völlig ruhig, nur mit dem Gegenstande meiner Vorträge beschäftigt, in mein ziemlich ansehnliches Auditorium hineintrat, fand ich es ganz von Studirenden angefüllt. Dicht aneinander gedrängt saßen sie da, alle mit den monströsen dreieckigen Hüten, den sogenannten Stürmern, bedeckt. Als ich hereintrat, setzte die Gesammtmasse alle Füße in Bewegung, daß der ganze

Hörsaal erbebte. Diese ekelhafte Bewegung eines vielfüßigen Ungeheuers machte auf mich von jeher einen widerwärtigen Eindruck, und zwar der erklärten Feigheit wegen, die sich in einer solchen Aeußerung ausspricht; keiner tritt hervor und jeder verliert sich mit Sicherheit in der Gesammtheit der Masse. Es war dieses widerstrebende Gefühl, welches sich schon längst innerlich ausgebildet hatte, welches eine jede Art von Scheu von meiner Seite verdrängte und nur eine Erbitterung mit Geringschätzung gepaart hervorrief. Ich bestieg gar nicht das Katheder, und ohne nur zu stutzen, erklärte ich, daß ich hiermit meine Vorträge schlösse, und zwar so lange, bis Ruhe und Aufmerksamkeit in meinen Hörsaal wiedergekehrt und ich die Genugthuung erhalten hätte, die mir gebührte. „Dieser Geist, schloß ich, soll von der Universität weichen, oder ich, dazu bin ich hier.“ Ich sprach so kurz und entschieden wie möglich, und war es nun, weil sie erwartet hatten, mich schüchtern, verlegen, erschreckt zu finden, die Stimme der Füße ließ sich während der kurzen Anrede nicht hören; ward aber desto lauter, als ich mich entfernte. In der That glaubten die Studirenden, daß ich vorbereitet wäre, und mein Amanuensis, ein armer

katholischer Philolog, hatte viel auszustehen. Die Stadt Breslau lernte jetzt eine der pikanteren Eigenthümlichkeiten deutscher Universitäten kennen, und es mag Viele, als sie es erfuhren, ergötzt haben. Ich will den Erfolg dieses Excesses nur kurz erwähnen. Der Staatsrath Schulz und, als ihm der Vorfall berichtet ward, der Chef des Departements, nahmen die Sache sehr ernst. Einige Studirende, die ich in der stürmischen Versammlung kannte und nannte, wurden mit Relegation bedroht. Ich konnte mit der Genugthuung, die mir geworden war, völlig zufrieden sein. Erst auf die Bitte meiner Zuhörer fing ich meine Vorträge wieder an, und nur durch meine Verwendung ward die schon beschlossene Relegation, nach einer Abbitte von ihrer und einer Ermahnung von meiner Seite, zurückgenommen. Einige freundlich gesinnte Collegen, besonders der trübe sehende Heindorf, glaubten, von jetzt an wäre mein ganzer zukünftiger Einfluß auf die Studirenden vernichtet. „Begründet vielmehr, wie ich hoffe," antwortete ich, und behielt Recht.

Während ich auf eine solche Weise in eine entschieden gefährliche Differenz mit den Studirenden gerieth, fanden Ereignisse stand, welche einen Zwiespalt zwischen den

Universitätslehrern und einem bedeutenden Theil der angesehensten Einwohner herbeizuführen drohten. In Frankfurt war ein Club der Professoren errichtet, in welchen auch die Honoratioren der Stadt aufgenommen wurden. Man schritt nun gleich zur Einführung eines ähnlichen Clubs in Breslau; er sollte eine freundschaftliche Verbindung der sich zum Theil noch fremden Professoren und zugleich ein geselliges Verhältniß zwischen den Universitätslehrern und den gebildeteren Einwohnern der Stadt einleiten. Das ganze amtliche Personal der Universität, Syndicus, Quästor, Secretair, Privatdocenten sowohl als Professoren, bildeten den Kern des Clubs. Außerdem hatte ein jeder Professor das Recht einige Familien, die ihm bei seiner häuslichen Einrichtung oder sonst besonders freundlich entgegen traten, ohne Abstimmung aufnehmen zu lassen. So entstand ein ansehnlicher Verein vieler Familien, eine jede etwa sich erzeugende starre Trennung zwischen Universität und Stadt konnte vermieden und selbst keimende Differenzen zwischen den Studirenden und den Bürgern konnten hier besprochen und ausgeglichen werden. Der Club, der gewiß in allen Richtungen heilsam gewirkt hat, fand eine ganz besondere Stütze durch seinen

Stifter und immer von neuem gewählten Director, meinen gütigen treuen Freund und mehrjährigen Hausgenossen, den geheimen Hofrath und Professor der Oekonomie und Staatswirthschaft, Weber. Die Errichtung des Clubs erregte in der Stadt eine große Erwartung, eine bedeutende Menge der vornehmsten Einwohner ließen sich zur Aufnahme vorschlagen und die Begründer des Clubs, die sämmtlichen Professoren, versammelten sich in einer stürmischen Sitzung, um über die Aufnahme der Vorgeschlagenen abzustimmen. Jene konnten nach einer kurzen, durch häusliche Geschäfte und Vorbereitungen zu einer, doch in mancherlei Rücksichten neuen Stellung in großer Zerstreuung verlebten Zeit, keineswegs die Aufnahme auf eine genaue Kenntniß der Person begründen. Einige mochten vielleicht glauben, daß eine unbedingte Aufnahme aller Vorgeschlagenen die Zahl der Mitglieder zu sehr vergrößern würde; Einige, daß eine solche dem Ansehen des Clubs schädlich werden konnte; dahingegen ein Abweisen, eine beschränkte Auswahl die Autorität der Gesellschaft steigern würde. Auf keinen Fall aber konnte diese Auswahl sich auf eine Kenntniß der Lage und der Verhältnisse der vorgeschlagenen Personen grün-

den. Ein geistreicher Beamter, der gewohnt war, das Leben und die Menschen mit einer gewissen humoristischen Ironie zu behandeln, verstand es, sich das Vertrauen der Professoren zu erwerben; er bezeichnete diejenigen, die durchfallen müßten. Ich erschrak, als ich sie nennen hörte; es waren unter diesen Beamte der höhern Klasse, und ich sah ein, daß man ein lustiges Spiel sowohl mit den Professoren, wie mit den Durchgefallenen treiben wollte. Unter der heftigsten Opposition der Minorität ging der Act vor sich und den Tag darauf erfuhr die Stadt mit großem Erstaunen, daß eine Menge der angesehensten Einwohner vorgeschlagen und durchgefallen waren. Einige von den Aufgenommenen mochten sich vielleicht freuen und erst jetzt ihre Aufnahme als einen Vorzug betrachten, einige über das Durchfallen von diesem oder jenem eine gewisse Schadenfreude empfinden: im Ganzen aber erschrak man über die Kühnheit der Corporation, die doch nothwendiger Weise, sich [illegible] ihre zukünftige Stellung in der Stadt günstig vorzubereiten, alle Ursache hatte. Und dennoch stellte sich dieses drohende Verhältniß freundlicher, als ich erwartete. Man schien es einzusehen, daß das Durchfallen nicht

auf persönliche Abneigung begründet sein konnte, man erfuhr wohl auch, daß das Ganze eine lustige Mystification war, auf eine gewisse naive Unkunde geselliger Verhältnisse von Seiten der Gelehrten berechnet. Kurze Zeit darauf ließen die durch Ueberrumpelung durchgefallenen angesehenen Beamten sich wieder vorschlagen und wurden sämmtlich aufgenommen.

Der schlesische provinzielle Patriotismus hat seinen vorzüglichsten Vereinigungspunkt in einer, wenige Jahre früher gestifteten Gesellschaft, „die schlesische für vaterländische Cultur," genannt. Ihr überaus thätiger Stifter war der Münz-Rendant und jetzige Dr. und Professor Müller, als physischer Schriftsteller bekannt. Die Gesellschaft umfaßte alle Zweige der menschlichen Cultur, die einer praktischen Anwendung fähig sind, sie zerfiel daher bei einer fortschreitenden Entwickelung in mehrere, zuletzt in eilf Sectionen. Diese waren: die naturwissenschaftliche, botanische, entomologische, medicinische, ökonomische, pädagogische, historische, für Kunst und Alterthum, die technische und die musikalische; eine jede Sec-

tion hat ihren Director. Das Präsidium, bestehend aus den Directoren der Sectionen und einigen, durch die sämmtlichen Mitglieder erwählten Männern, leitet die allgemeinen Angelegenheiten der Gesellschaft. Diese hat sich durch ihre bedeutenden Verdienste in ganz Deutschland bemerkbar gemacht. Man erwarte hier nicht einen ausführlichen Bericht von ihrer Thätigkeit; nur darauf glaube ich aufmerksam machen zu müssen, daß der Sinn, der das ganze Institut leitet, die theils praktische, theils wissenschaftliche Thätigkeit, die alle Mitglieder vereinigt und den rüstigen, kenntnißreichen, eifrigen Stifter in den Stand setzte, eine solche Gesellschaft zu begründen; daß der gediegene Kern derselben durchaus aus einem tüchtigen provinziellen Sinne hervorging, der, unabhängig von der Universität, sich äußerte, obgleich dieser dadurch eine Gelegenheit zu erweiterter Thätigkeit ward, und auch der Kreis der Arbeiten der verschiedenen Sectionen durch die Theilnahme der Universitäts-Lehrer inhaltsreicher und ausgedehnter wurde. Schon vor der Einrichtung der Universität hatte sich das Streben, die verschiedenen naturwissenschaftlichen Zweige im provinziellen Sinne aufzufassen und zu bear-

beiten, auf eine ausgezeichnete Weise gestaltet, kaum giebt es eine Provinz in Deutschland, so reich an barometrischen Höhenmessungen wie Schlesien. Der verstorbene Medicinalassessor und Dr. Apotheker Günther hatte den Grund gelegt zu einer botanischen Schule, deren Forschungen einen großen Erfolg hatten. Ich glaube kaum, daß irgend eine Provinz in Europa genauer botanisch durchforscht ist als Schlesien. Ich erstaunte oft, wenn ich auf meinen Wanderungen nicht selten in den kleinsten Städten Apotheker fand, die gründliche botanische Kenntnisse besaßen, und Viele hatten hier und da seltene Pflanzen entdeckt. Eine Gesellschaft still vereinigter Freunde bearbeitet die schlesische entomologische Fauna; und nicht bloß in den naturwissenschaftlichen Richtungen, auch in allen übrigen war man auf eine erfolgreiche Weise thätig. Die immermehr sich erweiternde Bildung eines technischen Instituts setzte viele Mitglieder in lebhafte Bewegung; die Begeisterung für die Kunst wuchs während meines Aufenthalts in dieser Gesellschaft immermehr, und die Idee einer sich periodisch wiederholenden Kunstausstellung, wie sie jetzt nicht in Deutschland allein, sondern in ganz Europa mächtig geworden ist, entsprang in Breslau in dem

damals wenig bemerkten Kreise der schlesischen vaterländischen Gesellschaft. Es war der damalige Präses der Gesellschaft General von Röder, der in Verbindung mit dem unter Göthes Augen erzogenen Baron von Stein, dem später immer von Neuem erwählten Präsidenten, diese Idee zuerst auffaßte und ausführte. Als ich nach Breslau kam, eilte ich, mich dieser Gesellschaft anzuschließen, und beschloß, so weit meine rein wissenschaftlichen Beschäftigungen es erlaubten, für sie und in ihrem Sinne thätig zu sein. Als ich in den Kreis der Gesellschaft eintrat, versammelten wir uns in einem kleinen, fast dürftigen Lokal; ich sah dieselbe indeß mehr als 20 Jahre hindurch wachsen; und noch im Jahre 1841 durchwanderte ich die ansehnlichen Räume der Gesellschaft, die den Einwohnern der Stadt eröffnet waren. Ihre Gemäldesammlung, Gegenstände der Industrie, die Bibliothek, besonders in provinzieller Rücksicht bedeutend, müssen die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich ziehen, die es hier erfahren, was ein echt bürgerlicher Verein durch einen schönen Sinn aus eigenen Kräften zu erzeugen vermag.

Politisches.

Während die Universität sich gestaltete, während ich langsam, aber nicht ohne Hoffnung, die Keime der geistigen Bewegung, die in den jugendlichen Gemüthern im Anfange des Jahrhunderts sich zu entwickeln anfingen, freilich unter sehr ungünstigen Verhältnissen zu beleben suchte, erschien das äußere Schicksal der Völker immer dunkler; die Ströme jener Barbaren der Uebercultur ergossen sich in ihrer östlichen Richtung über ganz Europa. Zwar war ich der unmittelbaren Herrschaft der eingedrungenen Feinde entgangen, aber die mittelbare trat immer gewaltiger und verhängnißvoll drohender hervor. Nichts konnte in gesunder Entwickelung gedeihen, so lange diese über uns schwebte und sich steigerte. In Breslau vernahm man Vieles von den Verwüstungen während des Krieges, Viele erinnerten sich grauenhafter Erzählungen von dem rohen, ja grausamen Benehmen der süddeutschen Truppen, die in französischen Diensten dem Feinde gefolgt waren. Besonders klagte man über die würtembergischen und badischen Truppen. So waren deutsche Gemüther durch den Einfluß der französischen Herrschaft dem eigenen Vaterlande entfremdet und

verwildert, und jetzt kam die grauenhafte Zeit, wo ein preußisches Heer, mit dem französischen verbunden, für den völligen Untergang des eigenen Landes kämpfen sollte. Was ich bis dahin erlebt hatte, der schwere Druck meines Aufenthaltes in Halle, schien mir kaum beachtenswerth, mit diesem verhängnißvollen Verhältnisse verglichen. Wenn, dachte ich, die Krieger Preußens, wie wir es an den Süddeutschen erlebt hatten, sich als Krieger des großen Heeres betrachteten, wenn sie es für einen Vorzug hielten, an dem Siegestaumel der Feinde Theil zu nehmen, würde das Volk nicht in seinem innersten Keim verpestet, würde die Gesinnung, die feste, bis dahin unerschütterliche, die durch die wachsende Würde und Selbständigkeit des eignen Landes seit Jahrhunderten getragen und gepflegt war, nicht untergraben?

Dem General von Grawert in Breslau trat ich näher, weil er sich vorzüglich mit der militairisch-topographischen Aufnahme Preußens beschäftigte, die [illegible] wie auch Raumer in geognostischer Rücksicht so wichtig war, damit wir uns vorläufig mit der innern Lage und Gestaltung des schlesischen Gebirges

bekannt machen konnten. Dieser erhielt den Befehl, sich mit General York zu verbinden. Sein Adjutant, der damalige Major von Hiller, der sich im Befreiungskriege sehr auszeichnete und später als Divisionsgeneral in Breslau stand, hatte meine Vorlesungen gehört, und ich war mit ihm in ein näheres, ja freundschaftliches Verhältniß getreten. Dieser kenntnißreiche, in jeder Hinsicht wohlgesinnte Offizier, litt innerlich bei dem Verhältniß welches ihn zwang; es kränkte ihn tief, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar, gegen sein eigenes Vaterland kämpfen zu müssen. Die vertrauten Gespräche die wir führten, steigerten meinen Schmerz. Oesterreich mußte sich, seit Napoleon Schwiegersohn des Kaisers geworden war, für ihn bewaffnen, wie Preußen, damit es völlig klar würde, daß die Unterjochung von ganz Deutschland jetzt gelungen und eine jede Hoffnung widerstrebender Gemüther verschwunden war. Und dennoch war ich nicht fähig, sie aufzugeben. Was wir aus Rußland vernahmen, der Entschluß, nach einer verlornen Schlacht in die weiten, zum Theil wüsten Ebenen sich zurückzuziehen und Alles vor sich her zu verwüsten, erweckte die tröst-

liche Ahnung, daß der Wahnsinn einer grenzenlosen Eroberungssucht hier seine Grenzen finden würde.

Wenn ich in meiner beschränkten Lage ein solches Ereigniß mit blutendem Herzen sah, welches vernichtende Gefühl mußte diejenigen durchdringen, die noch an die Möglichkeit eines kräftigen Widerstandes glaubten, die diesen bis zu dem letzten Moment zu erhalten und zu beleben versuchten. Damals in der dunkelsten mitternächtlichen Stunde des hoffnungslos hinsinkenden Deutschlands entstand ein stilles geheimes Bündniß der edelsten Geister, ein Bündniß, welches man so lange, vorzüglich durch treulose französische Politik, zu verhindern gewußt hatte, das Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen. Beide hingewiesen zu einer gemeinschaftlichen innern Vereininigung mit dem echt uraltgermanischen England. Was zu dieser Zeit in den unglücklichsten Momenten die edelsten Männer in allen drei Reichen so tief bewegte und innerlich mit einander verband, war das Kind einer gewaltigen Zukunft, welches noch im stillen Wachsthum begriffen, seine mächtige, bedeutende Jugend erwartete. Möchten diejenigen, die das jetzige Schicksal der drei Länder zu leiten vermögen, sich fort=

dauernd an jenes stille Bündniß, äußerlich scheinbar so ohnmächtig, und dennoch ein paar Jahre später so riesenhaft gewaltig hervortretend, erinnern; sie würden es einsehen, daß die Zeit des höchsten Drucks, der verzweiflungsvolle Moment des drohenden Unterganges und die schnell darauf folgende glänzende Befreiung, abgesehen von den großartigen äußeren Erfolgen, innerlich eine Weissagung für zukünftige Jahrhunderte in sich schließen.

Wenn auch die vielfältigen Geschäfte, die Einrichtung des Lokals, Anschaffung der Instrumente, Theilnahme an den Einrichtungen und Verhandlungen des Universitätsbaues, Vorlesungen über Physik und Philosophie und die Fortsetzung des mineralogischen Handbuchs, mich anstrengend in Anspruch nahmen, so verfolgte ich dennoch die politische Stellung Preußens mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit. Das unglückliche Schicksal meiner Freunde ängstigte mich fortdauernd, im Geheimen warf ich mir vor, daß ich in Sicherheit die Zeit zubrächte, während sie litten, und ihre Leiden hingen nur zu genau mit denen des Vaterlandes zusammen. Die drohende Lage des Landes zog die Aufmerksamkeit von den Privatverhält-

nissen ab; hier in Breslau, wo ich nicht auf solche Art thätig sein konnte, wie in Halle, vernahm ich wenig aus Berlin. Meine Freunde in Halle waren in die Gewalt des Feindes gerathen, und während die äußeren Verhältnisse sich immer drohender gestalteten, erfuhr ich nichts von der geheimen Gesinnung der bedeutenden Männer, die in Verbindung mit England und Oesterreich auf eine so kühne Weise thätig waren. Oft fragte ich mich, als das Gerücht, daß Preußen und Oesterreich, wie die übrigen deutschen Reiche, in Verbindung mit Napoleon Rußland bekämpfenwürden, immer lauter wurde: was unternehmen jetzt jene kühnen Männer, deren entschiedene Gesinnung auch mich in eine gefahrvolle Thätigkeit hineinriß? Haben Gneisenau, Chasot, Eichhorn, Schleiermacher jetzt alle Hoffnung aufgegeben, oder sind sie noch in dieser drohenden Lage, die selbst den preußischen Krieger dem Tyrannen preis giebt, im alten Sinne thätig? Meine ganze Ansicht von Deutschland und seiner geschichtlichen Bedeutung war mir durch eine lange Reihe von Jahren eine Lebensfrage geworden, meine genauesten Freunde theilten meine Gesinnung, ja waren durch diese zum Theil in die Gewalt des Feindes ge-

rathen, und es gab Momente, wo ich mit innerem Entsetzen ihr Leben bedroht glaubte. Ein eigenes Verhältniß setzte mich in Kenntniß von der geheimen Stellung zweier Mächte gegeneinander, die in meiner damaligen Stimmung mir nicht gleichgültig sein konnte. Ich hatte dieses Verhältniß auf keine Weise herbeigeführt, es drängte sich mir auf und ich konnte es nicht abweisen. Was ich auf diesem Wege erfuhr, ängstigte mich in hohem Grade; ich sah es ein, wie alle Mächte eben in diesem bedenklichen Momente, als der grenzenlose Ehrgeiz Napoleons und der Siegestaumel seines Heeres die Freiheit des ganzen europäischen Continents bedrohten, unsicher schwankten, oder vielmehr jede Hoffnung, die Selbständigkeit ihrer Reiche zu erhalten, aufgegeben hatten, und wo noch eine leise Spur der Hoffnung aufzutauchen anfing, ward sie durch das gesteigerte wechselseitige Mißtrauen erstickt. Vor mir schwebte der Geist, der mich aus meinem fernen Vaterlande gerufen hatte, in meiner Erinnerung traten mit erschreckender Klarheit die schönen Tage hervor, die ich als ein einsamer Fußwanderer in dem thüringer Gebirge zubrachte, wo ich noch schwelgte in dem Genuß des anziehenden fürstlichen, bürger-

lichen, amtlichen, häuslichen Lebens der noch glücklichen kleinen Staaten, als ich aber auch das drohende Unheil aus der Ferne heranrücken sah und schon damals die zurückweichende Gewalt Deutschlands, die ahnungsvoll eine verderbliche Zukunft erkannte, wie von Schrecken gelähmt fand. Ich durchlebte die Momente des kurzen siegreichen Daseins eines erneuerten Geistes, an dessen Kämpfen und Siegen ich auf eine lebendige Weise Theil nehmen durfte. Alle die tragischen Momente eines deutschen Lebens schwebten mir vor; jetzt war nun der gefürchtete Augenblick da, die geistig Verbündeten waren unter sich in einen lähmenden Kampf gerathen, und die Bewaffneten der unterjochten Völker kämpften für den Tyrannen, der sie zertrat. Aber meine Thätigkeit, der Kampfplatz, auf den ich gestellt war, war der geistige; hier konnte, hier durfte ich nicht zweifeln, der Glaube an den Sieg, von dem Mittelpunkte dieses Daseins aus, war ein religiöser geworden, der mit fester Zuversicht aller äußeren Wahrscheinlichkeit Trotz zu bieten vermochte, und in diesem Sinne sollte ich nun hier, in einer fremden Umgebung, nicht, wie in der glücklicheren Zeit, von Freunden und Zuhörern unterstützt, den bedenklichen Kampf wagen.

Jetzt fühlte ich es, wie ich allein stand, nicht erwarten durfte verstanden zu werden. Die nahe Noth hatte zwar alle Gemüther ergriffen. Was sie zu retten suchten, und jetzt zu erretten verzweifelten, war mir zwar auch wichtig, enthielt aber keine Ahnung von dem, wofür ich stritt, wofür ich zu leben und zu kämpfen berufen war. Die schweren Gedanken, die mich in dieser Lage ergriffen, wurden nur mühsam durch vielfältige äußere Geschäfte zurückgedrängt, durch die Freundschaft vieler achtbarer Männer; aber doch nur scheinbar überwunden. Und selbst die heitere Erfahrung mancherlei lobenswerther Beschäftigungen des geistreichen Volks konnte mich nur vorübergehend trösten, die geistige Sonne, die mich leitete, schien untergegangen und in den innersten Tiefen meines Daseins herrschte ein tragisches mitternächtliches Dunkel.

Da erhielt ich, so verlassen ich war, auf einmal und auf eine unerwartete Weise, eine Stütze von außen. Durch die viel besprochenen Lebensbilder aus dem Befreiungskriege, haben Briefe der merkwürdigen, bedeutenden Männer (Graf Münster in England, Staatskanzler von Hardenberg, von Scharnhorst, Gneisenau, Dörenberg in Preußen, Stadion, Nugent,

Hardenberg in Oesterreich, Stein, damals in Rußland) uns mit der Stimmung derselben in der grauenhaftesten Zeit bekannt gemacht, und wie sie zwar, als nun die erklärte Unterwerfung unter Napoleon rein ausgesprochen schien, für einen Augenblick wie betäubt dastanden, schnell sich aber wieder zusammenfanden, und die Sache, für welche sie lebten und zu sterben entschlossen waren, keineswegs aufgaben. Aus der öffentlichen und officiellen Thätigkeit des Staats mußten die oben genannten Preußen sich zwar zurückziehen, aber von diesem getrennt lebte das Bündniß, welches sie unter sich und mit den auswärtigen Freunden geschlossen, noch mächtig fort. Plötzlich, — ich glaube mit Sicherheit die Zeit aus der Erinnerung angeben zu können — erschienen in den letzten Tagen des Aprils 1812 Gneisenau, Chasot, Justus Gruner, Moritz Arndt und später Blücher in Breslau. Bei der Unruhe, die damals im Volke herrschte, war man über die Ankunft dieser Männer erstaunt; irre ich nicht, so war selbst die Polizei bedenklich und schenkte, obgleich auf eine höchst behutsame Weise, diesen Männern eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Wahrscheinlich waren es meine nur wenig erfolgrei-

chen Unternehmungen in Halle, die mir das Glück verschafften, in diesem Augenblick von den bedeutenden Männern aufgesucht zu werden. Jetzt zum ersten Mal trat ich nun in unmittelbare Berührung mit den Männern, deren mächtige Stellung im Staate, mit einer unerschütterlichen Gesinnung verbunden, mir immer als eine feste Stütze vorgeschwebt hatte. Mein bisheriges Verhältniß, vor Allem zu Gneisenau und Chasot, war mir zwar höchst wichtig, das Vertrauen, welches ich zu ihnen gefaßt hatte, war ein ganz entschiedenes und nicht zu erschütterndes, aber dennoch war es nur auf einen schwankenden Grund gebaut, und die Mittel, auf welche sie ihre Hoffnung zu gründen schienen, waren mir nur höchst unvollkommen bekannt. Sie brachten während ihres damaligen Aufenthalts in Breslau die meisten Abende in meinem Hause zu; ich mußte Anstalten treffen, um einen jeden andern möglichen Besuch zu verhindern. Einige Mal, wo auch die Entfernung meiner Familie gewünscht wurde, versammelten wir uns in dem Schillingschen Weinhause und blieben bis gegen Mitternacht zusammen; hinter der öffentlichen Schenkstube ward uns eine kleine Kammer angewiesen, wo wir bei verschlossenen

Thüren saßen. Man kann sich leicht denken, daß diese Zusammenkünfte ein Gegenstand der allgemeinen Gespräche der Stadt wurden und daß ich den Einwohnern in einem bis dahin fremden Lichte erschien. Der Polizei-Präsident Streit sagte mir eines Tages: er wisse es wohl, daß sich bei mir ein kleines Coblenz gebildet habe; er wollte an die Versammlung der emigrirten französischen Prinzen und an ihre extravaganten Anhänger der ersten Zeiten der Revolution erinnern. Sollte es eine polizeiliche Warnung sein? Ich vermuthete es, lachte aber, und verbat mir die Vergleichung.

Gneisenau lernte ich jetzt erst persönlich kennen. Er war, wie bekannt ein schöner Mann, dessen ruhiges und sicheres Einherschreiten schon den ritterlichen Helden verkündete, sein Blick deutete auf Klarheit. Ich sah nie eine ähnliche Mischung von edlem Stolz und echter Demuth, von Zuversicht und Bescheidenheit. Wie die übrigen größten und bedeutendsten deutschen Helden war auch er mehr durch das Leben als durch Studien gebildet, aber durch seine Achtung für eine jede Art

höherer geistiger Bildung, durch die freundliche Aufforderung, ihn über Verhältnisse aufzuklären, die ihm unbekannt waren, durch das unverstellte Geständniß seiner Unkunde zeigte er sich nicht allein noch liebenswürdiger, sondern zugleich achtungswerther; denn nie erschien die ihm angeborne Größe imponirender als in eben solchen Momenten. Ihm fehlte die leichte Beweglichkeit des Geistes, der schnelle Witz, die ironische Schärfe, welche damals viele der bedeutendsten und höchst verdienstvollen höheren Befehlshaber auszeichneten, aber auch nicht selten, bei geselligen Berührungen, zurückstoßend wirkte.

Es schien wohl, als wenn die Keckheit, die auf dem Schlachtfelde als die höchste Tugend glänzt, der Meinung dieser Männer nach, sich auch in geistigen Behauptungen bewähren müßte, als gelte ein schnelles und entschiedenes Urtheil ebensoviel, wie das Commandowort vor der Fronte. Viele von diesen hatten im höhern Alter, durch Talent unterstützt, zu erlangen gesucht, was doch nur ein früherer Unterricht mit übersichtlicher Sicherheit und Klarheit zu geben vermag. Einige hatten auf Universitäten studirt; die tüchtige kriegerische Neigung aber hatte ihre Studien,

halbvollendet, unterbrochen. Gestehen mußte man, daß ihnen, da sie Manches erlebt hatten, was dem einsam auf seiner Stube eingeschlossenen Gelehrten verborgen blieb, ein treffendes Urtheil gebührte über Vieles, dann nämlich, wenn das Geistige an das äußere Leben und seine Verhältnisse angrenzte. Ein befehlshaberischer Ton, wo ein bedachtsam untersuchender hingehörte, zeigte sich hier und da schon bei den höhern Befehlshabern in dem unglücklichen Jahre 1806. Diese Zeit hatte einen jeden kühnen Mann an sich selbst gewiesen; die innere Kraft, die später so hell glänzte, stärkte sich in dieser Zeit, die eigene Macht, der eigene Gedanke erhielt jene große Gewalt, die im Kriege den Sieg errang. Nicht leicht hatte irgend ein Mensch eine solche Gelegenheit, sich in mannigfach wechselnden Verhältnissen durch das innere Leben auszubilden, wie damals der kühne, begabte preußische Offizier. Aber dadurch entstand auch eine Entschiedenheit, die nicht immer die treffendste war, und das schnelle befehlshaberisch gesprochene Urtheil eines geistreichen Kriegers erschien nicht selten um so glänzender und imponirender, je schiefer es war.

Ich habe nicht selten das Glück gehabt, bedeutende Männer in meinem Leben zu treffen, aber nie bedauerte ich so oft, ein Gespräch plötzlich abbrechen zu müssen, dessen Fortsetzung mir höchst wünschenswerth schien, wie bei Gneisenau. Denn nie hörte ich aus seinem Munde ein unverständiges Wort, ja die stille Demuth seines Wesens hatte etwas unwiderstehlich Gebietendes an sich, auch in geistiger Rücksicht; so daß das Unverständige in seiner Nähe sich nicht auszusprechen wagte. Ein Jeder ahnete das tiefsinnige Gemüth, welches, indem es sich äußern wollte, mehr an das dachte, was ihm fehlte, als an den großen Schatz von Erfahrungen, die er, von den größten Gedanken durchdrungen, mit Europa's Schicksal fortdauernd beschäftigt, während er in thätigem Bündniß mit den edelsten und großartigsten Männern lebte, sich erworben hatte. Es war etwas Fürstliches in seiner Gestalt, in seiner Art sich darzustellen und sich zu äußern. Eben wenn er am demüthigsten war, schien er sich mit bewußtloser Sicherheit herabzulassen; er war der ritterlichste, freigebigste Held, den ich jemals sah, und wer das Glück hatte, sein Interesse zu erwecken, konnte auf seine fortdauernde thätige Theilnahme in

einer jeden unangenehmen Lage mit Sicherheit rechnen. Ich denke mit Freuden daran, wie ich sein Wohlwollen und seine freundliche Theilnahme von dem Augenblick an, wo er in meine Wohnung trat, fortdauernd genossen habe. Die vielen Beweise seiner Güte gegen mich, wenn ich oft Stunden in seiner oder er in meiner Wohnung zubrachte, schweben mir in traurig heiterer Erinnerung vor; kein Mann ist mir je theuerer gewesen. Wenige Tage vor seinem plötzlichen, erschütternden Tode trat er im hohen Alter noch fest und rüstig einherschreitend, in meine Wohnung. Die Cholera erschien mir erst drohend, als sie in ihre verwüstenden Fortschreiten ein solches Opfer zu ergreifen wagte.

Ganz anders erschien Justus Gruner, ein Mann, welcher damals eine sehr bedeutende und einflußreiche Rolle spielte, dessen Andenken sich aber nicht so erhalten hat, wie das der Männer der kriegerischen Thaten. Er war mager und höchst beweglich, seine feurigen Augen, sein etwas blasses Gesicht zeigten Spuren von der lebendigen Sinnlichkeit eines Mannes, der viele innere leidenschaftliche Kämpfe durchgemacht hatte, wohl auch in diesen zuweilen unterlag.

Er hatte einen starken Haarwuchs, die Haare waren brennend roth, er sprach mit großer Leichtigkeit, gern und geistreich. Wenn er ganz in das Gespräch verloren schien, bemerkte er dennoch Alles, was um ihn vorging, fixirte auf einmal die Einzelnen in der Umgebung und schien sie zu durchschauen, wußte nach kurzem Umgang, wozu sie zu brauchen waren und in wiefern man ihnen trauen konnte. Er hatte ein natürliches Talent für die Intrigue, aber diese ward durch ihren Gebrauch in der damaligen Zeit veredelt, ja durch ihn gehoben. Als Polizeipräsident in Berlin war seine Wirksamkeit, durch seine Stellung begünstigt, im höchsten Grade ausgedehnt. Die geheime Thätigkeit gegen den Feind war damals wichtiger als die öffentliche Polizei und dennoch wurde diese, wie behauptet wird, niemals besser verwaltet. Justus Gruner verstand es, eine Unzahl von Geschäften zugleich zu betreiben, er schien sich einem Jeden ganz hinzugeben und die Feinde konnten wohl eine Zeit lang glauben, daß er, der sich eben ihnen durch seine polizeiliche Aufmerksamkeit bemerkbar machte, ganz für dieses äußere Geschäft lebte, aber dennoch war es nur die Maske, die er an=

nahm, um mit seinen geheimen Fäden ganz Deutschland zu umspinnen. Kein Preuße war in der unglücklichen Zeit seinem Vaterlande treuer; seine Unternehmungen brachten ihn fortdauernd in große Gefahr, und so sicher er seine Werkzeuge durchschaute, so war er dennoch bei der großen Zahl derselben alle Augenblicke dem Verrathe ausgesetzt. Es war in der That bewundernswerth, daß er einige Jahre hindurch die täuschende Rolle, dem Feinde gegenüber, spielen konnte. Irre ich nicht, so hatte er, als die Aufmerksamkeit der Feinde rege ward, einige Zeit vor seiner Abreise nach Breslau, seine Stelle als Polizeipräsident aufgegeben. Er hieß, wie der damalige Obrist von Gneisenau, der auch zum Scheine aus dem Militairdienste getreten war, Staatsrath. Gruner war frühzeitig für eine vaterländische Gesinnung erzogen; er war in der Umgebung des großen deutschen Justus Möser erwachsen und in seiner Kindheit und Jugend Gegenstand seiner väterlichen Zuneigung gewesen; nach ihm wurde er in der Taufe genannt. Im näheren Umgange und wo er sich offen äußern zu können glaubte, war er bequem, ja liebenswürdig, und seine Gespräche waren unterhaltend, lebendig und geistreich. Später unter ganz

anderen Verhältnissen traf ich mit ihm in eine nähere Berührung. Daß er sich aber viele Feinde zuzog, war bei seiner Thätigkeit sehr natürlich.

Chasot war durchaus ein Ritter, eine rüstige Gestalt, der sich mit aller Zuversicht einer echt vornehmen Natur bewegte. Ich habe seiner schon früher gedacht. Es ist bekannt, daß er in Berlin in einem Duell einen französischen Offizier, der sich an einem öffentlichen Orte beleidigend über die preußischen Krieger geäußert hatte, erschoß. Er war ein Vertrauter jener bedeutenden Männer, die sich vereinigt hatten, um die Sache Deutschlands, die damals so trostlos schien, auf jede Weise aufrecht zu erhalten, und gehörte im schönsten Sinne zu der großen Zahl der preußischen Krieger, die nicht mehr alles Heil von Parade und Manöver erwarteten, die den Werth der nationalen sittlichen Gesinnung und der geistigen Kraft einsahen und selbst von beiden durchdrungen und gehoben waren; aber auch unter diesen zeichnete er sich durch eine völlige Hinopferung seines ganzen Daseins aus. Er erlebte zwar die erste Morgenröthe des hervorbrechenden schönen Tages, diesen selbst aber nicht. Als er an der Spitze der deutschen Le-

gion aus Rußland nach Preußen vordringen wollte, starb er.

Es ist bekannt, welchen mächtigen Eindruck Arndts Schriften in den Jahren 1805 und 1806 in Deutschland machten; während andere Schriftsteller sich unthätig zurückzogen, furchtsam verstummten, ja wohl hie und da umschlugen, blieb er mit mächtig, treuer Gesinnung unverändert derselbe. Die laute Kriegstrompete, die mächtiger als alles durch die Presse erscholl, verstummte in den unglücklichen Jahren des Druckes keineswegs. Hülfe rufend ertönte sie, wo nur eine Spur von Hoffnung einer hülfreichen Gesinnung zu erwarten war. Daß dieser Mann Aufsehen erregen mußte, war begreiflich; er war bestimmt, die Gemüther in Bewegung zu setzen, durch Wort und starke Lehre das Volk zu stählen, die nationale Gesinnung, wo sie in irgend einem Gemüthe noch schlummerte, sollte durch ihn erweckt, in Thätigkeit gesetzt, bewaffnet werden. Er selbst stellte sich ganz als der biedere deutsche Mann des Volkes dar, und mit dem Ausdruck der derben kühnen Gesinnung verband sich ein inneres geistiges Nachsinnen, ja der in sich versenkte trübe Blick des besorgten Hausvaters,

der die bedenkliche Lage der Familie sich nicht verbirgt, während er unablässig für sie thätig bleibt. Mir ward er von jetzt an ein treuer Freund.

Daß die Lage des Landes, die drohenden Verhältnisse, welche den lange geahnten Untergang herbeiführen zu müssen schienen, sowie die schwache Hoffnung, irgendwo hier oder da eine Rettung zu finden, den Gegenstand aller unserer Gespräche ausmachten, versteht sich von selbst. Ich kam mir wie ein Offizier vor, der bis jetzt von demselben Geist, der in Hohen und Niedern lebte, getrieben, aus einem Vorpostendienst, der das Ganze der geheimen feindlichen Unternehmung nicht überschauen ließ, in dem Hauptquartier ankam, und an dem Vertrauen der Heerführer Theil nehmen durfte. Zwar war dieser Moment der allerunglücklichste; unsere Truppen waren aus dem Felde geschlagen, ja waffenlos gemacht, während ein bedeutender Theil derselben gefangen in dem feindlichen Heere dienen mußte. Ich lernte jetzt jenes Bündniß, welches noch immer fest zusammenhielt, kennen, ich hörte Münsters und Stadions Namen. So völlig von aller äußern Stütze entblößt, hielten wir dennoch die Hoffnung fest.

Die Correspondenz hörte nicht auf, besonders war uns in dieser Zeit Oesterreichs Gesinnung am wichtigsten. England glaubten wir trauen zu können, und dennoch gestehe ich, daß das englische Volk und seine Repräsentanten keineswegs mit der Energie, mit dem lebhaften Interesse sich des unterdrückten Continents annahmen, welches ihre Stellung zu fordern schien. Aus Allem, was ich erfuhr, blickte die beengte Lage des Grafen Münster hervor. Als Familiensache des Königlichen Hauses, des Kurfürsten von Hannover, ward die Hülfe für Deutschland zwar eifrig betrieben, aber eben als eine solche konnte sie nur mit Scheu und ängstlicher Vorsicht sich hervorwagen. Der verletzte Däne mochte freilich nicht sehr geneigt sein, England unparteiisch zu beurtheilen; und ich erinnere mich genau, daß ich auf dieses mein Mißtrauen hindeutete, aber heftigen Widerstand fand. Ich hatte in Halle die Schrift von Ivernois gelesen. Eine Betrachtung in dieser erschütterte mich; der Verfasser suchte darzuthun, daß Napoleon durch das Continentalsystem nur sich selbst schadete, daß der englische Handel, eben während dieses System herrschte, das doch zu seinem Untergang ersonnen war, fortdauernd wuchs, daß der

außereuropäische Handel, der durch die geringste Waare, ja durch den Abhub europäischer Produkte den unglaublichsten Vortheil errang, die Engländer immer gleichgültiger gegen den europäischen Absatz machen mußte, und daß dieser, durch die vielfältige, weit ausgedehnte Schmuggelei, die selbst von den bedeutendsten französischen Behörden unterstützt wurde, keinesweges so unvortheilhaft war. Der etwanige Verlust ward von den Käufern, nicht von den Engländern, getragen. Ivernois Ansicht war gewiß einseitig, aber meine damalige Stellung, die mir ja nicht erlaubte, Verhältnisse der Art klar zu überschauen, erklärte meine Furcht wohl hinlänglich. Mit Oesterreich verhielt es sich anders; es schien äußerlich sogar mit Frankreich verbunden; aber daß dieses Bündniß eben so gefährlich, ja für die Zukunft gefährlicher noch als der zweifelhafteste Kampf werden müßte, sah man in Wien sowohl wie in Berlin ein. Die Redlichgesinnten, aber Furchtsameren, die hinter einem jeden Widerstande den völlig unvermeidlichen Untergang erblickten, konnten sich doch nicht verbergen, daß sie durch das Bündniß mit Frankreich dem selbst freiwillig erwählten Untergange entschieden entgegengingen, wäh-

rend sie durch Widerstand, der doch immer ehrenvoller war, einem kühn hervorgerufenen und nicht so gewissen unterlagen. Wer ist so unkundig in der Geschichte, daß er nicht aus dieser gelernt hätte, wie diejenigen Völker, die in dem kühnen Widerstande beharrten bis zum letzten Augenblick, selbst wenn sie vernichtet schienen, einen Keim der Wiedergeburt in sich bewahrten, während das furchtsam sich ergebende Volk einen hektischen Krankheitsstoff innerlich aufnehmend, sich am sichersten glaubt, wenn es dem Tode am nächsten ist und von einer furchtbaren Täuschung ergriffen in der immer wachsenden Erschöpfung die kranke Hoffnung mit dem letzten Reste des athmenden Organs aushaucht. Es ist hier nicht von denen die Rede, die eine wirkliche französische Partei bildeten, die in der absoluten hohlen Nichtigkeit eines leeren Hoflebens von jeher Franzosen waren und durch die Unterjochung äußere Vortheile mit Leichtigkeit ergriffen, weil sie keine inneren Güter zu verlieren hatten. Ich hörte wohl solche nennen, sie mußten wohl da sein, aber meine Natur wie meine Stellung hielten sie von mir fern; ich habe, ich darf es gewissenhaft versichern, keinen solchen gekannt, und man wird mich daher

entschuldigen, wenn ich keinen nenne. Aber Viele, die in diesem Augenblick dem Bündnisse mit Napoleon das Wort sprachen, mußten dennoch, eben je unvermeidlicher es wurde, im Innern durch ein nie zu verdrängendes Gewissen beunruhigt werden; je drohender sein Zug durch Deutschland nach Rußland erschien, je wahrscheinlicher ihnen der Sieg eines kampfgewohnten, durch jahrelange Triumphe unbesiegbaren Heeres ward, desto demüthigender mußte ihnen die eigene Lage entgegentreten; ein jeder errungene Sieg des Feindes mußte sie als ein neues furchtbares Unglück strafend vernichten; sie hatten dazu beigetragen, diesen Moment herbeizuführen, den sie, wenn auch mit noch so schwachen Mitteln zu hemmen berufen waren; wären sie kämpfend untergegangen, indem sie die Hemmung der Fortschritte des Feindes, auch nur einen kurzen Augenblick, veranlaßt hätten, sie stünden rein da, für sich selber; während ein jeder, auch noch so kleine Vortheil, den der Tyrann aus ihrem Beitritte zog, sie laut als Verräther ausrief. Darauf rechneten diejenigen, die den Widerstand nie aufgaben, in Berlin wie in Wien. Je fester das Bündniß äußerlich ward, desto zweifelhafter, unsicherer, schwanken-

der innerlich. Und es gab in der That Momente eben in dieser Zeit, wo das äußerlich Unmögliche wahrscheinlich ward und das mächtige Bündniß in sich zu zerfallen schien.

Alle Menschen lebten in dieser Zeit in jener wunderbaren innern Aufregung, die dann entsteht, wenn große Erwartungen eine bestehende peinliche Lage zu verändern und zu verbessern versprechen, ohne daß der Augenblick gekommen ist, der zur entschiedenen Thätigkeit auffordert. Wenn die große Masse des Volks auch geneigt ist, das Bestehende als ein Unveränderliches zu behandeln, sorglos von einem Tage zum andern lebt und plötzlich, als träte etwas völlig Unerwartetes hervor, sich von dem überraschen läßt, was bei einer selbst kurzen und oberflächlichen Betrachtung auch von den Unkundigsten sich voraussehen ließ: so verhält es sich doch anders, wenn die geistig Umsichtigeren das gewaltig Herannahende schon lange dunkel Geahnete in seinen erschütternden Folgen übersehen; eine einmal entstandene Erregung wächst dann in un-

geheurem Maaße, nicht in einem einfachen Verhältniß, sondern wie die physisch eingepflanzte Bewegung nach dem Quadrat der Zeiten und der Geschwindigkeiten, immer in sich gesteigert, in jedem Moment mit sich selber multiplicirt. Das 29te Büllètin war erschienen, jeder behutsame Ausdruck in diesem suchte vergebens die grenzenlose Niederlage zu verbergen; in den tieferen Gemüthern regte sich eine Ahnung von einer wundervollen thatenreichen Zukunft mit ihren Hoffnungen und geheimen Grauen; es klang zuerst wie eine ferne halbverständliche Stimme aus dem Innersten der zerstreuten Seelen hervor; etwas Unglaubliches schien die ferne Stimme zu verkündigen. Selbst wer bis dahin geglaubt hatte, daß die bis zur Besinnungslosigkeit gesteigerte Ehrsucht in dem verwüsteten grenzenlosen Lande ihre Schranken finden würde, konnte an das Entsetzliche des Unterganges eines siegreichen Heeres nicht glauben, welches seit 15 Jahren mit steigender Gewalt erst Bewunderung, dann ahnungsvolle Furcht, dann furchtsames Schrecken, endlich lähmendes Entsetzen über Völker und ihre Herrscher verbreitet hatte, und nun so plötzlich von der göttlichen Rache getroffen war. An

ein Ereigniß sollte man glauben, welches (in der Geschichte einzig) an Wunder die Siege übertraf. Aber das Wunder war da, unwidersprechliche Nachrichten häuften sich, die ferne Stimme näherte sich, das dunkle, schicksalschwangere Wort klang klarer, zuletzt als ein lauter mahnender Aufruf. Da überströmten die stark hervorbrechenden Wogen die Ufer der vereinzelten Gemüther, da brausten die überströmenden Fluthen immer gewaltiger, da regte sich der lange verborgene und zurückgetretene Keim des bessern Sinnes, der König und Vaterland mit Treue und Liebe umfaßt, selbst in den Trägsten, und was in dem Besten, oft zweifelhaft und schwankend, wie der Glaube an die göttliche Liebe in den frommen Seelen, unter Kämpfen mancherlei Art festgehalten wird, das ward jetzt, in diesem Moment der Wunder zur zuversichtlichen That gesteigert, selbst in den stumpfsten Seelen; Jeder erwartete einen großen Augenblick und schien für ihn gewaffnet. Und doch war der Moment der That noch nicht da, aber sie war schon reif im Innern vieler tausend Gemüther, und die zurückgehaltene Gewalt, die Alle bewegte, schwoll elastisch an; den

Tag sehnsuchtsvoll erwartend, der die innere That zu einer äußern gestalten würde.

Napoleon war, hieß es, heimlich allein, nur von einem seiner Heerführer begleitet, Tag und Nacht in einem Schlitten durch Schlesien geeilt; ein Postmeister, irre ich nicht, in Haynau, hatte ihn erkannt. In Breslau war Alles in Bewegung; die gewöhnliche Sorge für den Tag und seine stille Beschäftigung war selbst in dem häuslichen Gemache dem großen Ereigniß gegenüber, welches wie ein innerer Aufruf mahnend aus einem Jeden herausklang, zurückgewichen. Auf den Straßen wogte es von Menschen, die sich zuflüsterten, ein Jeder erwartete den Befehl, zur bestimmten That, und Alle blickten sich an, als müßte der Befehlshaber, der sie zusammenrufen, bewaffnen, ordnen sollte, nun plötzlich erscheinen.

Da ward zuerst die Sorge für die Sicherheit des Königs laut. Werden die Reste der französischen Armee, welche die geheime Gesinnung kannten, um die Sicherheit des Rückzuges zu decken, in dem von ihnen besetzten Berlin sich Gewaltthätigkeiten gegen seine geheiligte Person erlauben? Jetzt zuerst trat jene geheim bewahrte Treue, die den rechten Mittelpunkt aller zu-

künftigen That gefunden hatte, wie sie mächtig während des Krieges heranschwoll, wie sie während des langen Leidens still im Innersten, oft denen, die sie pflegten, unbemerkbar, sich erhielt, hervor, und Alles, wozu ein Jeder bereit war, hatte sein göttliches Siegel erhalten.

Herr B. v. L., von dieser allgemeinen Stimmung tief ergriffen, wandte sich unmittelbar an den König. Er mahnte ihn, Berlin zu verlassen und nach Breslau zu kommen. Hier in dem neutralen, von dem Feinde nicht besetzten Gebiete würde er von treuen Unterthanen umgeben, die ihr Leben für ihn zu wagen bereit waren, sicherer sein als in Berlin, wo er auf eine bedenkliche Weise in der Gewalt der Feinde war. In seinem engeren Kreise fand man doch diesen Schritt, der selbst in einer Zeit, in welcher auch der Ruhigere wohl geneigt war, das Ungewöhnliche zu wagen, etwas bedenklich. Wenige Tage nach dem Abgange des Schreibens ward B. v. L. in der Nacht von Gensdarmen aufgehoben, nach Berlin gebracht und dort in die Hausvoigtei gesetzt. Die unschickliche Ermahnung eines Einzelnen, Unberufenen, sollte nicht herbeiführen, was das Resultat der reifen Berathungen derer sein

müsse, denen der König sich selbst anzuvertrauen sich entschließen wollte. So rein auch die Gesinnung des B. v. L. sein mochte, so sah man es doch ein, daß, eben in diesem Augenblicke der allgemeinen grenzenlosen Aufregung, ein jedes Hervordrängen der Einzelnen, selbst der Besten, als ein gefahrdrohendes Uebel um sich greifen und die, jetzt so nothwendige Ordnung zerstören konnte. Eben in solchen dunkeln, tief bewegten Zeiten, in welchen man deutlich erkannte, daß in der ordnenden Gewalt des Herrschers alles Heil zu suchen, war man geneigt, sich still einer Macht zu unterwerfen, welche man jetzt erneuert, kräftig und unabhängig hervortreten sah. Kurze Zeit darauf kam B. v. L. zurück; in einer glänzenden Abendgesellschaft, die er gab und der ich beiwohnte, versprach der Staatskanzler zu erscheinen; nachdem wir einige Zeit vergebens auf ihn gewartet hatten, kam ein Brief, höflich und voll Anerkennung, durch welchen er sein Nichterscheinen mit dringenden Geschäften entschuldigte.

In diesem Augenblick fühlte ich mich, obgleich ich die Morgenröthe des langersehnten Tages freudig begrüßte, dennoch innerlich sehr verlassen. „Sechs lange leidensvolle Jahre hast Du zugebracht, auf diesen Mo-

ment, als auf den seligsten Deines Lebens, harrend: und nun bist Du hier in einer entlegenen Stadt, der Strom der mächtigen Ereignisse wird diese Gegend nicht berühren; gegen Westen, in der Mitte des bewegten Deutschlands wird die Kraft des erwachten Volkes sich vereinigen, wird der Kampfplatz der großen Männer sein, deren Vertrauen und Wohlwollen Dich in den Tagen des Leidens aufrecht hielt und erhob. Du wirst hier thatenlos in unglücklicher Muße, was Großes geschieht durch Deine Freunde, wie ferne Mährchen dir erzählen lassen müssen." So klagte ich und war in dem großen Augenblick dennoch selbstsüchtig nur zu geneigt, über die Vorsicht zu murren. Da ward das Gerücht, daß das, was B. v. L. wünschte und kühn auszusprechen wagte, wahrscheinlich schon in Berlin beschlossen war, immer lauter; Befehle kamen, ein jedes disponible Lokal für die den König nach Breslau begleitenden hohen Beamten in Beschlag zu nehmen. Selbst an mich kam eine solche Aufforderung. Das Lokal für das physikalische Kabinet und für meine Wohnung war völlig eingerichtet, der begonnene Apparat in den dazu bestimmten Sälen aufgestellt; in dem mir übergebenen Auditorium

trug ich schon die Experimentalphysik seit einigen Wochen vor: als ich aufgefordert wurde, das Gebäude zur Disposition zu stellen. Ich glaubte entschieden gegen dieses Ansinnen protestiren zu müssen; ich glaubte nicht, daß der König, der friedlich in die Hauptstadt seiner Provinz einzog, die Lehrer von ihren Lehrstühlen, die er ihnen angewiesen hatte, vertreiben würde. Ich wandte mich an Herrn v. Schuckmann, und blieb ruhig, wo ich war.

Jetzt sah ich ein, wie ungegründet meine Klagen wären. Gott hatte mich hingestellt, da, wo ich allein in dem Brennpunkte des größten geschichtlichen Ereignisses, einer der merkwürdigsten Epochen des menschlichen Geschlechts überhaupt erleben und thätig sein konnte. Wie? — davon hatte ich noch keine Ahnung. Der König kam, die königlichen Kinder begleiteten ihn, Hardenberg war an seiner Seite, die höchsten Beamten, eine Menge Generäle drängten sich hier zusammen; schon war das Gerücht von General York's erster, großer, Alles aufregender Kriegsthat laut geworden; der Krieg war erklärt, obgleich noch keine Kriegserklärung da war. Eine unermeßliche Menge Männer, vorzüglich Jünglinge, strömten nach Bres=

lau; alle Häuser waren angefüllt, auf den Straßen wimmelte es; Scharnhorst war da, Gneisenau wurde erwartet; die hereinbrausenden Wogen einer mächtigen Zukunft hatten alle Gemüther ergriffen; nur Ein Gedanke erfüllte die zusammengedrängte Menge, alles Uebrige, Beschäftigung, Liebe, Zuneigung, waren nur da, in sofern sie sich diesem Gedanken unterwarfen, ihm dienstbar wurden. Und dennoch schwebte über diesem Gedanken selbst ein geheimnißvolles, ja grauenhaftes Dunkel. Der König hatte General York's glänzende That mißbilligt; über ihm schien, dem äußern Anscheine nach eine gefährliche Anklage zu schweben. Der französische, seiner Gesinnung nach, allgemein geschätzte Gesandte, St. Marsan, begleitete den König nach Breslau. Noch schien es zweifelhaft, ob man den General York wollte fallen lassen, der allgemeinen, mächtigen Begeisterung Trotz bietend, und Napoleon sich in die Arme werfend, Rußland bekämpfen wollte, oder ob man entschlossen sei, mit Rußland vereinigt Napoleon den Krieg zu erklären.

Unter der Unzahl der angekommenen Fremden war der Hauptmann Boltenstern, der durch Gneisenau nach Halle geschickt, unsere politische geheime Thätigkeit von neuem belebte. Er gehörte zu den Schülern Scharnhorst's, d. h. zu den jüngeren Offizieren, von welchen sein berühmter Lehrer sowohl als Gneisenau in dem bevorstehenden Kriege viel erwarteten. Ich fand bei ihm mehrere Offiziere, seine Freunde, und der einzig mögliche Gegenstand unserer Gespräche war natürlich der bevorstehende Krieg. Hier nur erfuhr ich, daß in der den Tag darauf erscheinenden Zeitung der königliche Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung erscheinen würde. Die ganze preußische Jugend erwartete ihn; aber auch in diesem (eine Abschrift ward vorgelesen) war der Feind nicht genannt, und bei den beunruhigenden Gerüchten ward Vieles hin und her gesprochen, über die lähmende Wirkung, die wir von diesem Stillschweigen befürchteten. Gespannt, freudig erregt, und dennoch zugleich beunruhigt, verließ ich nach Mitternacht die Gesellschaft. Ich brachte die Nacht in wilden, unruhigen Träumen zu, und erwachte, um mich so viel wie möglich für einen Vortrag über Naturphilosophie vorzubereiten, der um acht

Uhr stattfinden sollte. Indessen ging, was ich erfahren hatte, mir durch den Kopf, und plötzlich — meine Familie hatte ich, wie gewöhnlich, noch nicht gesprochen — ergriff mich ein Gedanke: „es steht ja, dachte ich, bei dir, den Krieg zu erklären, deine Stellung erlaubt dir es, und was der Hof beschließen wird, wenn es geschehen ist, kann dir gleichgültig sein.“ Ich zweifelte gar nicht an dem Entschluß des Königs, sich mit Rußland zu verbinden. Daß man unmöglich die Jugend auffordern konnte, für Frankreich zu kämpfen, war mir völlig klar: man konnte aber mir verborgene und, ich gestehe es, unbegreifliche Gründe haben, den Feind, welcher freilich nach dem Aufrufe völlig enttäuscht sein müßte, hinzuhalten. „Es kann geschehen, erwog ich, daß man, um die noch nicht ausgesprochene Stellung gegen den Feind zu behaupten, deinen Schritt öffentlich mißbilligt, ja bestraft. Du wirst dann wahrscheinlich ins Gefängniß gebracht, vielleicht nach einer Festung geschickt.“ Wie unbedeutend erschien mir dieses in einer solchen Zeit. — Daß ich nach Kurzem wieder entlassen würde, verstand sich, wie ich glaubte, von selbst. Mein Hörsaal war nicht stark besetzt, die Studirenden hatten keinen rechten Begriff von der Natur-

philosophie, und die Begeisterung einer frühern Zeit war verschwunden; außerdem entleerte die gewaltsame Aufregung der Zeit alle Hörsäle. Ich war schon in meiner neuen Amtswohnung eingerichtet, der Hörsaal war in dieser, in dem Flügel, in welchem der physikalische Apparat stand und wo meine Studirstube lag. Einen zweiten Vortrag über die physikalische Geographie sollte ich von 11 bis 12 Uhr halten. Der erste naturphilosophische fand vor den wenigen versammelten Zuhörern statt, und ich glaube nicht, daß irgend Jemand ahnete, was mich innerlich bewegte. Der Gegenstand, den ich behandelte, hatte mich seit vielen Jahren innerlich beschäftigt, ja wenn ich kämpfte, so war es, um für ihn freien Platz zu gewinnen. Als ich den Vortrag geschlossen hatte, wandte ich mich noch an die wenigen Versammelten und sprach sie folgendermaaßen an:

„Meine Herren, ich sollte um eilf Uhr einen zwei-
„ten Vortrag halten, ich werde die Zeit aber benützen,
„um über einen Gegenstand mit Ihnen zu sprechen,
„der wichtiger ist. Der Aufruf Sr. Majestät an die
„Jugend, sich freiwillig zu bewaffnen, ist erschienen
„oder wird noch heute an Sie ergehen. Dieser wird

„Gegenstand meiner Rede sein. Machen Sie meinen „Entschluß allenthalben bekannt. Ob die übrigen Vor„träge in dieser Stunde versäumt werden, ist gleich„gültig. Ich erwarte so Viele, als der Raum zu „fassen vermag.“

Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos, Alles wogte hin und her, Jeder wollte Etwas erlauschen, irgend Etwas vernehmen, welches der immer stärker heranwachsenden Gährung eine bestimmte Richtung geben konnte; Unbekannte sprachen sich an, und standen sich Rede, die vielen Tausende, die aus allen Gegenden nach Breslau strömten, wogten mit den aufgeregten Einwohnern auf den erfüllten Straßen, drängten sich zwischen heranziehenden Truppen, Munitionswagen, Kanonen, Ladungen von Waffen aller Art; ein ausgesprochenes Wort, wenn es irgend eine Beziehung auf die Angelegenheiten des Staates hatte, ward urplötzlich und wie mit gewaltiger, lauter Stimme von Allen gehört. Noch waren die zwei zwischenliegenden Stunden kaum zur Hälfte verflossen, als eilig und mit heftiger Aufregung eine große Masse meiner Wohnung zuströmte. Der Hörsaal war gedrängt voll. In den Fenstern standen Viele, die Thüre

konnte nicht geschlossen werden, auf dem Corridor, auf der Treppe, selbst auf der Straße bis in bedeutender Entfernung von meinem Hause wimmelte es von Menschen. Es dauerte lange, ehe ich den Weg zu meinem Katheder fand. Noch hatte ich an diesem Tage meine Frau nicht gesehen. Mein Schwiegervater, der mit Frau und Tochter nach Breslau gekommen war, wohnte eine Treppe höher bei v. Raumer, die Schwiegermutter bei uns. Das Zuströmen der ungeheuren Menge Menschen war ihnen unbegreiflich; sie mochten wohl eine unbestimmte Ahnung von meinem Entschluß haben. Meine Frau wagte sich nicht heraus; durch die zu Erkundigungen abgesandte Magd ließ ich sie auf eine spätere Stunde vertrösten; dann, versprach ich, solle sie Alles erfahren. Ich hatte diese zwei Stunden in einem seltsamen Zustande zugebracht; was ich sagen wollte, regte mein ganzes innerstes Dasein auf; ich sollte jetzt und unter solchen Verhältnissen aussprechen, was fünf Jahre hindurch zentnerschwer auf meinem Gemüthe gelastet hatte; ich sollte der Erste sein, der nun öffentlich laut aussprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutschland, ja von ganz Europa, da war; die innere Bewegung war

grenzenlos. Vergebens suchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen, aber Geister schienen mir zuzuflüstern, mir Beistand zu versprechen, ich sehnte mich nach dem Ende dieser quälenden Einsamkeit; nur ein Gedanke trat vorherrschend hervor: „Wie oft hast du dich beklagt, sagte ich mir, daß du hier in diese Ecke von Deutschland hingeschleudert wurdest: und sie ist jetzt der Alles ergreifende, begeisternde Mittelpunkt geworden; hier fängt eine neue Epoche in der Geschichte an, und was diese wogende Menschenmenge bewegt, darfst du aussprechen.“ Thränen stürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Knie, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und bestieg mein Katheder. Was ich sprach, ich weiß es nicht, selbst wenn man mich nach dem Schlusse der Rede gefragt hätte, ich würde keine Rechenschaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zusammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich sagte, war die stille Rede Aller, und sie machte eben deswegen, wie ein Echo aus der eigenen Seele eines Jeden, einen tiefen

Eindruck. Daß ich, indem ich die Jugend so auf=forderte, zugleich meinen Entschluß erklärte, mit ihnen den Kampf zu theilen, versteht sich von selbst.

Nach geschlossener Rede eilte ich zu meiner Fa=milie, um sie zu beruhigen; dann nach wenigen Mi=nuten stand ich wieder in der einsamen Stube. „Das ist nun gethan," sprach ich und fühlte mich erleichtert, als wäre eine schwere Last mir von der Brust gewälzt. Aber eine neue Sorge drängte sich mir auf. „Jetzt, sagte ich mir, nach dieser Stunde, ist deine ganze Stel=lung im Leben verändert, du bist durch dein Verspre=chen ein Krieger geworden, und wie soll der Entschluß ausgeführt werden? was muß nun weiter geschehen?" Ich konnte mir keine deutliche Vorstellung davon ma=chen. Ich hatte mich Keinem anvertraut, ich stand völlig rathlos da. Plötzlich ging mir ein Licht auf. „Zu ihm mußt du eilen, er, wenn irgend einer, wird deine That billigen, er wird dir am besten sagen, was du zu thun hast." Schon ergriff ich den Hut, um fort zu gehen, als Deputirte der Studirenden erschienen. Sie forderten mich auf, die Rede in einem größeren Lokale zu wiederholen; sie schlugen den Fechtsaal, der wohl 5 bis 600 Zuhörer fassen konnte, vor, und ich

mußte, obgleich ungern, das Versprechen geben. Es brannte mir unter den Sohlen, aber ich konnte nicht fort. Nun strömte die Masse der Müßigen in meine Stube herein: mir schmeichelten diese Besuche keinesweges; hätte ich ihnen nur das Wort aus dem Munde genommen, dann hätten sie es für sich behalten, als ihr heiligstes Eigenthum, mir nur für die kurze Stunde anvertraut. Noch waren diese Besuche nicht verschwunden, fast eine unglückliche Stunde war verflossen, als Professor Augusti, der damalige Rector der Universität, erschien. Er habe, sagte er, etwas äußerst Wichtiges mit mir allein zu sprechen. Obgleich diese Anrede mich gewissermaaßen beunruhigte, war ich doch zufrieden, als ich meine Stube von der lästigen Menge der Besucher befreit sah. Augusti gehörte zu meinem nähern Umgange, wir lebten im freundschaftlichsten Verhältniß. „Ich komme, sagte er mir in einem feierlichen Tone, von dem Staatskanzler." St. Marsan, der französische Gesandte, war, als er das laute Gerücht von meiner Rede vernommen hatte, zum Staatskanzler geeilt. Wenige Tage nachher theilte mir dieser selbst den Inhalt des Gesprächs mit. „Sagen Sie mir, hätte er geäußert, was das zu bedeuten hat?

Wir glauben mit Ihnen in Frieden zu leben, ja, wir betrachten Sie als unsere Bundesgenossen, und nun wagt es ein Universitätslehrer unter den Augen des Königs uns den Krieg zu erklären!" — Hardenberg antwortete dem wohlwollenden Freunde, dessen bedenkliche Stellung er auf jede Weise zu schonen suchte, folgendermaaßen. „Die Gesinnung des Volks, der Jugend, kann Ihnen kein Geheimniß sein; die Rede konnten wir nicht verhindern; daß sie gehalten wurde, erfuhren wir erst, als sie geendigt war. Der König desavouirt sie. Fordern Sie Genugthuung, die soll Ihnen werden. Aber wir dürfen Ihnen nicht verheimlichen, daß ein jeder Schritt gegen den übereilten Redner ihn in einen Märtyrer verwandeln, und eine Bewegung erregen wird, die uns in große Verlegenheit setzen würde und die wir schwerlich zu hemmen vermögen."

Mich ließ der Staatskanzler durch den Rector wissen, wie er vernommen, daß ich, dazu aufgefordert, morgen die Rede zu wiederholen dächte. Er wollte nun zwar, meine individuelle Ueberzeugung zu äußern, mich nicht hindern, bäte mich aber, Napoleons Namen nicht zu nennen. Aus einer Art von Instinkt hatte

ich dieses auch in der ersten Rede vermieden. Ich befürchtete, daß die Nennung des Namens die Rede der großartigen nationalen Objektivität berauben und mich zu unschicklichen, leidenschaftlichen Aeußerungen verleiten könnte. Mein Freund entfernte sich, und endlich konnte ich noch zu Scharnhorst eilen.

Obrist v. Boyen (jetzt Kriegsminister), einer der wichtigsten, thätigsten und umsichtigsten der stillen Verbrüderung, war eben angekommen und besuchte seinen Freund; ich trat herein, und kaum erblickte mich Scharnhorst, als er auf mich zueilte, mich umarmte und in tiefer Bewegung ausrief: „Steffens, ich wünsche Ihnen Glück! Sie wissen nicht, was Sie gethan haben!" — Es war mein schönster Ruhm. Ich sah es ein, daß ich, ein vierzigjähriger, still grübelnder Gelehrter, ein ungeschickter Krieger sein würde; aber mitgehen mußte ich, wenn dieser Moment irgend eine Bedeutung haben sollte.

Scharnhorst hatte ich kurz vorher kennen gelernt, er zeigte, wie Aeltere, die sich seiner noch erinnern, wissen werden, sich keineswegs als ein Offizier der preußischen Parade. Dieser große Mann, dem Preußen so unendlich viel verdankt, sah gewissermaaßen

einem Gelehrten in Uniform ähnlich; wenn man neben ihm auf dem Sopha saß, war sein ruhiges Gespräch der Art, daß ich fortdauernd an einen berühmten Gelehrten erinnert wurde. Seine Stellung war dann eine höchst bequeme, ja gekrümmte, und er äußerte sich wie ein sinnender Mann, der ganz von seinem Gegenstande erfüllt ist. Dieser war immer ein bedeutender, und obgleich er langsam und ruhig sprach, zog er dennoch unwiderstehlich an, und gewann nach kurzer Zeit nicht allein das Interesse, sondern auch das unwandelbare Vertrauen der Zuhörer, ja beherrschte sie so durchaus, daß selbst der leidenschaftlichste Mensch, wenn er auch völlig entgegengesetzter Meinung war, gezwungen wurde, den Gang der Entwickelung seiner Rede mit stillschweigender Aufmerksamkeit zu verfolgen. Der Gegner sah sich wider seinen Willen genöthigt, die Oberflächlichkeit der eigenen Ansicht neben der Gründlichkeit und Umsicht der seinigen anzuerkennen, und wenn er auch unwillig widerstrebte und halsstarrig die eigene Meinung beizubehalten beschloß, so wagte er doch kaum sein Widerstreben zu äußern.

Man erzählt von einem päpstlichen Gesandten, welcher aus Rom nach Paris geschickt war, um mit

Napoleon zu unterhandeln, zu einer Zeit, wo dieser an den Papst Forderungen ergehen ließ, die derselbe durchaus abzuweisen beschlossen hatte, daß der Gesandte durch die Standhaftigkeit seiner Opposition den Kaiser völlig zur Verzweiflung brachte. Endlich verließ Napoleon erzürnt das Gemach und befahl dem Gesandten da zu bleiben, bis er wiederkäme. Er verschloß die Thüre, kehrte erst gegen Abend zurück und glaubte nun den Gesandten durch Langeweile und Hunger hinlänglich mürbe gemacht zu haben. Als aber nach einer kurzen Entschuldigung das Gespräch wieder anfangen sollte, hub der Geistliche, ohne auf die Entschuldigung Etwas zu erwidern, ganz ruhig da an, wo die Unterhandlung abgebrochen war, und in demselben Sinne, als hätte gar keine Unterbrechung stattgefunden. —

Ganz auf ähnliche Weise, aber unendlich großartiger, zeigte sich Scharnhorst. Was er gegen Napoleon nach reiflicher Ueberlegung beschlossen hatte, gab er nie auf; die ruhige Beharrlichkeit seiner Gesinnung beherrschte den geheimen Kampf, selbst wenn er zu unterliegen schien; die siegenden Gegner wußten es

und fürchteten ihn am meisten, wenn sie ihn scheinbar überwunden hatten.

So war ich einst bei Laon, von den Höhen vor der Stadt aus, Zeuge des Kampfes eines russischen Quarrees, welches heftig angegriffen wurde. Es gelang den Feinden nicht, irgendwo die fest zusammenhaltende Masse zu trennen. Jetzt dehnte sie sich mehr und mehr als ein dichtes unzertrennliches Ganzes in die Länge, wie in Schlangenwindungen bog sie sich hin und her, fortdauernd die Gestalt verändernd, aber eine jede Bewegung, die oft einem Rückzuge ähnlich sah, vermehrte die widerstrebende Dichtigkeit der Masse, anstatt sie lockerer zu machen.

In dieser Beharrlichkeit einer großen geschichtlichen Gesinnung schien das zukünftige Schicksal Preußens, immitten der unglücklichsten Verhältnisse, gesichert für einen nahenden Augenblick, zu ruhen; es war die letzte geistige Festung, die sich nie übergab, der Commandant kannte die immer wachsenden Gefahren des Angriffs von innen und außen, aber auch die Stärke seiner Befestigung, wie die unüberwindliche Treue derer, die er in Thätigkeit setzte, deren ganzes Dasein er beherrschte und lenkte, die er, nicht als ein

verzehrendes Feuer, vielmehr als ein durchdringendes Lebenslicht, fortdauernd zu erwärmen und zu begeistern wußte. So fand der Krieg gegen Frankreich während der, wie man glauben sollte, vollständigen Unterjochung, fortdauernd statt. Das Volk bewaffnete sich in allen Gegenden unter den Augen der Feinde, und Scharnhorst, welcher das Gewissen des Volks repräsentirte, erschütterte es am tiefsten, als er sich bis zum Bündniß mit dem Feinde herabgesunken sah. So spricht das Gewissen immer lauter in den besseren Menschen, je tiefer sie sinken; und der größte Fall ruft die tiefste Reue, aber auch die entschiedenste Kraft eines erneuerten Lebens hervor.

Wenige kannten Scharnhorst's Thätigkeit; sie äußerte sich im Verborgenen, nicht wie ein Furchtsames, sondern wie ein unendlich Starkes, Unüberwindliches, und alle die berühmten Befehlshaber und besseren Krieger blickten nach ihm, wie nach dem unwandelbaren, lebendigen Mittelpunkt hin. So reichte das zusammengedrängte Lebensprincip selbst über Preußens Grenze, weit in die mächtigsten europäischen Staaten hinein, und die verrätherischen, mit dem Feinde verbundenen einheimischen Gegner, in England wie in

Oesterreich, selbst wenn sie ihn nicht kannten, ahneten eine solche Gestalt, die für sie eine unüberwindliche war und gegen welche sie nichts vermochten.

Es war rührend, die tiefe Anhänglichkeit, die grenzenlose Verehrung wahrzunehmen, die sich jederzeit äußerte, wenn von Scharnhorst die Rede war; selbst die Trotzigsten, Alles, was hervortrat, mit humoristischer Kritik Vernichtenden, verstummten, ja schienen sich zu verwandeln.

Neben diesem großen Manne saß ich nun in dem aufgeregtesten Momente meines Lebens, damit er meine nächsten Schritte lenken sollte. Die Neigung, nicht allein sich freiwillig zum Kampfe zu stellen, sondern das Princip der Freiwilligkeit in den Truppencorps, die man bildete, festzuhalten, hatte sich schon entschieden ausgesprochen. Jahn war nach Breslau gekommen, um dort den Grund zu legen zur Bildung freiwilliger Corps, die den kleinen Krieg auf eine selbständige Weise führen sollten. Der Ursprung dieser kriegerischen Richtung war sehr tief in der Eigenthümlichkeit der damaligen Zeit begründet, ja sie bildete ein so wesentliches Element derselben, daß derjenige, der, wie ich, nicht geneigt war, sich anzuschließen, dennoch

ihre große Bedeutsamkeit anerkennen, ja sie zu verehren gezwungen war. Der Entschluß, in eines der Detaschements, die dem stehenden Heere untergeordnet waren, einzutreten, schwebte mir freilich von dem ersten Augenblicke an instinktmäßig vor; ich freute mich, als General Scharnhorst diesen Gedanken unterstützte. „Wir könnten, sagte er, Sie zwar sogleich in einem Hauptquartier anstellen, wo Sie eine, mit Ihrem frühern Leben mehr übereinstimmende Thätigkeit finden würden: es ist aber gut, daß Sie den Dienst von unten an kennen lernen; auch zweckmäßig, daß Sie wenigstens im Anfange des Krieges in der Mitte der Jugend leben, die Sie begeistert haben." Scharnhorst konnte, wie sich von selbst versteht, über die Art meiner Thätigkeit gebieten, und ich ward von ihm aufgefordert, mich sogleich mit einer Bittschrift an Se. Majestät zu wenden, in welcher ich um Urlaub und um die königliche Erlaubniß, den Krieg, auf eine Weise, wie es Se. Majestät bestimmen würden, mitmachen zu dürfen, ersuchte. Ich war nun beruhigt und die gewaltige Aufregung hatte sich in eine bestimmte und geordnete That verwandelt. Das Gesuch überreichte ich den Tag darauf dem damaligen

Flügeladjutanten des Königs, Herrn v. Thiele, dem jetzigen General-Lieutenant und Staatsminister, und ich erinnere mich noch immer mit Freude an die Freundlichkeit, mit welcher ich von dem trefflichen Manne empfangen wurde, dessen Wohlwollen und Güte mir in meinem hohen Alter eine Stütze geworden ist, dessen Vertrauen mich beglückt. Einige Tage später erhielt ich ein königliches allergnädigstes Schreiben folgenden Inhalts:

„Ich bezeige Ihnen mein ganzes Wohlwollen darüber, daß Sie nicht nur die Zuhörer Ihrer Vorlesungen bei der Universität ermuntert haben, sich jetzt der Beschützung des Vaterlandes gegen die äußere Gefahr zu widmen, sondern sich selbst auch diesem rühmlichen Zwecke hingeben. Indem ich Sie zu diesem Ende von Ihrem gegenwärtigen Amte bis dahin beurlaube, daß die Umstände Ihnen gestatten, dasselbe wieder anzutreten, wünsche ich aufrichtig, daß das Beispiel, mit welchem Sie den Jünglingen in der ernstesten Ausübung der Pflichten für's Vaterland vorangehen wollen, wirksam beitragen möge, sie zur freudigen Erfüllung derselben anzufeuern.“

Breslau, d. 16. Febr. 1813. Friedrich Wilhelm.

Ich verlebte die wenigen Tage, die verliefen, bis ich das königliche Schreiben erhielt, wie begreiflich, in großer Unruhe. Die Vorlesungen hatten aufgehört, und ich war den unbestimmten Vorstellungen von meiner zukünftigen Thätigkeit preisgegeben. Ich brachte diese Zeit desto unangenehmer zu, da ich den Schritt, den ich gethan hatte, noch immer vor meiner Familie geheim hielt. Nur meinem Schwiegervater hatte ich mich ganz anvertraut, er billigte Alles und erkannte die Nothwendigkeit, nach dem, was geschehen war, den Krieg mitzumachen.

Indessen wurde ich den ganzen Tag von Studirenden bestürmt, nicht allein von Breslauern sondern auch von Berlinern, ja von Gymnasiasten und Jünglingen jedes Standes. Ich konnte nur ihre Namen aufzeichnen und sie auf die zu erwartende königliche Antwort vertrösten. In der That überstieg schon jetzt die Zahl der sich Meldenden die für die einzelnen Detaschements bestimmte so weit, daß ich schon dadurch bei der Unbestimmtheit meiner künftigen Stellung in Verlegenheit gerieth.

Ich war vorläufig auf eine Weise beschäftigt, die mir freilich sehr fremd war, und die ich nicht ohne

freundschaftliche Hülfe auszuführen vermochte. Unter den Jünglingen, die sich um mich versammelten, war vorzüglich ein Däne S., der sich später, als die Geschäfte sich noch mehr entwickelten, förmlich als mein Secretair in dem nothwendig gewordenen Büreau darstellte und mit ausgezeichneter Gewandtheit Alles leitete. Dieser wunderliche Mensch hatte nicht eigentlich auf einer Universität studirt, er gehörte, irre ich nicht, zu den Juristen, die man in Dänemark die dänischen zu nennen pflegt, die sich nicht, dem rigorosen Examen in der lateinischen, sondern nur einem viel leichtern in der Muttersprache unterwerfen. Er hatte auf mehreren Comptoiren gearbeitet und sich ein großes Geschick erworben; aber seinem eigentlichen Streben nach war er ein Dichter und hatte einen Band lyrischer Gedichte drucken lassen. Er lebte eine zeitlang so dichtend und wahrscheinlich für seinen Unterhalt dienend in Kopenhagen. Wie er die zur Reise nöthige Summe erhalten hatte, ist mir unbekannt. Er ging nach Wien und scheint, nach seiner Versicherung, dort in einem ziemlich vertrauten Verhältnisse mit Friedrich Schlegel gelebt zu haben. In der That war er von vielen, auch mir bekannten Verhältnissen sehr wohl unterrich-

tet. Kurz vor der Ankunft des Königs in Breslau war er hier angekommen, und ich hatte ihn als meinen Landsmann freundlich aufgenommen. Jetzt beschloß er, sich als Freiwilliger zu melden und den Krieg mitzumachen. Er war ohne allen Zweifel wirklich von der allgemeinen Begeisterung redlich ergriffen, aber seine Lage zwang ihn auch dazu, denn ich entdeckte bald, daß er völlig von allem Gelde entblößt war.

Es vergingen einige Tage, und ich war über meine eigene Lage noch in Ungewißheit, als ich folgendes allerhöchstes königliches Schreiben erhielt:

„Mit Bezug auf meine Antwort vom 16. d. M., will ich Ihnen hierdurch die Erlaubniß ertheilen, bei derjenigen Truppen-Abtheilung, welche Sie sich zur Dienstleistung gewählt haben, die Offiziers-Uniform zu tragen, wonach Sie auch Offiziersdienste verrichten, bis Ich anderweite Veranlassung erhalte, Sie vom Volontair zum wirklichen Offizier zu befördern, und können Sie Ihre Ansprüche auf diese Begünstigung bei dem Commandeur des Garde-Jäger-Bataillons durch gegenwärtiges Schreiben rechtfertigen.“

Breslau, den 20. Februar 1813.

Friedrich Wilhelm.

Gleichzeitig erging an den Generalmajor v. Scharnhorst folgendes Schreiben, welches noch in meinem Besitze ist.

„Auf Ihr Schreiben vom 18. d. M., habe Ich dem Professor Steffens erlaubt, als Volontair die Offiziers-Uniform derjenigen Abtheilung zu tragen, bei welcher er Dienste leisten will, und da er nach Ihrer Anzeige das Jäger-Detachement des Garde-Jäger-Bataillons gewählt hat, so habe ich den Major v. Jagow darauf aufmerksam gemacht, daß ihm der Steffens bei der Formation des Detachements gute Dienste würde leisten können, und ihn dabei empfohlen, sich seiner dazu zu bedienen."

Breslau, den 20. Februar 1813.

Friedrich Wilhelm.

An den Generalmajor v. Scharnhorst.

Nun hatte allerdings meine Thätigkeit eine völlig bestimmte Richtung. Hauptmann v. Boltenstern, von Halle aus mein vertrauter Freund, ward mein Compagniechef und vorläufig lernte ich, durch einen dazu von mir bezahlten Sergeanten der Compagnie, das Gewehr-Exercitium. Hierbei fand ein lächerliches Ereigniß statt. Weil Alles überfüllt war, wurde jeder

nur schickliche Raum benutzt, um die freiwillige, wie sonst eingerufene Mannschaft einzuexerciren. Der Hof meiner Wohnung ward ebenfalls dazu benutzt. Eine alte Frau, die allerlei Dienstleistungen bei meiner Familie hatte, sah eines Tages, wie der Unteroffizier die ungeschickten jungen Leute wohl zuweilen ungeduldig bei den Schultern faßte, in den Rücken stieß, um die Brust vorzudrängen, den Bauch zurückstieß, wohl auch mit geballter Faust unter das Kinn fuhr, um den Kopf in die Höhe zu richten. Sie hatte gehört, daß ich auch Unterricht im Exerciren hatte, und stürzte heulend zu meiner Frau herein, in der Voraussetzung, daß ich mich einer ähnlichen Behandlung unterwerfen müßte. Das war nun freilich nicht der Fall. Mein Sergeant war überaus höflich, ich will aber doch keineswegs behaupten, daß ich zu den besten Rekruten gehörte.

Dieser Einübung konnte ich indeß nur eine kurze Zeit widmen, mein Hauptgeschäft war noch immer ein ganz anderes. In meinem Büreau fanden die weitläufigsten und verwickeltsten Geschäfte statt; über einen jeden sich meldenden Freiwilligen mußte ein Protokoll aufgenommen werden, damit man über seine persönli-

chen Verhältnisse gelegentlich Auskunft geben könne. Mehrere Tausend Freiwillige kamen zu mir, viele Generäle, die für die Detaschements ihrer Regimenter Freiwillige zu erhalten wünschten, beehrten mich mit ihrem Besuche, und ich hatte genug zu thun, um die jungen Leute, die alle in den Garde-Detaschements dienen wollten, nur einigermaßen gleichartig zu vertheilen, indem ich sie zu überreden suchte, sich an andere Bataillone anzuschließen, da die Garde-Detaschements bald alle die gesetzmäßige Zahl erreicht hätten. Ich erhielt, als begünstigende Ausnahme, die Erlaubniß, diese Zahl (irre ich nicht von zweihundert) um fünfzig zu überschreiten.

Nun erhob sich aber ein Streit unter denen, die sich bei mir gemeldet hatten. Diejenigen jungen Männer nämlich, die sich an die übrigen Garde-Bataillons anschlossen, erhielten die Erlaubniß, an die Stelle der weißen, wollenen Litzen an dem Kragen, wie der gemeine Mann sie trug, Silberlitzen zu tragen. Die Garde-Jäger-Compagnie hatte gelbe wollene Litzen, und viele der sich meldenden Studirenden, die vorzüglich in diesen Detaschements zu dienen wünschten, machten Ansprüche auf goldene. Mir war es, ich gestehe es,

unbegreiflich, wie man in einem solchen Moment der großartigsten nationalen Bewegung, selbst als ein leichtsinniger junger Mann, an dergleichen denken konnte. Aber Boltenstern stimmte mit mir völlig darin überein, diese Forderung aufs Entschiedenste abzuweisen. Ich betrachtete es als ein vorzüglich glückliches Verhältniß der großartigen Zeit, in welcher wir lebten, daß die mehrgebildete Jugend aus höheren Ständen sich unter die Geringeren mischte; diese fühlten sich dadurch geehrt, und ein sittlich bildendes Element mußte, wie ich hoffte, wenn auch langsam, in die Masse der Krieger eindringen und diese heben. Nun fand aber eben bei der Garde-Jäger-Compagnie ein Umstand statt, der eine Gleichstellung zwischen den Freiwilligen und dem gemeinen Manne nothwendig machte. Der Letztere war in der That mehr, als die Gemeinen gewöhnlich, gebildet. Viele waren Förstersöhne, und im Ganzen konnten sie wohl neben eine nicht geringe Zahl des Detaschements in jeder Rücksicht gestellt werden. Wir behaupteten daher: ein Jeder, der sich uns anschließen wolle, müsse wollene Litzen tragen, wie die übrige Mannschaft der Compagnie, und überhaupt während des ganzen Krieges

sich ihr gleichstellen. Der Zudrang war so groß, daß wir keineswegs fürchteten, dadurch eine geringere Zahl zu erhalten. Die edelsten Jünglinge unterstützten unsere Ansicht und billigten sie laut. Einige Männer, die jetzo höhere Stellen bekleiden, werden sich dieses Streites wohl noch zu erinnern wissen und wie lebhaft sie sich für uns erklärten. Es war eine scheinbar kleinliche Sache, aber für die damalige ausgesprochene Gesinnung keineswegs eine gleichgültige.

Ein freundschaftlicher Kampf anderer Art fand nun statt. Das Lützowsche Corps bildete sich in Breslau und ganz in meiner Nähe. Jahn bewohnte den goldenen Zepter, einen Gasthof in der nämlichen Straße, wo ich wohnte; wenige Häuser von mir entfernt, war das Jahnsche Werbehaus, so wie meine Wohnung das für die Detaschements. Es war natürlich, daß ein solches Freicorps etwas sehr Anziehendes für die Jugend hatte; das dichterisch Kühne konnte sich, wie man voraussetzte, hier entschiedener äußern; es war die feurige Lyrik des Krieges, wie sie auch später in Körners Gedichten erschien und in allen Gegenden Deutschlands

die Gemüther erregte. Gewiß, es war seine herrliche, durch seine sittliche Freiheit, den ganzen Krieg veredelnde und stärkende Gesinnung, welche durch die Bildung dieses Corps und seine späteren Thaten laut wurde.

Eine Ahnung von einer Gesinnung, die sich zukünftig mächtiger ausbilden würde, war schon in mir entstanden, Aeußerungen über die zukünftige Gestaltung Deutschlands hatte ich vernommen, die mir bedenklich schienen, doppelt bedenklich, weil sie nicht selten von den edelsten, kräftigsten und kühnsten Männern geäußert wurden. Eben diese Ahnung brachte mich dazu, mich entschlossen an das zu halten, was ich die legitime Masse des Krieges nennen möchte. Schiller hatte als Dichter einen mächtigen Einfluß, durch ihn lebten die Erinnerungen an frühere Kriegeszeiten, vor allen an den dreißigjährigen Krieg wieder auf. Es ist bekannt, wie oft man Holk's wilder Jagd gedachte, aber, obgleich ich den Werth dieses freiern Elements nicht verkannte, vielmehr hoch schätzte, glaubte ich doch, daß mein Alter wie meine Stellung mir gebot, einer entgegengesetzten Richtung zu huldigen und mich dahin zu wenden, wo die großen geordneten Massen, von

trefflichen Heerführern geleitet, über das verhängniß-volle Schicksal der Völker zu entscheiden hatten; erkannte ich in den Freicorps die leichte Lyrik des Krieges, so sollte sich hier das großartige Epos derselben entwickeln. Es war mir nicht schwer, der Jugend begreiflich zu machen, daß sie in dem großen Heere dienend, den bedeutendsten Ereignissen näher trat. Es war eine hier zum ersten Male ausgesprochene Gesinnung, die für mein ganzes zukünftiges Leben wichtig ward und es noch ist. Sie hätte über die Stellung, die ich später als Schriftsteller einnahm, meine Gegner belehren können.

Aber bevor ich noch selbst ausgerüstet und uniformirt in die Reihen der Krieger trat, drängte sich mir ein anderes Geschäft auf. Ich mußte nämlich für die Bekleidung der Freiwilligen des Detaschements Sorge tragen. Dieses wäre mir nun ohne die Unterstützung von S., meinem Landsmanne, völlig unmöglich gewesen. Die dazu nöthigen Summen erhielten

wir durch die freiwilligen Beiträge, die aus Breslau und aus allen Gegenden Preußens noch zuströmten. Es ist bekannt, wie der Wetteifer, sich durch reichliche Gaben auszuzeichnen, in diesen Augenblicken der Begeisterung keine Grenzen kannte. Der Geizige griff seine ängstlich zusammengehäuften Schätze an, wer aber keine Summen zu bieten hatte, verkaufte Edelsteine, Gold- und Silbergeräthe, und wie die Mütter die zärtlich geliebten Söhne, die bis jetzt mit ängstlicher Sorge gepflegt wurden, nicht selten selbst bewaffneten und in den Krieg sendeten, so erschienen auch alle Menschen gehoben und geheiligt. Geringe und gemeine Gesinnungen, die sonst in den Formen, in welchen die Gesellschaft sie wohl zu schonen pflegte, sich unbefangen äußerten, wagten sich in diesen schönen Tagen kaum hervor. Ausgezeichnete Beamte stellten sich, als verstände es sich von selbst, in die Reihen der Gemeinen; Höhergestellte schienen willig sich den Befehlen sonst Untergeordneter zu unterwerfen, wenn diese, durch früheren Dienst dazu befähigt, ihnen vorgesetzt wurden. Das Geben und Empfangen, das Schenken und Geschenktes annehmen schien seine sonstige Bedeutung völlig verloren zu haben. Gewiß,

wer diesen Sturm einer mächtigen nationalen Gesinnung erlebt hat, sah, was nach einer Jahrhundert langen, im Frieden herrschend gewordenen, philisterhaften Spießbürgerlichkeit unglaublich und märchenhaft erscheinen mußte. Freilich war das sonst Erstarrte, jetzt flüssig gewordene nicht rein, und wie die gewaltigen Fluthen, wenn sie von den hohen Gebirgen herunterrauschen, das Wasser durch aufgewühlte Erde verdunkeln und trüben, kam auch hier das Innerste, ja auch das Unreinste der menschlichen Seele aufgewühlt zum Vorschein; aber das Härteste ward zertrümmert, die sonst unüberwindlichsten Massen wurden beweglich gemacht und mußten der Richtung des Stromes, die Alles beherrschte, dienstbar werden.

Der Staatskanzler hatte dem Hofrath Heun, sonst als Romanschriftsteller unter dem Namen Clauren bekannt, das Einsammeln, Vertheilen, Berechnen und die öffentliche Bekanntmachung dieser Geld-Beiträge übertragen, und an ihn wandte ich mich, wenn ich die Handwerker bezahlen mußte, nie vergebens. Einige Beiträge wurden unmittelbar an mich ausgezahlt, und ich war, kamen Summen von einigen tausend

Thalern, wenn auch nur auf kurze Zeit, in meine Hände, mitten in der großen Geschäftigkeit, die mir keine Ruhe gönnte, dennoch von einer gewaltigen Aengstlichkeit ergriffen. Denn unter allen Verhältnissen des Lebens suchte ich bis jetzt auf jede Weise anvertraute öffentliche Gelder von mir entfernt zu halten. Im Besitze derselben fühlte ich jederzeit eine unglaubliche Unruhe.

Man hatte armen Freiwilligen anfänglich Geld gegeben, um selbst die Ausrüstung zu besorgen, wo es denn zuweilen geschah, daß nicht ganz unbedeutende geschenkte Summen, im fröhlichen Jubel zum Besten des Vaterlandes vertrunken, verschwanden. Ich hatte gleich von vorn herein beschlossen, nur Kleidungsstücke, Waffen, und überhaupt, was zur Equipirung gehörte, unmittelbar den Freiwilligen zu übergeben. Handwerker arbeiteten daher Tag und Nacht, und mein damaliger Bataillonschef, der jetzige General von Jagow, machte mir den Vorschlag, fünfzig der schönsten jungen Männer eiligst zu uniformiren und Sr. Majestät vorzustellen. Ich würde, ich gestehe es, eine so lobenswerthe Aufmerksamkeit nicht gehabt haben. In einer unglaublich kurzen Zeit wa-

ren diese Männer equipirt; ich erhielt die königliche Erlaubniß sie vorzustellen, und sie nahmen sich in der That gut aus. Der König empfing uns in seinem Palast, und zu den Merkwürdigkeiten gehört es, daß unter diesen Freiwilligen, der sonst auch als Dichter bekannte Hofrath Bürde, drei Söhne, alle schön und gut gewachsene Jünglinge, stellte, welche alle drei unter den Uebrigen hervorragten. Bürde war sonst Secretair des Staatsministers Grafen von Haugwitz gewesen und dem Könige nicht unbekannt; wie mußte es ihm angenehm auffallen, alle Söhne des Dichters hier dem Dienste des Vaterlands geweiht zu sehen. Der Bataillonschef war allein zugegen und ich in Civilkleidung, weil meine Uniform noch nicht fertig war. Se. Majestät wandte sich mit einer höchst gnädigen Anrede an diese erste Präsentation der preußischen Freiwilligen und äußerte sich darauf gegen mich in Worten, die mir ewig unvergeßlich sein werden. Diese Audienz wurde schnell bekannt; ich konnte, als ich von dem Könige entlassen war, nicht gleich in meiner Wohnung erscheinen, und war erstaunt, als ich zurückkehrend, eine Menge Equipagen vor meinem Hause halten sah. Es waren bedeutende Männer aus

der Begleitung des Königs und mehrere Generäle, die mich mit ihrem Besuch beehrten, um mir Glück zu wünschen. In der That mußte die Auszeichnung, die mir in diesen Tagen in einer so großen Bewegung zu Theil ward, überraschen; die glücklichen Folgen für meine zukünftige Lage schien den freundlich gesinnten Besuchenden entschieden: aber es giebt keinen Menschen, der unfähiger ist, solche Verhältnisse zu benutzen, als ich. Es ist nur zu natürlich, daß ein Gelehrter, der in dem Verlaufe des Krieges nur unbedeutende Dienste leisten konnte, vergessen wurde, und daß das Andenken an ihn mit dem Sturme der Begeisterung, der jenem großen Kampfe voranging, und in welchem er gehört zu werden das Glück hatte, unbemerkt vorüberrauschte. Daher wurde meine Anrede an die Studirenden, so große Bewegung sie auch in der überfüllten Stadt hervorrief, nirgends öffentlich erwähnt. Ich achtete es nicht, oder richtiger, ich dachte nicht daran. Indessen überraschte mich doch die Art, wie ich einmal in den Breslauer, und wie ich jetzt sehe, wenn auch nicht so auffallend, in den Berliner Blättern, genannt wurde, nicht wenig. Herr Heun, der die gelieferten Beiträge bekannt machte, hatte eine

treffliche Frau genannt, die ihren Schmuck schenkte, und den edlen Knaben, ihren Sohn, der seine Sparbüchse einsandte. Zwischen beiden liest man: „Professor St. stellt sich selber.“ Aber groß muß der Eindruck, den meine erste Anrede an die Studirenden und das Gerücht von dieser gemacht hat, doch gewesen sein. Mein Alter, meine Stellung als Lehrer bei der Universität konnten mich, nächst der Geistlichkeit, von dem Kriegsdienst unter allen preußischen Unterthanen am ersten befreien, endlich meine Lage als Familien-Vater mußte alle Entschuldigung für ähnliche, und doch nicht so entschiedene Fälle durchaus aufheben. Es liefen Briefe von mir völlig unbekannten Männern ein, die sich mir gegenüber zu rechtfertigen suchten, weil sie durch ihre ganz eigenthümliche Lage verhindert wurden, meinem Beispiele zu folgen.

Der Leser wird mich entschuldigen, wenn ich hier etwas zurückgehe und ein persönliches Ereigniß erwähne, welches 6 bis 8 Wochen früher stattgefunden

hatte. Die Gesellschaft für vaterländische Cultur feierte, wie gewöhnlich, das Jahresfest ihrer Stiftung. Der Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft während des verflossenen Jahres, wird bei dieser Gelegenheit vorgetragen, vorher aber wird die Versammlung mit einer Rede eröffnet, die man mir übertrug und die ich hielt. Es war im December 1812, und die strenge Kälte, welche der fliehenden französischen Armee so verderblich ward, herrschte auch in Breslau. Eben als ich mich aus meiner Wohnung entfernen wollte, erhielt ich Nachricht von Gerüchten, die mich tief ergriffen. Es waren Briefe aus Halle, in welchen erzählt wurde, daß die westphälische Regierung, durch die bedenkliche Stellung der französischen Armee beunruhigt, sich entschlossen hatte, meine hallischen Freunde, die in Cassel gefangen saßen, nach Frankreich zu schaffen; man fürchtete für ihr Leben. Das Gerücht war glücklicher Weise ein falsches, aber der Eindruck, den es auf mich machte, war entsetzlich. Ich ging innerlich erschüttert nach der versammelten Gesellschaft und hielt hier eine Rede, die sorgfältig ausgearbeitet, wie ich glaube, nicht zu dem Mißlungensten gehörte, was ich habe drucken lassen. Man

findet sie in einer Sammlung kleinerer Aufsätze, die unter dem Namen „Alt und Neu" im Jahre 1823 erschienen sind. Als die Rede gehalten, der Bericht geschlossen, die Wortführer und Directoren der Gesellschaft gewählt waren, versammelten wir uns zu einem Mahle in einem großen Saal. Dieser war bitter kalt, ich saß in einem dicken Ueberrock mit Filzschuhen bei Tisch, die Kälte störte jede Unterhaltung; die Angst für meine Freunde ergriff mich im Innersten und machte mir es fast unmöglich, Etwas zu genießen. Eine halbe Bouteille Wein von der schlechtesten Art konnte mich weder erwärmen, noch erheitern. Ich stand auf, um mich still zu entfernen, und begrüßte im Vorbeigehen meinen Freund und Collegen Link. Er hatte mit einigen Andern sich besser gegen die Kälte zu schützen gewußt. Der Champagner hatte sie heiter gestimmt, und sie überredeten mich, an dem muntern Gelage Theil zu nehmen. Es war nicht das erste Mal in meinem Leben, daß ich die Erfahrung machte, wie eine an Verzweiflung gränzende Stimmung plötzlich in eine entgegengesetzte umschlägt, die dann fast unvermeidlich ein wildes Gepräge trägt. Neuer Champagner ward bestellt, ich, um mich zu

erwärmen und zu erheitern, verschlang mehrere Gläser schnell hintereinander; die Menge des genossenen Weines war gewiß nicht größer als ich sie vertragen konnte; ich glaubte nichts als eine wohlthätige Erwärmung und eine veränderte Stimmung zu spüren. So wollte ich nun den Saal verlassen; als ich aber in der heftigen Kälte auf die Straße trat, verwirrte sich Alles vor mir, und ich erschien in dem Club der Professoren unter Herren und Damen in einem sehr exaltirten Zustande. Was hier eigentlich vorging und wie ich mich benommen habe, erfuhr ich durch meinen Freund, Herrn Geheimerath von Harlem, jetzt im Ministerium des Unterrichts, der sich meiner sehr annahm, und der mir als Zeuge alles wieder erzählt hat. Ich hätte, sagte er, mit großem Pathos gesprochen und besonders den Krämergeist der jetzigen Handelsleute verglichen mit den kühnen und großen Unternehmungen des Mittelalters, der Hansestädte; ich hätte von Fugger und Pirkheimer gesprochen, so daß mehrere ansehnliche Handelsherren sich im höchsten Grade dadurch beleidigt fanden. Man kann sich leicht die höchst unangenehme Empfindung denken, mit welcher ich des Morgens erwachte. Allmälig erfuhr ich, wie sehr

und auf welche für mich unangenehme Weise dieser Abend in der Stadt besprochen wurde. Indessen, so widerwärtig und mir selbst unerklärbar die ganze Begebenheit war, so trat sie dennoch, einmal geschehen, unter die gewöhnlichen, und wurde bald, als die großen Ereignisse Alles in Bewegung setzten, sowohl in der Stadt als von mir selbst vergessen. Als man nun erfuhr, daß ich mich entschlossen hatte, in den Krieg zu gehen, ja, wie ich mich unter die Ersten dazu gedrängt hatte, wurden mir Viele durch ihr Fragen und ihr Erstaunen beschwerlich. Ich litt eben in dieser Zeit viel am Magenkrampf; das gewöhnliche Symptom einer ererbten Krankheit, von welcher ich mich jedoch schnell zu erholen pflege. Nicht diese mir Beschwerlichen allein, sondern auch viele meiner Freunde waren meinetwegen besorgt, und glaubten, ich würde den Krieg nicht aushalten können. Ich konnte sie nach mehrjähriger Erfahrung beruhigen, denn in der That hatte ich oft genug erfahren, wie eine starke und anhaltende körperliche Bewegung bei solchen Anfällen das beste Hülfsmittel abgab. Dann aber warf man mir es vor, daß ich, ohne dazu aufgefordert zu sein, mich Beschwerden und Gefahren aussetzen und meine Familie

verlassen wollte. Einer fragte mich, als ich die übrigen Vorwürfe zurückzuweisen versucht hatte, wie ich mich entschließen könnte, die schöne ansehnliche Wohnung zu verlassen, in welche ich erst vor kurzem eingezogen war. Um nun diese lästigen Männer los zu werden, pflegte ich dann wohl das Gespräch auf eine Weise abzubrechen, die eine jede Fortsetzung abschnitt. Auf jenes Ereigniß in dem Professoren-Club anspielend, antwortete ich dann: „Wenn man einen dummen Streich gemacht hat, muß man einen viel ärgeren darauf setzen, dann wird der Erste vergessen."

Aber jetzt fing eine Beschäftigung an, die mir sehr unangenehm war, und auch etwas komisch erschien. Der alte Professor sollte sich in einen angehenden Seconde-Lieutenant verwandeln und seinen Zug commandiren. Die Menge kleiner Fertigkeiten, die man in der Jugend leicht erwirbt und dann mit instinktartiger Sicherheit ausübt, schienen mir vollig unzugänglich. Selbst den Unterschied zwischen rechts und links wußte ich nur durch eine Reflection zu erlangen, die dann immer zu spät kam. Ich hoffte eine lange Zeit hindurch, daß die fortgesetzte Uebung dieses Ungeschick überwinden würde, es zeigte sich aber später, daß

dies keineswegs der Fall war, und ich war und blieb der ungeschickteste Seconde-Lieutenant in der preußischen Armee.

Während ich mit Bureau-Geschäften und mit dem Commandiren, zwei Dinge, für welche ich ohngefähr gleiche Fähigkeit besaß, vom frühen Morgen bis Abends beschäftigt war, häuften sich die bedeutendsten Ereignisse, und noch einige Zeit hindurch mußten wir mit Zweifeln der ängstlichsten Art kämpfen; noch immer war das Bündniß mit Rußland, der Krieg mit Napoleon nicht erklärt. Inzwischen erschien Baron Stein, der theils wohl, um der Verfolgung Napoleons zn entgehen, vorzüglich aber, um die letzte Rettung für das scheinbar verlorne Deutschland in Rußland zu suchen, sich seit längerer Zeit in Petersburg aufgehalten hatte, jetzt in Breslau. Er mußte, da alle Gasthöfe überfüllt waren, in einem sehr mittelmäßigen absteigen; es war der nämliche, in welchem Major von Lützow in Verbindung mit Jahn die Werbung für sein Freicorps betrieb. Baron

von Stein, der durch die sehr schnelle Reise sich angegriffen fühlte, ließ mich wissen, daß er mich zu sehen wünsche; man kann sich denken, mit welcher großen Begierde ich die Gelegenheit ergriff, die Bekanntschaft des großen Mannes zu machen. Ich fand ihn in einer kleinen, höchst unansehnlichen, ja fast unsauberen Kammer im Bett; selbst so imponirte mir sein Jupitergesicht und seine gebietende Sprache. Er sprach mit Entschiedenheit, und einige der ergriffenen Maaßregeln tadelnd, selbst mit Härte, und äußerte sich über die Art, wie ich in einer bedenklichen Zeit das Wort genommen hatte, auf eine für mich sehr schmeichelhafte Weise. Durch ihn erfuhr ich nun, daß Scharnhorst nach Kalisch, wo der Kaiser Alexander sich aufhielt, gereist war, daß dort am 27. Februar ein Bündniß mit Rußland abgeschlossen wurde, aber erst am 16. März, fast sechs Wochen nach dem Erscheinen des öffentlichen Aufrufs war dieses Bündniß durch Hardenberg dem St. Marsan bekannt gemacht.

Jetzt fand meine erste That fürs Vaterland statt. Die Ankunft des Kaisers Alexander war angesagt; Truppen sollten auf beiden Seiten der Straßen auf-

gestellt werden, zwischen diesen sollte der Einzug stattfinden. Um 4 Uhr Morgens versammelten wir uns und das Detaschement ward revidirt, einexercirt, geordnet. Wir marschirten nach der Vorstadt, durch welche der Kaiser von Kalisch kommend über Hundsfeld seinen Einzug halten wollte; man erwartete ihn am frühen Morgen. Wir harrten indessen vergebens; der Vormittag verging, der Mittag näherte sich, wir fingen an müde und hungrig zu werden, Couriere jagten indessen hin und her, und endlich erfuhren wir, daß er noch so weit entfernt war, daß wir uns auf eine halbe Stunde entfernen durften. Ein dort wohnender Freund stillte meinen Hunger. Die Sonne war untergegangen und es fing schon an dunkel zu werden, als der Kaiser ankam. Er wurde von den in Menge versammelten Einwohnern mit Jubel empfangen; aber dieser wäre ohne allen Zweifel viel frischer und lauter gewesen, wenn die den ganzen Tag hindurch vergebens Harrenden nicht erschöpft, ermüdet und ungeduldig geworden wären. So lernte ich gleich im Anfang jene Phasen des Kriegsdienstes kennen, die freilich wenig geeignet sind, die Begeisterung hervorzurufen und zu erhalten.

Nun war auch in Paris durch den Gesandten der Krieg erklärt. Die kühne That des General York wurde gebilligt, er selbst von dem Könige gelobt, wie von dem Augenblicke an, als seine That bekannt ward, vom Volke bewundert und mit Entzücken begrüßt. Durch ihn war das begeisterte Preußen bewaffnet und das Heer organisirt. Von allen Seiten zogen sich die Truppen zusammmen, als plötzlich ein Gerücht sich zu verbreiten anfing, welches wohl geeignet war, die begeisterte Jugend, die den Augenblick, der ihr erlaubte, sich mit den gehaßten Franzosen einzulassen, mit steigender Ungeduld erwartete, mit Entsetzen zu erfüllen. Man fing, hieß es, höhern Orts an, vor der freien Gesinnung der Jugen dsich zu fürchten; die fast demagogische Stimmung, die in dem Landsturmgedicht herrschte, betrachtete man als eine höchst gefährliche, und sie wurde entschieden gemißbilligt. Um nun die Folgen, die sehr drohend schienen, abzuwehren, wollte man die Freiwilligen nicht gegen Napoleon, sondern nach Polen schicken. Dort, wo man natürlich Unruhen erwartete, sollten sie für die Sicherheit im Rücken der Armee Sorge tragen. Wenn man bedenkt, daß während des ganzen

Krieges die unermeßlichen Ströme der russischen heranrückenden Krieger durch das erschöpfte und völlig entwaffnete Land marschirten, so schien freilich eine solche Vorsicht völlig überflüssig. Eine Jugend, die in der Erbitterung über den Druck eines fremden Volkes groß geworden, mußte mit Entsetzen erfüllt werden, wenn sie, anstatt gegen den verhaßten Feind zu kämpfen, eine Art Polizei abgeben sollte gegen ein Volk, für welches sie, die eigene Stimmung in ihrer Bedeutung richtig fassend, Theilnahme fühlte. Ist ein solcher Vorschlag wirklich laut geworden, hat er vorübergehend Beifall gefunden, so sah man doch wohl bald ein, daß Schritte, wie diejenigen, die schon gethan waren, sich keineswegs wieder aufheben ließen.

Die Abende in dieser Zeit konnte ich mit meiner Familie zubringen, und oft erschienen interessante Männer bei mir; unter diesen war mein inniger und tiefsinniger Freund Dr. Sibbern, jetzt Professor in Kopenhagen, der freilich etwas anderes bei mir suchte, als was er in dieser unruhigen Zeit fand.

Das Detaschement war nach dem Städtchen Lissa verlegt; Boltenstern und ich waren im Schlosse ein=

quartirt, und das Kriegsleben hatte seinen Anfang genommen. Vor dem Abmarsch des Blücherschen mit dem von Wittgenstein vereinigten Armeecorps nach der Elbe fand noch eine glänzende Revue statt, und ich sollte nun zum zweiten Mal mich als preußischer Offizier zeigen. Boltenstern gab sich viele Mühe, durch den genauesten Unterricht mir das Salutiren beizubringen. „Wenn Sie, sagte er, dem Könige gegenüber sind, müssen Sie, während Sie mit irgend einem (ich erinnere mich nicht mehr, ob dem rechten oder linken) Fuß vorschreiten, den Säbel senken." Es fanden noch allerlei Finessen statt, die ich vergessen habe. Dies war nun mein Unglück. Wäre ich ganz, wie ein Naturmilitair den König ohne alle Künstelei begrüßend vorübergeschritten, ohne Zweifel würde mein Gruß, wenn auch nicht kunstgerecht, doch ungezwungen und anständig stattgefunden haben: jetzt aber fielen mir unglücklicher Weise jene ausführlichen Lehren ein. Ich stolperte über meine eigene Reflectionen, und der Gruß mißlang so völlig, daß Boltenstern, sobald die Umstände es erlaubten, voll Schrecken auf mich zustürzte. Glücklicherweise war es das letzte Mal, daß ich zu Dienstleistungen der Art während des Krieges in An-

spruch genommen wurde. Auch war meine ganze Bekleidung gar nicht für glänzende militärische Aufzüge eingerichtet. Bekanntlich ist die Offiziers-Uniform der Gardejäger sehr theuer. Ein goldenes Achselband hing über der Schulter, der Stern des chwarzen Adlers zierte den Czako. Ich hatte voräufig mir weder einen Czako, noch das Achselband, so wenig wie die theure Schärpe angeschafft. Ich trug den ganzen Krieg hindurch die bescheidene Mütze zur Uniform, nachdem ein Papp-Czako mit dem Wachstuchüberzug auf einem der ersten Märsche durch einen starken Regen vernichtet worden war.

Die schmerzhafte Trennung von der Familie hatte also stattgefunden, und wir zogen aus, dem Feinde entgegen, der mit so bewundernswürdiger Schnelligkeit nach einer fast vernichtenden Niederlage uns gefährlich gerüstet entgegenschritt.

Indem ich nun die Erzählung dessen, was ich im Kriege 1813 u. 1814 erlebte, dem Titel meiner Schrift getreu, aus der Erinnerung niederschreibe, muß ich einige Worte über das, was der Leser zu erwarten hat, vorausschicken. Was mich ganz durchdrang, was ich nie aus dem Sinne verlor, war die große

Absicht des Krieges: daß in diesem Kriege die Rede war von einem Kampfe nicht bloß der Herrscher, sondern der Völker, daß ein Krieg anfing, der nicht allein ein Gleichgewicht der Staaten, eine schwebende Mitte aufrecht halten sollte. Das Gleichgewicht war längst verschwunden. War doch Frankreichs Herrschaft über den Continent seit dem dreißigjährigen Kriege nur zu entschieden, und die späteren Kämpfe, wenn man die Friedrich des Zweiten ausnimmt, glichen einem Gespenst, welches schon lange verschwunden war. Ein geistig unterworfenes Volk kann nie den äußeren Angriff mit wahrem geschichtlichem Erfolge fortsetzen, die errungenen Siege sind nur Täuschungen, und so ungünstig auch die Ereignisse, welche die letzten Tage der glanzvollen Regierung Ludwigs des Vierzehnten trübten, zu sein schienen, so schwach Frankreich erschien unter Ludwig XV., so blieben doch die Franzosen die Herrscher von Europa. Deutschland zumal schien das eigene Denken sogar aufgegeben zu haben, und es galt in diesem unglücklichen Lande für eine Ehre, ein ungeschickter Nachahmer der Franzosen zu sein. An den Höfen stand der nichtigste aus Frankreich entwichene Abenteurer hoch, und Friseure, Tänzer, Gesindel allerlei

Art, konnten in den höhern Kreisen Glück machen, wenn sie sich herabließen, Ehrenstellen unter den deutschen Barbaren anzunehmen. Noch nie hatte man ein Beispiel in der Geschichte erlebt, einer solchen knechtischen Entwürdigung zu vergleichen; einer freiwilligen demüthigen Unterwerfung, die in der That auf eine geringere Stufe geistiger Fähigkeit zu deuten schien. Erst als der Druck des mit Recht über seine Knechte, siegenden Feindes entschieden war, als die Anstalten getroffen wurden, jeden keimenden nationalen Gedanken, jede Ahnung eigenthümlicher bürgerlicher Freiheit in dem Innersten der Seelen zu ersticken, fing das Ursprüngliche des Volks, dem Untergange nahe, an, elastisch den Druck durch einen Gegendruck zu erwidern. Der Krieg war nicht ein solcher, welcher äußerlich von einem Herrscher geboten, durch unwillige Mannschaft ausgekämpft wurde: er war schon von einem jeden ehrenwerthen Manne beschlossen, er fand von den vielen Tausenden statt, nachdem ein Jeder ihn selbständig erklärt hatte. Wie die innern sittlichen Kämpfe eines jeden Menschen lange unsicher hin und herschwanken, daß der Kämpfende zweifelhaft bleibt, wo er sich hinwenden soll, und die Feinde heimisch

sind in dem eigenen Lager, bis der Punkt kommt, wo sich ihm die Frage aufdrängt, ob er noch sittlich zu retten sei, oder sich aufgeben soll? — wie dann der entscheidende Gegensatz hervortritt, und er den früher verrätherisch täuschenden Feind in jeder verführerischen Maske zu ahnen fähig wird: so war der Moment des großen reinen Gegensatzes jetzt hervorgetreten; die Frage, die an einen Jeden erging, war streng, klar, entschieden, die Antwort mußte aber ebenso sein. Es ist bekannt, daß ein großer Theil von Deutschland noch mit Napoleon verbunden war, daß noch immer von Frankreich verlockt und beherrscht, wie während des unseligen dreißigjährigen Krieges, Deutsche gegen Deutsche kämpften: aber wie ganz anders stand die Sache jetzt. Was in den verhängnißvoll dunkeln innerlich verworrenen Verhältnissen des zerrütteten deutschen Reichs nie zur Klarheit kommen konnte, das trat jetzt mit schneidender Entschiedenheit hervor; der Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland war nicht mehr zweifelhaft. Napoleons geschichtliche Größe beruht eben darauf, daß er nicht allein äußerlich durch seine Eroberungen, sondern auch innerlich in einem jeden Gemüthe Täuschungen, die sich

seit mehreren Jahrhunderten gehäuft hatten, zerstreute und einen jeden Deutschen zwang, sich zu fragen ob er sich völlig aufgeben oder erhalten wollte? Diese sittlich, ja religiös bürgerliche Wiedergeburt würde freilich, selbst wenn die Wehen glücklich überstanden wären, nicht eine absolut reinigende sein. Aber eine nationale Umwandlung hatte stattgefunden, und bei einem jeden zukünftigen Schwanken mußte die ursprüngliche Frage in ihrer enttäuschenden Klarheit hervortreten, sie war nicht mehr abzuweisen.

Es ist merkwürdig, das Verhältniß der in dem engsten und geringsten Kreise eingeschlossenen Thar zu der großen Absicht, die sie belebt, in solchen Momenten zu beobachten. Der Leser weiß, was mir Deutschland war, und wie ein Glaube an seine geistige Macht, eine Ahnung von der innern Größe des Volkes von meiner frühesten Jugend, ja ich darf sagen, von meiner Kindheit an, mich ergriffen hat. Daß der Moment, in welchen ich einen Krieg laut verkündigen durfte, dessen äußere Kämpfe für mich nur eine Bedeutung hatten, insofern sie belebt wurden von dem, was mich innerlich erfüllte, oft in einem schreienden Widerspruche stand mit dem, was ich um mich

her vernahm, und was ich, in die engsten Kreise einer unbedeutenden Thätigkeit gebannt, auszuführen gezwungen war, ist begreiflich. Aber ich sah es ein, die unmittelbare That muß alles Ueberschwängliche zurückdrängen, und wie in einer Organisation alle Functionen dem Einen und selbst die Verdauung dem Denken dienstbar ist, wenn auch in ihr keine Spur des geistigen Prozesses wahrgenommen wird, so schwebte auch über meiner Umgebung der Geist, der uns Alle belebte, wie in unmittelbarer Nähe; um so mehr, da die blühende auch geistig aufgeregte Jugend mich umgab, erheiterte, ja, nicht selten in trüben Stunden ermunterte.

Während unsers langweiligen Aufenthalts (mit Exerciren und sonstigen kleinen Kriegsübungen ausgefüllt) in Lissa und unseres Marsches durch Schlesien und die Lausitz nach Dresden, begeisterten uns die kühnen Züge des von Tettenborn nach Hamburg, des Dörenberg nach Lüneburg. In Dresden fand ich Stein mit Moritz Arndt, und konnte mehrere Tage, von dem kleinen Dienst befreit, dort zubringen. Hier trat ich dem großen Deutschen zuerst näher. Wer ihn gekannt hat, weiß, wie man ihm entschieden

entgegentreten mußte, sollte man nicht von ihm sich durchaus überwältigen lassen; aber der Kampf, den ich doch manchmal hier zu bestehen hatte, war auf einem Felde, auf welchem ich mein ganzes Leben hindurch eingeübt war. Ich kannte meine Waffen, ihre Wirkung, und wußte sie zu brauchen; der Kampf war ein freundschaftlicher, aber doch nicht selten harter, und ich war keineswegs geneigt, nachzugeben; und je entschiedener der Streit ward, desto klarer schien es mir, als wenn der Baron von Stein eine Lust daran fände, ihn hervorzurufen. Er, der mächtige Mann der unmittelbaren That, der den Augenblick, wie er ihm vorlag, ergriff, durchschaute und zu beherrschen wußte, war oder äußerte sich wenigstens als ein Feind der Speculation und griff mich als einen speculativ construirenden gradezu schonungslos und mit Härte an, als wollte er den Versuch anstellen, ob ich ihn zu bekämpfen wagte. Sein Angriff war mir eine Ausforderung und ich nahm sie an. Ich ward einigemal in Dresden zur Tafel geladen; nur Moritz Arndt und ich waren die Gäste. „Eure Constructionen a priori, sagte er, sind leere Worte, armseliges Schulgeschwätz und recht eigentlich dazu gemacht, alle Thaten zu

lähmen." — „Excellenz, antwortete ich, wenn ich auch a priori construire, was ich keineswegs zugebe, so hätte doch diese vermeintliche Construction eine praktische Richtung, ich würde sonst nicht das Glück haben, in diesem Augenblick in diesem Kleide Ihnen gegenüber zu stehen. Aber die Bemühung, Alles, was man innerlich erfährt, Alles, was man wahrhaft erlebt, als das, was es ist, nicht bloß, was es scheint, in geistiger Einheit zu erkennen, ist nicht eine willkürliche Geburt von diesem oder jenem, es ist eine wahrhaft deutsche, und wenn mein großer Lehrer und Freund Schelling, die tiefe nationale Richtung beherrscht, so ist es, weil er wie alle Herrscher aus ihr hervorgegangen ist." — „Ja, antwortete Stein, das weiß ich wohl, daß die deutsche Jugend von dieser leeren speculativen Krankheit angesteckt ist; der Deutsche hat einen unglücklichen Hang zur Grübelei, daher begreift er die Gegenwart nicht und ist von jeher eine sichere Beute seiner schlaueren und gewandteren Feinde geworden." — „Excellenz, antwortete ich, zwar hat die Jugend auf eine erfreuliche Weise sich in Masse erhoben, dennoch ist eine nicht geringe Zahl zu Hause geblieben. Ich möchte eine Wette darauf wagen, daß

kein einziger Angesteckter unter diesen ist. Wer ist kühner hervorgetreten, wer hat das Volk entschiedener entflammt, als es galt, den Feind mit geistigen Waffen zu bekämpfen, als die zwei speculativ grübelnden Deutschen, Fichte und Schleiermacher? Das a priori Construiren, fuhr ich fort, findet oft da statt, wo man es eben bekämpft, und Ew. Excellenz haben ein zu großartig thätiges Leben geführt, als daß Ihnen viele Zeit bleiben sollte, sich um unsere Grübeleien zu bekümmern; doch selbst unpraktisch scheint es mir, eine Geistesrichtung zu übersehen, die, wie Sie bekennen und beklagen, ein wesentliches Element der Nation ist." Ich erschrak fast über die etwas derbe Freimüthigkeit, mit der ich mich geäußert hatte. Stein polterte und that zornig, lachte aber dabei laut auf. „Am Ende, rief er aus, bin ich selbst ein unpraktischer Grübler, der sich über das Grübeln in unnütze Grübeleien verliert." Ich aber schien, eben durch diese unbefangene Art mich zu äußern, bei ihm gewonnen zu haben, und nie war es mir nothwendiger, die große Zukunft in ihrer mächtigen Bedeutung zu überschauen, als damals, wo meine Beschäftigung selbst mich keineswegs stärkte oder ermunterte. Baron v. Stein fing in

Dresden, wie bekannt, seine großartige Beschäftigung als General-Administrator aller von Napoleon beherrschten deutschen Länder, die wir dem mächtigen Feinde abzugewinnen hofften, an, und zwar nach Principien, die er selbst entworfen hatte. Jetzt besaß er dieses große Amt freilich nur in partibus infidelium, und der Anfang des Krieges zerstörte es ganz, Gott Lob nur vorübergehend.

In Dresden fand ich viele treffliche Männer von einer echt deutschen Gesinnung, welche die hartnäckige Anhänglichkeit des unglücklichen Königs an den Eroberer beklagten und hart tadelten. Hier lernte ich erst den Widerspruch kennen, der so viele edle Männer quälte, den unseligen Streit zwischen einer alten Anhänglichkeit an das königliche Haus und der Liebe zu dem großen Volke, für dessen Befreiung wir kämpften; ein solcher innerer Kampf, wo er sich aufdrängt und nicht abweisen läßt, hat für reinere Gemüther etwas furchtbar Zerreißendes; und wo man hinblicken mag, findet man sich tief verletzt. Da, wo die traurigste Niederlage, die man erlebt, als ein unglücklicher Sieg, ein jeder Sieg aber auch als eine beklagenswerthe Niederlage erscheint. Diese Männer und unter ihnen

mehrere, die eine bedeutende Stellung im Staate einnahmen, versammelten sich um mich, und wenn ich unter ihnen besonders den neulich verstorbenen Künstler, Professor Hartmann, nenne, so geschieht es vorzüglich deshalb, weil ich mit ihm während des Waffenstillstandes in eine Verbindung trat, die mir wichtig ward.

Nach einer Ruhe von fast einer Woche in Dresden ging unser Marsch weiter, und ich trat mein Amt als Seconde-Lieutenant wieder an. Das Leben war mir freilich neu und auffallend genug. Das Fortrücken der Truppen, zu denen ich gehörte, geschah langsam. Oft wenn wir in der Nähe irgend eines Generals ein oder ein Paar Tage ruheten, ward ich von diesem zur Tafel eingeladen, aber irgend etwas Bedeutendes erlebten wir nie; nur mein unüberwindliches Ungeschick für den kleinen Dienst zeigte sich immer entschiedener.

Ein innerer Streit zwischen der Freiwilligkeit und dem alten Militaire, welches sich doch manchmal durch die oft regellose Begeisterung der Jugend verletzt fühlte, war wohl unvermeidlich. Mancher in der strengen Schule der Zucht gebildete Militair befürchtete,

daß die Freiwilligkeit, so wie sie jetzt zu herrschen schien, ein störendes Element im Kriege sein würde, und mancher Offizier hielt es für seine Pflicht, sie niederzuhalten. Obgleich ich nun im Anfange des Krieges und so wie mir die Stimmung der Jugend bekannt war, diese Furcht keineswegs theilte, vielmehr die völlige Unterwerfung unter Verhältnisse, die so gebietend waren, wie die des strengen und unbedingten Gehorsams in der preußischen Armee, täglich erlebte: so fand ich doch später nur zu oft Gelegenheit, die Ungerechtigkeit der öffentlichen Stimme, die nicht selten die großartige Aufopferung der preußischen Offiziere auf eine höchst unbillige Weise übersah und verkannte, im höchsten Grade zu tadeln. Wie ich schon wenige Jahre nach dem Kriege Gelegenheit fand, meine Ueberzeugung über dieses Verhältniß zu äußern, wird es auch später ein Gegenstand, wie ich glaube, nicht uninteressanter Betrachtungen sein. So lernte ich nun auch den Grund jener nicht selten unvermeidlichen Antipathie einiger Offiziere kennen und erklären. Was man aber so zum Gegenstand einer besonnenen Betrachtung macht, wird, je richtiger wir es auffassen, nicht bloß entschuldigt, sondern auch gerechtfertigt,

nicht bloß geschont, sondern auch anerkannt. Ich darf indessen nicht unterlassen zu bemerken, daß bei weitem die größere Zahl der preußischen Offiziere den scheinbaren Widerspruch zwischen Freiwilligkeit und strengem Gehorsam auf eine milde Weise zu lösen, daß sie die sittliche Macht die nicht knechtisch, sondern aus freier Gesinnung sich gehorchend unterwarf, in ihrer großen Bedeutung wohl zu schätzen wußten.

Der damalige Major v. Z., nach Jagows Abgang unser Bataillons-Chef, war während des russischen Feldzuges Adjutant bei General v. York gewesen, und oft habe ich von diesem gehört, wie sehr er ihn als einen tüchtigen Offizier schätzte; er gehörte indessen zu den Befehlshabern, die überzeugt waren, daß man die Freiwilligkeit vom Anfange an auf eine entschiedene Weise niederhalten müßte. Nicht allein, wenn ich die Ehre genoß, sein Gast zu sein, äußerte er diese Ueberberzeugung, auch dem ganzen Detaschement gegenüber. Mein fortdauerndes Ungeschick, welches ihm völlig unbegreiflich schien, gab ihm nicht selten gerechte Veranlassung, die hier im Felde so ungelenke Büchergelehrsamkeit anzugreifen. Meine Stellung während solcher Angriffe war freilich eine sehr unangenehme. Ich

war unter einem großen Theile meiner früheren Schüler selbst einer geworden und zwar der Ungeschickteste von Allen. Aber eben die Jugend zeigte sich bei dieser Gelegenheit theilnehmend, ja liebenswürdig, und ergriff jede Gelegenheit, mir zu beweisen, daß sie das frühere Verhältniß nicht vergessen hatte, vielmehr anerkannte und ehrte. Sie fand sich daher nicht selten verletzt.

Einst in einem Dorfe, dessen Namen ich vergessen habe, wurde auf einmal Generalmarsch geschlagen. Ein Jeder bewaffnete sich eilig, den Major fand ich schon auf dem Sammelplatze; ich war unter den Ersten, die sich einstellten. Mit der Schnelligkeit, mit welcher sich das Detaschement versammelte, schien der Mojor zufrieden. Da wir sämmtlich Alle diese Probe, die so nothwendig ist, zum erstenmale erlebten, da sie ganz unerwartet kam, war es natürlich, daß wir eine ernste Veranlassung voraussetzten und in großer Spannung uns versammelten. Der Dienst ward schleunigst angeordnet, ich ward nach einer bestimmten Gegend mit einer kleinen Mannschaft vor dem Dorfe beordert, um beim Annähern des Feindes schleunigst zu thun, was die Umstände geboten. Eine nähere

und detaillirte Verhaltungsregel erhielt ich nicht. Ich wagte die Frage: aus welcher Gegend die Annäherung des Feindes zu erwarten wäre? „Das werden Sie doch wohl wissen," antwortete der Major, und ich übernahm den Auftrag nicht ohne Sorge. Mit den aus langer Erfahrung geschöpften Verhaltungsregeln des gebildeten Militairs war ich völlig unbekannt und konnte daher nur als ein Natur=Soldat (wie mein Freund Schall mich einst in einem Gedichte nannte) handeln. Ich zog mit meiner kleinen Mannschaft nach dem bezeichneten Orte. Ich dachte mir, nach den allerdings unsichern Gerüchten, aus welcher Gegend sich die Annäherung des Feindes erwarten ließ, sandte nach dieser Richtung zwei Mann, die einen Hügel besteigend, die vorausgesetzte Gegend übersehen konnten, und stellte einen Mittelposten auf. Ob beide zu nahe bei mir oder zu weit von mir entfernt waren, konnte ich nicht wissen. Der Major kam, um meine Vorposten zu revidiren, und hier brach nun ein Sturm los, der mich völlig überzeugte, daß ich in der Stellung, die ich jetzt einnahm, unmöglich den Kriegsdienst fortsetzen konnte. Ich ward als der Ungeschickteste und Unwissendste behandelt, Alles ward hart getadelt,

unter fortdauernder Anspielung auf meine unnütze Gelehrsamkeit; sogar für die nichtswürdigen Pamphlete, die von armseligen Schriftstellern während der Zeit des Drucks erschienen waren, mußte ich Rede stehen. „Aus welcher Gegend erwarten Sie den Feind?" rief der Major barsch. „Nach den Gerüchten," antwortete ich, „aus dieser" und bezeichnete sie. „Von daher müssen wir ihn erwarten," antwortete der Major, und wies nach einer ganz andern Gegend hin; „Sie hätten dies wissen sollen." Ein bedeutender Theil des Detaschements war Zeuge dieses Vorfalls, einige meiner Breslauer Zuhörer waren darunter, und eine Deputation begab sich zu ihrem Chef und äußerte sich über dieses Verhältniß. Ich hatte, wie meine Stellung forderte, den ganzen Angriff stillschweigend geduldet, suchte aber noch denselben Tag den Major auf. Ich fand ihn viel milder als sonst gestimmt, suchte mich durchaus nicht zu vertheidigen, oder ihn zu beschuldigen, nur glaubte ich, ihm vorstellen zu müssen, wie sehr die Verhältnisse forderten, daß ich in eine andere Stellung träte. Daß General Scharnhorst selbst die gegenwärtige als eine nur vorläufige betrachtet hätte, und daß die, durch mein unüberwindliches Ungeschick nothwendige Zurecht-

weisung mich sowohl als meine früheren Schüler in eine falsche Stellung setzte und eben dadurch ihm selbst höchst unangenehm sein müßte. Es war in der letzten Hälfte des Aprils. Wir näherten uns Altenburg, wo das Hauptquartier des General Blücher sich befand. Um seine Person hatten sich die bedeutendsten und während des Druckes thätigsten Offiziere versammelt. Mit Boltensterns Bewilligung ging ich dahin, und suchte Scharnhorst auf. „Sie bleiben hier,“ antwortete dieser kurz, stellte mich dem General Blücher vor; ich ward zur freien Disposition gestellt und die Sache war abgemacht. Aber mir fehlte ein Pferd, und General Scharnhorst hatte die Güte, mir eins seiner Pferde vorläufig abzutreten. Im Hauptquartiere fand ich außer General Scharnhorst, als Chef des General-Stabs, nur den damaligen Obristen von Gneisenau, als Commandant des Hauptquartiers, und Obristen v. Müffling, jetzt General der Infanterie, Gouverneur der Hauptstadt und Präsident des Staatsraths. In der kleinen Stadt war ein wunderbares Gewühl. Eben als ich ankam, war der aus seinem Lande vertriebene König von Schweden, als Obrist v. Gustavson, angelangt, und setzte die dort versam-

melten Befehlshaber in keine geringe Verlegenheit. Man wollte Bernadotte, den damaligen Kronprinzen von Schweden, für den Krieg gewinnen, und der vorige, jetzt herumirrende König, hatte ohne allen Zweifel, die geheime Absicht, durch Blücher und die bedeutenden Offiziere, die ihn umgaben, eine Unterstützung für seine Sache zu finden. Er mochte vermuthen, eben hier eine entschiedene Abneigung gegen den vormaligen französischen Befehlshaber anzutreffen. Daß man, wie die großen Verhältnisse jetzt waren, seine Entfernung wünschte, war ganz natürlich. Man mag auch dieses gegen ihn geäußert haben. Ich erlebte hier einen Auftritt, der mich in hohem Grade ergriff. Der magere schlanke König, blond, mit einem langen Gesicht, völlig mit der Physiognomie der alten schwedischen Könige, stand vor dem Posthause. Er wollte abreisen und forderte Pferde, aber alle Pferde waren mit Beschlag belegt. Man hatte vielleicht Recht, ohne Befehl, sie ihm abzuschlagen, aber ein Postbediente behandelte den abgesetzten König auf eine höchst unwürdige Weise, und ich sah nun diesen gesalbten Herrscher, den Sprossen einer der merkwürdigsten Dynastien Europas, einen Abkömmling Gustav Wasas und des in

Deutschland ewig unvergeßlichen Gustav Adolphs, den Mißhandlungen einer niedern und gemeinen Gesinnung preisgegeben. Es gibt Verhältnisse, die den innersten Nerv der geschichtlichen Entwickelung des Menschengeschlechts treffen, die mit dem geheimen göttlichen Faden, der die dunkeln Begebenheiten der Jahrhunderte leitet, in unmittelbarer Verbindung stehen; wo sich eine solche Erschütterung zeigt, da fühlt ein Jeder, der eine Ahnung von der göttlichen Tiefe der Geschichte in sich trägt, ein inneres Erbeben, wie wenn ein entblößter Nerv, unmittelbar berührt, die ganze Organisation und ihr Leben bedroht. Der König, — er hatte in meinen Augen nicht aufgehört, einer zu sein, — antwortete nicht, er wandte sich entrüstet von dem niedrigen Gesellen ab, und obgleich ich, wenn ich die unglückliche Geschichte seines Lebens, die mir nur zu bekannt war, erwog, mehr Mitleid als Achtung für ihn empfand, so erschien mir doch seine Gestalt und sein Zorn jetzt wahrhaft königlich; er schritt mir wie ein verhängnißvolles geschichtliches Gespenst vorüber und ich erwartete seine Stimme wie die von Hamlets Geist zu vernehmen, tief verborgenes Unheil verkündend. Ich ging eben mit dem jetzigen Obristen

v. Gerlach, damals einer der jüngern Adjutanten des General Blücher; er stellte sich zuerst, wir andern machten mit ihm der vorbeischreitenden Gestalt die Front und er nahm in der That diese Ehrenbezeigung als eine ihm gewöhnliche und zukommende an, und begrüßte uns mit königlichem Anstande.

Blücher hatte sein Quartier in dem damals ansehnlichen Gasthofe, Stadt Gotha, mir aus meiner frühern Jugend wohlbekannt. Als ich das erste Mal zur Tafel kam, fehlte bei dieser Blücher selbst und einige der höhern Offiziere. Die Freimaurer in Altenburg hatten seinetwegen eine Festlichkeit veranstaltet. Blücher war Meister vom Stuhl und war mit Neigung Freimaurer; seine natürliche Beredsamkeit, die bei seiner Lage hier allein Gelegenheit fand, sich zu äußern, war es wohl vorzüglich, die ihn hinzog. Auch habe ich später von Freimaurern gehört, daß er in den Logen seine Beredsamkeit erworben habe. Die Tafel im Gasthofe war noch nicht aufgehoben, als er erschien. Alles in der Umgebung des Generals bewies, daß der Krieg wohl jetzt auf eine entschiedene Weise anfangen sollte, daß eine große Schlacht bevorstand. Nachrichten von dem Feinde, der in bedeuten=

den Massen von verschiedenen Gegenden heranzog, wurden immer lauter; geheime Berathungen fanden statt, und mich durchdrang die Empfindung, wie ich jetzt aus einer engen, für mich ängstlichen Lage heraustretend, in den bedeutenden Mittelpunkt der großen geschichtlichen Bewegung versetzt war. Aber von der Art meiner zukünftigen Thätigkeit hatte ich gar keinen Begriff; ich erschien mir mehr als ein bürgerlicher Zuschauer, dem es durch eine besondere Begünstigung erlaubt war, in die Mitte der Ereignisse zu treten, denn als Krieger; um so mehr, als ich in den wenigen Tagen bürgerliche Einladungen nicht abzuschlagen vermochte.

Ich sollte von jetzt an den ganzen Krieg hindurch in Blücher's Nähe sein und bleiben. Gewiß, es gibt nicht leicht etwas Schwierigeres, als ein richtiges Urtheil über diesen seltsamen Mann, der so unvergeßlich bleiben wird, wie der Krieg selbst, der doch auf eine ausgezeichnete Weise durch seinen Namen bezeichnet wird. Er ist so oft genannt, so vielfältig und von allen Seiten geschildert, daß man jederzeit in Gefahr geräth, wenn man ihn in seiner Persönlichkeit darstellen will, Aeußerungen vorzubringen, die zu Trivia-

litäten geworden sind; und sein Leben, wie es von unserm berühmten Biographen Varnhagen v. Ense beschrieben wurde, ist von aller Welt gelesen und verdient es. Blücher war in jeder Rücksicht eine incorrecte Erscheinung, und es war eben diese Incorrectheit, die seine Größe bildete. Er stellte das völlig Incommensurable des wunderbaren Krieges dar, und eben daher ist es bei einer oberflächlichen Betrachtung seinen einseitigen Lobrednern eben so leicht, durch ihn alle die übrigen ausgezeichneten Helden des Krieges in Schatten zu stellen, wie seinen Gegnern, ihn als ein leeres Phantom zu betrachten. Der strenge Sittenrichter wird Manches an ihm zu tadeln finden und dennoch bildete eben er den intensiven moralischen Mittelpunkt des ganzen Krieges. Man kann ihn, dem kühnen Napoleon gegenüber, der eine neue Kriegsführung bildete, nicht einen großen besonnenen Feldherrn nennen, und dennoch hat er als ein solcher und mit Recht einen unsterblichen Ruhm erworben. In seiner Rede ließ er sich unbefangen gehen, und man glaubte den rohen ungebildeten Husaren-Offizier zu hören: und dennoch brach eben seine Rede, die Sprache auf eine wunderbare Weise beherrschend, in bedeutenden Augenblicken

so gewaltsam hervor, wie die keines Feldherrn der neuern Zeit. Er war eben der Mann des Augenblicks, des gegenwärtigen Moments, aber, als solcher, von grundloser Tiefe. Die Art, wie ihn der Moment ergriff, war schnell und stark, und so konnte er fast bis zur Verzweifelung gebracht, in kurzen Momenten Alles als verloren betrachten, aber diese Verzweifelung war ein kurz vorübergehender, schnell verschwindender Zustand, dazu da, dem festen Entschlusse seines Lebens eine größere Energie mitzutheilen. Dieser Entschluß war aber Napoleons Vernichtung; der entschiedene Haß gegen diesen Tyrannen war mit der zum Instinkt gewordenen Ueberzeugung, er sei zu seiner Vernichtung berufen, auf's engste verschmolzen, und so handelte er mit der Sicherheit des Instinkts. Eben daher bildete er den reinsten Gegensatz gegen Napoleon. Wenn dieser jede Phase der Revolution berechnend benutzte und von früher Jugend an die Umgebung und die nächsten Verhältnisse erst im engen, dann in immer weitern und weitern Kreisen zu beherrschen verstand, wie er der wilden, nach allen Richtungen sich ergießenden Ueberschwemmung der heranschwellenden Revolution die bestimmte Richtung eines

mächtigen Stromes zu geben wußte, die alle Spuren freier und eigenthümlicher Nationalität aus der Geschichte zu vernichten drohte: so trat Blücher nicht als ein Mann der ehrgeizigen Reflection, vielmehr als eine mächtige Natur, mit jugendlicher Begeisterung in seinem siebenzigsten Jahre hervor. Er schien dazu berufen, in dem mächtigen Epos einer großen Zeit den dichterischen Umschwung zu bezeichnen, der bestimmt war, die Nichtigkeit der mächtigsten Ueberlegung und Reflection, welche die Geschichte sah, zu verkündigen.

Aber wie schief würde man die Zeit auffassen, wie unrichtig sie beurtheilen, wenn man den Kampf und seine glänzenden Resultate als das Produkt einer wilden Begeisterung darstellen wollte. Blücher ist durchaus nicht als ein Einzelner zu verstehen. Er ward beherrscht, und doch war es seine wirkliche, eigenthümliche Größe, daß er durch seine mächtige Persönlichkeit die Momente einer lang erwogenen, durch die bedeutendsten Männer und durch die Gunst geschichtlicher Ereignisse reifgewordenen That bis zu einer Begeisterung zu steigern wußte, die sich dem ganzen Heere mittheilte. Napoleon war eine Gestalt des Entsetzens, besonders für die Großen und Mächtigen geworden.

Als die Revolution auf ihrem Gipfel war, und zwar bei einem Volke, dem die höheren Stände sich geistig untergeordnet hatten, glaubten sie, — und nicht mit Unrecht, — die Axt, über die halbverweste Wurzel eines verfallenen Daseins geschwungen, zu erblicken. So lange die Revolution sich in sich selbst zu vernichten schien, lebte noch eine trübe Hoffnung, die sich nicht auf das Bewußtsein der eigenen Kraft, vielmehr auf die wachsende Ohnmacht des Feindes gründete. Aber diese Hoffnung verschwand, als die Revolution selber eine Gestalt gewann, die als ein mahnender, verhängnißvoller Geist dem ganzen verfallenen Dasein mit Vernichtung drohete. Eine abergläubische Furcht hatte sich aller derer bemeistert, die französisch gebildet, durch die Franzosen entwaffnet und gefesselt, ihr ganzes Dasein von der Gnade des Mannes erwarteten, der sie so innerlich wie äußerlich beherrschte. Daß in dem seit Jahrhunderten getäuschten, vorführten und gedrückten Volke noch ein selbständiges Deutschland lebe, glaubten diese Männer nicht. Seit mehreren Generationen galt es ihnen als das Vornehmste und Geistreichste, mißlungene und ungeschickte Nachahmer eines fremden Volkes zu sein. Wer im deutschen

Sinne lebte, handelte, sprach, der erschien, wie damals der gläubige Christ, als ein abergläubischer, beschränkter, der in der herrschenden Gesellschaft nicht zu dulden war. Diese, Deutschland verleugnende Gesinnung, diese innere, mit dem Feinde verbundene Knechtschaft, die seit langen Zeiten und in den verschiedensten Richtungen genährt war, konnte nicht so schnell verschwinden. Die durch sie schon Unterworfenen drängten sich um die Könige, sie konnten den Glauben nicht fassen, daß der Geist, der nicht bloß mit äußeren Waffen körperlich stritt, sondern innerlich alle Seelen beherrschte, jemals sterben könne. Selbst als er dem großen göttlichen Gerichte in Rußland unterlag, glaubten sie ihn noch mächtig. Und während des ganzen Krieges, selbst als die siegreichen Heere sich Paris näherten, suchten diese Knechte, in abergläubischer Furcht befangen, einen Einfluß auf die Entschlüsse der Fürsten zu gewinnen. Jener Geist war ihnen unsterblich und der Versuch, seine Herrschaft zu vernichten, schien ihnen ein Frevel der sich furchtbar rächen würde. Diesen Knechten gegenüber erwachte Deutschland; nach außen ohnmächtig und gedrückt, war es sich selber treuer als seit Jahrhunderten. Und was in so vielen Gemüthern,

ihnen selbst ein Geheimniß, schlummerte, gestaltete sich zum klaren Bewußtsein, zum engen, besonnenen Bündniß durch die großartigen Persönlichkeiten, die aus einer solchen mächtig keimenden Zeit sich entwickelten. Ich habe dieses Bündniß, wie es mir aus der Ferne entgegentrat und wie es durch die Correspondenz in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege öffentlich geworden ist, früher erwähnt, und man irrt sich, wenn man glaubt, daß seine verborgene Thätigkeit aufhörte oder überflüßig geworden wäre durch Preußens Bündniß mit Rußland oder durch die Kriegserklärung gegen Frankreich. Der Einfluß des dunklen Aberglaubens der höhern Stände verzögerte, wie man weiß, die Verbündung mit Oesterreich, ja machte sie bis auf den letzten Augenblick zweifelhaft. Das erwarteten die edeln verbündeten deutschen Männer und waren darauf gefaßt, diesem geheimen Feinde im eigenen Heere auf eine entschiedene Weise entgegen zu treten.

Blücher war seit seinem kühnen Kampfe in Lübeck, während so viele Befehlshaber, von einem dunkeln panischen Schrecken ergriffen, flohen, als er tapfer kämpfend unterlag, durch seine wunderbar mächtige Persönlichkeit der Mann des Volks. Eine unerklärbare,

unbestimmte, aber tiefe Hoffnung knüpfte sich an seinen Namen. Diese wußten die Verbündeten zu nähren; die besonnenste Ueberlegung erkannte die edle Flamme der Begeisterung als ein Element, welches, wenn es fehlte, alle Künste der Diplomatik und Politik, alle kriegerische Virtuosität nutzlos machen würde: aber eben so nutzlos wäre eine grenzenlose, ungeordnete Begeisterung. Die nothwendige Zucht, die innerlich lebendig artikulirte Organisation setzte sich selbst voraus, sie mußte schon da sein, wenn sie thätig sein sollte, sie konnte aus einer zerstreuten Begeisterung nicht erzeugt werden. Diese artikulirende Zucht aber gehörte dem bis dahin nur zu sehr verschmähten preußischen Heere an; der gekränkte Krieger fühlte doppelt die Schmach des Landes, und der Gebildetere und Tüchtige war mehr als jeder andere Bürger befähigt, sich an die Spitze zu stellen; so entwickelte sich ein Heer, dessen Elementarorgane, schon seit länger als einem Jahrhundert gebildet durch den Ruf früherer Thaten, welche die Stärke seiner Kindheit und Jugend verkündigten, zwar bis zum Tode erkranken, aber nicht sterben konnten, und wieder aufgelebt, durch die großen Gefahren des Landes, durch die Hoffnung einer Be-

freiung, gereinigt durch die gefährliche Krankheit, dem in sich erstarkten Volke einen festen elastischen Boden für die erwachte Begeisterung geben konnten. Alles, was in solchen Momenten in der Geschichte sich Großes erzeugen soll, muß sich in einer mächtigen Persönlichkeit zuerst gestalten. Diese ist, wenn man will, als vereinzeltes nichts, und dennoch würde es sehr unrecht sein, wenn man einer solchen Persönlichkeit, weil sie nicht allein gedacht werden kann, die innere eigene Größe absprechen wollte. Blücher war ein solcher Mann, ein Greis, in welchem die alten Erinnerungen des preußischen Heeres ebensowohl als die flammende Begeisterung der Gegenwart lebten. Mitten in den dunkeln Augenblicken, welche die Schmach auf das Heer und das tiefste Elend auf das Volk warf, glänzte er nicht durch die Kunst des Krieges, wohl aber durch den rücksichtslosen Muth, der durch das erworbene militairische Geschick unterstützt, einen flammenden Haß erzeugte. Als Alles gestürzt schien, war er die noch nicht niedergeworfene, noch wehende Fahne des Heeres: er wußte, daß er getragen werden müßte, um völlig zu sein, was er allein sein konnte, und trat jetzt als die dichterische Gestalt der bedeutendsten Zeit

hervor, einem Märchen ähnlich, an dessen Möglichkeit die nächste Vergangenheit nicht hätte glauben können. Die Armee, die sich um ihn versammelte, so wie die höchst bedeutenden Männer, die ganz in seinem Sinne thätig waren, hoben ihn zwar, aber wie der Kopf des entschlossenen Mannes nach langer Krankheit sich hebt; das geheime Bündniß, welches nah und fern durch Staatsmänner und Krieger sich gebildet hatte, gestaltete sich in dieser Vereinigung als eine persönliche Macht, die der im Verborgenen schleichenden, den Feind stärkenden Intrigue, Trotz bieten könnte. Es war die Gesammtmacht des Volks, wie sie unaufhaltsam die Vernichtung des Feindes forderte und von keiner Uebereinkunft irgend einer Art etwas wissen wollte. Ein jeder Vorschlag, der den Napoleon irgend als eine Macht stehen lassen wollte, äußerte sich immer leiser, furchtsamer, und wo er laut ward, — er wagte sich selbst in den späteren glänzenden Momenten des Krieges, wenn irgend eine vorübergehende Wolke den hellen Tag der Siege trübte, obgleich immer scheuer hervor — wurde er von den Momenten der vernichtenden Begeisterung überrannt; das war das „Vorwärts,“ welches, als die vollendete

Gestalt in den langjährigen Zeiten des Drucks, in sich lebendig, stark durch politische Weisheit und kriegerische Kunst, mächtig hervortrat, und Deutschlands edelster selbständiger Geist war ihre Seele.

Das geschlagene französische Heer mußte sich durch ein innerlich in Haß entflammtes Land, in getrennten Truppenabtheilungen, auf seine concentrirten Hülfsmittel im eigenen Lande beschränken. Man kann dem Feinde den Ruhm nicht absprechen, daß er unter diesen Verhältnissen und nach einem Unglück, welches fähig war, das muthigste Heer zu betäuben, sich mit Entschlossenheit, Muth und bewunderungswürdiger Geschicklichkeit benahm. So entstand ein vorläufiger Krieg, der, wenn man die Größe des Kampfes, der den ganzen Continent in zwei unermeßlich streitende Heere theilte, betrachtet, doch nur ein Vorpostenkrieg genannt werden konnte. Die deutsche Legion, verbunden mit den rasch vordringenden russischen Truppencorps, benutzte die ungünstige Lage der sich zurückziehenden französischen Truppen; Vortheile, die für die vorübergehende Gegenwart bedeutend waren, wurden er=

rungen, und Dörenberg's kühne Ueberrumpelung von Lüneburg, wie Tettenborn's Besetzung der französischen guten Stadt Hamburg bildeten Momente, die für die Belebung der Gesinnung in ganz Deutschland, fast der ersten großen in Königsberg durch den Grafen York ähnlich, höchst wichtig wurden. In sofern waren diese ersten Gefechte von großer und entschiedener Bedeutung; aber wie wenig sich die errungenen Vortheile behaupten ließen, war leicht einzusehen, und wie theuer die beiden Städte und vorzüglich Hamburg die schnell vorübergehenden glücklichen Momente erkaufen mußten, ist allgemein bekannt; denn während der Zeit sammelten sich die eigentlichen, mächtigen Massen, die den großen Kampf entscheiden sollten. Frankreich fühlte, daß es einen Angriff abzuweisen hatte, der sein ganzes Dasein bedrohte, und es galt zugleich, was in diesem Lande auf einen Jeden wie ein Zauber wirkt, der Gloire der großen Nation. Noch war ihnen Napoleon der durch langjährige Siege unüberwindliche, den Continent beherrschende; die gegen ihn jetzt sich waffnenden Völker, besonders die Deutschen, Rebellen, die man züchtigen müsse. Der Franzose sah sich durch die Natur, die sich mit dem Feinde ver-

bündet hatte, für den Augenblick besiegt. Wo dieses Bündniß aufhörte, erblickte er nur die schwachen Heere, die seit langen Jahren gewohnt waren, sich für überwunden zu erklären, wenn er, der unüberwindliche Sieger, sich ihnen gegenüber stellte. Das mächtige, durch erstaunliche Siege in sich gehobene Volk bewohnte ein in sich abgeschlossenes Land. Alle Hülfsmittel desselben lagen nahe und eine bewundernswürdig kurze Zeit erhob es in Masse. Noch wirkte der Zauber von Napoleons Namen über mächtige Länder. Holland, Belgien, Italien, das südliche Deutschland gehorchten ihm unbedingt. Nur das Königreich Westphalen, obgleich äußerlich in seiner Gewalt, war innerlich unser; aber der österreichische kaiserliche Hof, wenn auch schwankend, hatte dem Bündnisse mit Frankreich noch nicht entsagt. Manches Ungünstige, bis dahin weniger Bemerkbare, schien sich bei den verbündeten russischen und preußischen Heeren den Vortheilen des Feindes gegenüber zu zeigen. Zwar hatte sich ein mächtiges, durch tiefe nationale Gesinnung starkes Heer in Preußen mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit gebildet, aber diese Bildung war doch noch nicht vollendet, und aus dem grenzenlosen russischen Reiche,

welches den Sieg mit grauenhaften Verlusten errungen hatte, konnten nur langsam die nothwendigen Hülfstruppen gesammelt und der lange Weg zurückgelegt werden. So war die Lage, als der große Kampf anfing; die neuen, aus Frankreich herausrückenden Heere nahmen die vereinzelt zerstreuten Corps auf, und rückten in Verbindung vor. Ein Armeecorps unter dem russischen General Wittgenstein (unter ihm commandirte General Blücher) sollte dem concentrirten französischen Heere entgegentreten.

In dieser bedeutenden Zeit war ich, aus meiner ungünstigen Lage heraustretend, in Blüchers Nähe. Man wird billiger Weise in einer Selbstbiographie nur erwarten, was ich erlebte, sowohl innerlich als äußerlich. Aber dieses ist durch den Kreis der Ereignisse bedingt, die in mir zum klaren Bewußtsein heranreiften. Dieses übersah nun wohl die allgemeinen Verhältnisse, wie ich sie hier übersichtlich dargestellt habe; es lebte aber selbst mehr in dem Gegenstande, für welchen wir kämpften, als in dem Detail des Krieges, in den militairischen Operationen, die als ver-

mittelnde Glieder die kriegerische That der Gegenwart mit der nationalen Gesinnung verbanden. Ich war in dieser Rücksicht in der That beschränkt. Benennungen der Regimenter, Uniformen, Standquartiere und dergleichen konnte ich nur mit Mühe, Einiges gar nicht im Gedächtniß behalten. Dieses war nun ganz besonders der Fall, als ich aus der engen Lage eines Seconde-Lieutenants, der durch sein Ungeschick gequält war, in dem bis dahin wichtigsten Augenblicke in den Mittelpunkt der kriegerischen Thätigkeit versetzt wurde. So freundlich ich auch aufgenommen wurde, so fand doch keiner sich berufen, einen völlig Unkundigen über die Verhältnisse zu orientiren, während er selbst in der größten Spannung von den Angelegenheiten einer verhängnißvollen Gegenwart in Anspruch genommen wurde. Ich besitze leider nicht die Fähigkeit des verstorbenen Professor Krug in Leipzig. Dieser rückte 1815 mit den sächsischen Bannern ins Feld. An den eigentlichen Kriegsthaten war es ihm nicht vergönnt, Theil zu nehmen. Nach einigen Monaten konnte er in Ruhe sein gewohntes, gelehrtes Geschäft wieder anfangen. Er hat aber die kurze Zeit des Kriegsdienstes besser als ich zu benutzen gewußt. Ein militairisches

Werk erschien, von ihm ausgearbeitet: die Kriegswissenschaft, sorgfältig in mehrere griechisch benannte Unterdoctrinen eingetheilt. Ob diese Schrift einigen Einfluß auf die Ausbildung der Kriegskunst ausgeübt hat, ist mir unbekannt geblieben. Ich muß leider bekennen, daß ich nach Verlauf von fünfzehn im Heere verlebten Monaten, als ein völlig Unkundiger nach Breslau zurückkehrte.

Indem ich nun auf jede militairische Darstellung verzichte, könnte ich das jetzt Folgende vielleicht eben so gut und passender „Begebenheiten auf meiner Reise nach Paris im Jahre 1813 und 1814" nennen.

Ueberhaupt findet eine echt geschichtliche Darstellung der Kriege neuerer Zeit viele Schwierigkeiten. Seit die Art Kriege zu führen eine Wissenschaft geworden, sieht die Erzählung derselben der Exposition eines bestimmten Systems nur zu ähnlich, und wie die Kämpfe selbst, welche ostensible Gründe auch angegeben werden, doch im Hintergrunde Principien-Kriege sind, die nur dann ein höheres und lebendiges Interesse erhalten, wenn die Völker, wie im Befreiungskriege, für ihr Dasein kämpfen: so zerfallen auch die Darstellungen entweder in dürre Erzählungen der

Märsche, des Vorrückens und Zurückgehens der Heere, der Menge der erbeuteten Waffen, der meist völlig unzuverläßigen Zahl der Gefangenen, Getödteten und Verwundeten; oder in eine sogenannte wissenschaftliche Exposition, die das wahrhaft Eigenthümliche und Lebendige vernichtet und höchstens ein allgemeines Interesse gewinnt, wenn die Zufälle erwähnt werden, die den reflectirten Entwurf hemmten oder förderten. Das rein Menschliche erscheint als ein Störendes, welches, wo es nicht völlig vermieden werden kann, nur fast unwillig geduldet wird. Der eigenthümliche Mensch, weil er etwas Unergründliches und in großen Momenten Geheimnißvolles in sich enthält, wird verschmähet, weil er selbst etwas Dichterisches offenbart, was nicht geduldet werden darf. Selbst das zufällig Günstige, welches, wäre es unbefangen, als ein bedeutendes Element des Verhängnisses anerkannt, einen wahrhaft großartigen Charakter annehmen würde, tritt nicht selten hervor, als wäre es bloßes Resultat eines Entwurfs gewesen, der jedoch öfters erst nach dem errungenen Siege entstanden ist. In den Darstellungen des Herodot und Thucydides durchdringen sich diese Elemente völlig. Es sind Menschen, die für die

größten Momente des Daseins kämpfen, und man verliert, liest man ihre geschichtliche Darstellung, dieses nie aus den Augen. Ich habe daher beschlossen, was ich auf meinem beschränkten Standpunkte erlebte, und wie ich es erlebte, einfach zu erzählen. Wie ich glaube, erhält das Persönliche, eben weil es so ganz verdrängt ist aus dem allgemein Abstracteren der geschichtlichen Darstellung unserer Tage, ein eigenthümliches Interesse. Zwar muß ich gestehen, daß Meisterwerke in der neuern Zeit erschienen, die im großartigen Sinne geschrieben sind; doch machen auch diese die einfache Erzählung eines Gelehrten, der, schon im vorgerückten Alter, am Kriege Theil nahm, was er erlebte, keineswegs überflüßig.

Blücher hatte Altenburg verlassen, allgemein erwarteten wir nun bald eine große Schlacht. Ich saß Abends den 1. Mai erwartungsvoll und allein in einem Bauerstübchen; obgleich die bevorstehende Schlacht mich tief bewegte, war ich doch keineswegs heiter gestimmt, und muß leider bekennen, daß das, was mich beunruhigte, etwas rein Persönliches war.

Ich war aus der früheren engen Lage herausgerissen, in eine, wie es schien, freiere versetzt, aber meine jetzige Stellung war mir selber völlig unbekannt. Auch Scharnhorst hatte keine Zeit gefunden, sie zu bestimmen, und nach meinem ersten Gespräche mit ihm, fand ich keinen Augenblick Gelegenheit, mich mit ihm zu berathen. Bis dahin in meinem ganzen Leben war ich Herr meiner Beschäftigung und zwar desto entschiedener, je mehr der Gegenstand derselben mich beherrschte. Jetzt sollte ich einem fremden Gedanken mich unterwerfen, sollte ihm dienen; ich kannte ihn nicht; wie er mich in Thätigkeit setzen würde, wußte ich nicht; und ob ich nicht, in Bewegung gesetzt, mehr ein Hemmendes als Förderndes, wenigstens völlig Gleichgültiges sein würde, eben so wenig. Ein bedeutendes Moment im Leben setzt uns erst dann auf eine heitere Weise, selbst wenn es zweifelhaft ist, in Bewegung, wenn unsere Thätigkeit in ihrer Verbindung mit dem Ganzen uns klar bleibt. Ich war plötzlich und zwar in einem Augenblicke, der für die Sache, die mich bewaffnete, der entscheidendste und wichtigste war, wo Alles um mich herum auf bestimmte Weise sich rührte und regte, in die schmerzhafteste Unbestimmt-

heit verloren; ich war von Allen um mich herum verlassen, keiner sprach mit mir, denn keiner hatte mir etwas zu sagen. Es liegt etwas furchtbar Demüthigendes in einem solchen Zustande, und je erwartungsvoller ich dem entschiedenen Kampfe entgegensah, den ich seit so vielen Jahren herbeigewünscht hatte, für welchen ich lebte, desto greller trat es hervor. Unruhig schritt ich in der kleinen Stube auf und nieder, als ein galoppirendes Pferd vor meinem Quartiere still stand. Eilig stürzte der Reiter die Treppe herauf und überreichte mir einen eigenhändigen Brief von Scharnhorst. Ich erwartete eine Ordre. Ist es ihm, dachte ich, gelungen, für dich ein bestimmtes Geschäft für den wichtigen Tag zu finden? Zwischen Hoffnung und Furcht entsiegelte ich das Schreiben.

„Lieber Steffens, schrieb er, ich muß leider mir das Pferd zurück erbitten, welches ich Ihnen überließ; ich bedaure es, daß Sie dadurch außer Stand gesetzt werden, der Schlacht beizuwohnen. Es ist das Pferd, welches ich in wichtigen Augenblicken zu reiten pflege; und Sie müssen nun freilich im Rücken der Armee den hoffentlich glücklichen Erfolg der Schlacht ruhig abwarten.“ Ich übergab das Pferd, und meine Lage

war nun trostloser als je. Das sah ich ein, daß, so wie ich hervorgetreten war, ich auf dem Schlachtfelde erscheinen mußte. Ich fand mich von diesem entfernt, auf immer beschimpft, ja unfähig, im Verlaufe des Krieges auf irgend eine Weise thätig zu sein. Ich hatte den Namen des Dorfes gehört, in welchem das Garde-Jäger-Bataillon einquartiert war, ich hatte fast eine Meile zurückzulegen, um es zu erreichen; es verging lange Zeit, ehe ich einen Führer fand, der Morgen näherte sich fast, als ich hinkam. Der Bataillonschef schlief, aber ich verlangte, daß man ihn ermuntere. Ich stellte ihm meine Lage vor, und beschwor ihn, mich in den Stand zu setzen, im Dorfe ein Pferd requiriren zu können. Ich ward zu einem Bauer geführt, der zuerst heftig gegen die Requisition sich sträubte. Zuletzt holte er gezwungen ein Pferd herbei, und übergab es mir. Es war ein heller Fuchs, ein altes, völlig abgemagertes Ackerpferd; die Hüftknochen traten wie steil abfallende Felsenwände in die Höhe, die Rippen konnte man zählen. Ich schwang mich in einen elenden, wahrscheinlich von dem Bauer kassirten, Sattel, auf die hohlgebogenen Rückenwirbel des Thieres; es kostete Mühe, die steifen Beine in Bewegung zu

setzen; hartnäckig, wie es war, hatte es seit langer Zeit alles Gefühl für Zaum und Gebiß verloren. Lächerlicher und seltsamer erschien wohl nie ein preußischer Reiter. Der Mantelsack, welchen der Führer bis jetzt trug, ward hinter mir mit Stricken festgebunden, und ich suchte lange vergebens, das ungelenke Thier zum Traben zu bewegen. Wo ich das Schlachtfeld aufsuchen sollte, wußte ich nicht. Der Tag fing an zu dämmern, ich glaubte in weiter Ferne Truppen zu sehen; unkundig, wie ich war, wußte ich nicht, ob es Feinde oder unsere Truppen wären, aber ich ritt gerade auf sie zu und erreichte ein großes Feld, welches sich allmälig erhob. Hier entdeckte ich preußische Infanterie, die eine lange Fronte bildete. Wie es zuging, weiß ich durchaus nicht, aber plötzlich stand mein Pferd vor der Fronte und drohte diese in ihrem Fortschreiten zu hemmen. Ein ansehnlicher Offizier, dem der seltsam berittene Mann wohl wunderbar auffallen mußte, trat drohend auf mich zu, und rief mir entgegen: „was Teufel haben Sie hier zu thun?“ Man hatte mir in Altenburg den General York gezeigt, und voll Schrecken erkannte ich ihn; nur dunkel erinnere ich mich, wie ich in der höchsten Verzweifelung einige

Secunden lang vergebens versuchte, das Thier von der Fronte zu entfernen. Nur dumpf klang das Schelten des Generals mir in die Ohren; wie ich fortkam, weiß ich nicht. Als ich später diesem großen Helden des Krieges näher trat, erzählte ich ihm, in welcher Lage und unter welchen Verhältnissen ich ihn zuerst kennen lernte, und es ergötzte ihn sehr. Nach langem Herumreiten und Nachfragen, fand ich Scharnhorst. Halten Sie sich an mich, sagte dieser, und Lieutenant Greulich, einer seiner Adjutanten, hatte die Güte, mir das Pferd einer seiner Packknechte zu überlassen. Es ging gegen Mittag; die Schlacht fing an, ich aber hatte durchaus keinen Begriff von der Stellung unserer und der feindlichen Truppen. Der Kanonendonner ließ sich allenthalben hören, aber den Feind, wahrscheinlich hinter dem Dorfe Groß-Görschen aufgestellt, konnte ich nirgends entdecken.

Ich ritt neben Gneisenau unter den, Blücher umgebenden Offizieren. Der Feind stand vor den Häusern des Dorfes, eine Cavallerieattaque von unserer Seite fand statt und ich war auf einmal mitten im Kugelregen. Dem Prinzen Wilhelm ward sein Pferd unter dem Leibe todtgeschossen. Die Attaque ward

zurückgeschlagen. Wie ich in die Attaque hinein- und wieder herauskam, wußte ich nicht; zweierlei ist mir aber im Gedächtniß geblieben; das Eine war der Eindruck, den das Kartätschenfeuer des Feindes auf mich machte. Es war mir, als kämen die Kugeln von allen Seiten in dichten Massen, als müßten wir alle getroffen sein, als wäre ich in starkem Regen gegangen, ohne naß zu werden. Ich kann indessen nicht sagen, daß ich mich von Furcht überwältigt fand; das Ganze schien mir mehr seltsam, absonderlich, als schrecklich. Das Zweite, was mir auffiel, war der damals 30jährige Prinz Wilhelm. Der schöne junge Mann, der gewandte Reiter auf einem schönen Pferde, der, mit dem angestammten Muthe des königlichen Hauses, mild lächelnd und ruhig um sich blickend, im Kugelregen ritt, ist mir als eine höchst angenehme Erscheinung unvergeßlich geblieben. Gneisenau war wie in seinem Element; fast fröhlich. Nach der Attaque erhielt ich von ihm einen Auftrag an General Wittgenstein; ich erinnere mich desselben nicht mehr, und jetzt fing nun die dunkle Seite dieses Tages für mich an. Ich ritt fort, ich sah um mich, die Schlacht bei Groß-Görschen zeichnete sich durch die heftige Kano-

nade des Feindes aus. Ich wußte nicht, wo ich Wittgenstein finden sollte. Alles um mich herum schien mir verwirrt und wie mit einem Schleier bedeckt. Ich fühlte ein dunkles Erbeben, eine wunderbare Undulation, die drohend aus dem Innersten entsprang und immer bemerkbarer ward; ich war offenbar von dem Kanonenfieber befallen. Ich fand indessen Wittgenstein, richtete meinen Auftrag aus, und traf, als ich zurücktritt, das Detaschament meiner eigenen Freiwilligen, die noch nicht an dem Kampfe Theil genommen, aber den Befehl zum Angriffe jeden Augenblick erwarteten. Ich erzählte mit der, unter solchen Umständen so natürlichen Lebendigkeit, was ich erlebt hatte; die jungen Männer hörten mit kampflustiger Neugierde zu. Es ist bekannt, wie sehr dieses Detaschement, wie sehr die Freiwilligen überhaupt sich durch Tapferkeit auszeichneten. Als ich nun Gneisenau wiederfand, sah ich Alle in großer Bewegung; Alle auf eine bestimmte Weise beschäftigt; ein Jeder war mit seiner Stellung bekannt, ein Jeder mit dem Geschäfte, was ihm oblag, in bestimmter Thätigkeit. Natürlich bekümmerte sich Keiner um mich; da beschlich mich das Gefühl meines Ungeschicks und wie

ich doch hier als ein völlig überflüßiger Zuschauer erscheinen müsse. Ich vernahm, wie Scharnhorst verwundet vom Schlachtfelde weggebracht worden war. Gneisenau war mir verschwunden, die Uebrigen waren mir fremd, und bald fand ich mich allein von den Kugeln des Feindes umsaust.

Darf ich nach den Erfahrungen, die ich im Kriege machte, über die verschiedenen Arten des Muthes urtheilen, so möchte ich diese wohl unterscheiden. Ich war ohne zu wissen, was ich da zu thun hatte, sogar gegen den Willen meines Befehlshabers, auf das Schlachtfeld gerathen; daß ich mich in eine mir ganz fremdartige Stellung hineingedrängt hatte, war ich mir nur zu deutlich bewußt. Ungeschickt, ja als ein Ueberflüßiger mußte ich mir erscheinen, und zu diesem drückenden Gefühle kam nun die Furcht, mit der ich zu kämpfen hatte: dennoch war ich von dem Bewußtsein durchdrungen, daß ich den Gefahren mich nicht entziehen dürfe. Ich kann es mit Wahrheit versichern, das Schlachtfeld zu verlassen, würde mir durchaus unmöglich gewesen sein. So trieb ich mich allerdings, zu befangen, um meinen besonnenen Blick auf das, was um mich her vorging zu werfen, ein Paar

Stunden auf dem Schlachtfelde herum; bald den Gefechten in und um das Dorf mich nähernd, bald erblickte ich preußische Cavallerie frei aufgestellt, den Kanonenkugeln ausgesetzt; ich sah, wie diese die Reihen lichteten, wie bald hier, bald da ein Reiter mehr auf eine abschreckende Weise zerrissen, als verwundet, hinstürzte, wie die übrigen die Reihen wieder schlossen und ruhig ihren Stand behielten. Spät am Nachmittage fand ich mich wieder mit Gneisenau in der Nähe des Dorfes zusammen. Er, der meine Befangenheit merken mochte, erschien völlig heiter und unbefangen, obgleich die Resultate der Schlacht bis dahin zweifelhaft waren. „Steffens, sagte er, sich an mich wendend, ist das nicht eine schöne Kanonade? sie wird zur Feier Ihres Geburtstages angestellt.“ Ich gestehe, ich hatte gar nicht daran gedacht. Ein Jahr früher hatte Gneisenau diesen Tag in meiner Wohnung gefeiert, und daß dieser große Mann, unter solchen Verhältnissen, scherzend daran dachte, imponirte mir, ich gestehe es, im höchsten Grade. Aber, in welcher günstigen Stellung befand er sich? Er bewegte sich frei in dem echten Elemente seines Lebens. Was ihn hob und in lebendige Bewegung

setzte, das muste mich niederdrücken und quälen, der ich plötzlich, ohne irgend einen Uebergang, in eine mir ganz fremde Lage versetzt war. Als es dunkel wurde, lagerte ich mit dem damaligen Hauptmann v. Schütz, der als General starb und als militairischer Schriftsteller rühmlichst bekannt ist, an einem Bivouacfeuer. Ich hörte die Bewegung der Cavallerie, die den Feind zu überfallen beabsichtigte. Dieser Angriff mißlang bekanntlich, die Reiter zogen sich zurück, und indem wir das Schlachtfeld fortdauernd behaupteten, auch der Feind es geräumt hatte, ward unser Rückzug nach Pegau beschloßen. Ich ritt an der Seite des Herrn von Schütz in der dunkeln Nacht an einem etwas steilen Abhange, wo die zurückziehenden Truppen ruhig und in Ordnung marschirten, während andere unter Bivouacfeuern, die die Bäume beleuchteten, sich hinstreckten. Der erste Eindruck solcher Scenen, die mir später so gewöhnlich wurden, ist mir unvergeßlich geblieben. Wir erreichten spät in der Dunkelheit der Nacht das mit Truppen überfüllte Städtchen, fanden dennoch ein erträgliches Stübchen und durch den kenntnißreichen Krieger, der lebhaften Antheil an der Schlacht genommen, erhielt ich nun

eine Uebersicht der Resultate des Tages, die mir höchst willkommen war; denn auf einmal war ich aus der Unklarheit und Dunkelheit herausgerissen; der Gegenstand des Kampfes, wie er mein Leben beherrscht hatte, schwebte mir vor, und ich hielt mich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß eine zweite Schlacht von mir nicht, wie diese erste, durchlebt werden würde.

Trotz unseres Rückzuges, konnten wir den Erfolg des Tages einen günstigen nennen, denn der Muth unserer Truppen hatte sich, Napoleon gegenüber, glänzend bewährt, und ein kühner kriegerischer Sinn durchdrang die ganze Armee. Ueber den Stand unserer Angelegenheiten und über mich selbst beruhigt, schlief ich ein.

Man erlaube mir einige psychologische Bemerkungen über den Muth; sie wurden durch die im Kriege erworbenen Erfahrungen hervorgerufen. — Wie würde, fragte ich mich, Johannes Huß, wenn er, wie ich, plötzlich, unvorbereitet, ohne zu wissen, was er zu thun hätte, und ohne thätig einzugreifen, sich auf einem Schlachtfelde befunden hätte, sich benehmen? ist es wohl ausgemacht, daß ein thatenloser Muth ihn mit Gleichgül-

tigkeit während der Gefahr beherrschen würde? Ich besitze einen Freund, der mit großer Entschlossenheit Amt und Wohlstand aufopferte, den höchsten Behörden trotzte, seiner unerschütterlichen Ueberzeugung folgte; und doch ist er der furchtsamste Mensch, den ich kenne. Ein jedes entschiedene Talent, welches bestimmte Menschen zu einer eigenthümlichen bestimmten Thätigkeit auffordert, läßt sich mit großer Sicherheit erkennen durch zwei entscheidende, wie das Talent selbst, ursprüngliche Functionen; wo ich diese finde, bin ich über das wirkliche Dasein des Talents nicht mehr im Zweifel. Diese zwei Functionen sind: eigenthümliches Gedächtniß und eigenthümlicher Muth. Das productive Talent ist ursprünglich heimisch in einer Welt, die nur durch dieses, nur mittelbar, den übrigen Menschen aufgeschlossen wird. Daher lebt der Gegenstand, der durch ihn geschichtliche Bedeutung erhält, in ihm, als ihm zugehörig, und entwickelt sich aus ihm, wie aus sich selber; so das Zahlengedächtniß des Mathematikers, das Gedächtniß langer Compositionen des Musikers. Es giebt ein Gedächtniß der Reflectionen, wie ein anderes der Anschauung, aber eben diese Function, als eine ursprüngliche, ist

zu gleicher Zeit eine Erzeugerin des Muths, der innern bewußtlosen Zuversicht, die nie fehlen kann, wo ein wahres Talent den Menschen in Bewegung setzt. Es giebt aber auch, wie ein allgemeines Gedächtniß, so einen allgemeinen Muth. Man könnte ihn, wie wirklich die Sprache ihn im täglichen Gebrauch bezeichnet, Courage nennen; wer diese Art des Muths besitzt, will keineswegs sein Leben hingeben, er fühlt es vielmehr erst in seiner ganzen Energie bei einem Spiel zwischen Leben und Tod. Wie der Spieler, wenn er sein ganzes Vermögen auf eine Karte setzt, es doch offenbar nicht thut, um es zu verlieren, vielmehr, um den Besitz, als solchen, in immer tieferer Bedeutung zu erringen. Der thätige umsichtige Handelsherr kann sich entschließen, eine große Unternehmung zu wagen, die mit entschiedener Wahrscheinlichkeit einen bedeutenden Gewinn verspricht. Er ist dem Spieler, wie es scheint, verwandt, aber dennoch zugleich von ihm ganz und gar verschieden. Je besonnerer er verfährt, desto mehr beschleicht ihn die Furcht, er ist nicht blind gegen diese, wie der Spieler, aber die rechte bedeutende Unternehmung fängt erst an, wenn er diese Furcht überwältigt, wenn er den oft harten Kampf mit ihr

bestanden hat: so nun auch der Muth des großen Feldherrn, verglichen mit dem des rohen Kriegers, welcher Courage besitzt. Freilich schließen beide Arten des Muthes sich nicht nothwendig aus. Der allgemeine hängt auch von dem geschichtlichen Zustande des Volkes, von der Gewohnheit ab. In einem rohen Zustande fortdauernder Kämpfe ist es schwer, beide zu unterscheiden; wo gefährliche Angriffe zu den Elementen des Daseins gehören, wird der Muth Gewohnheit.

Ein Hauptquartier ist vorzüglich den Kanonenschüssen ausgesetzt. Die Menge der reitenden Krieger, die zusammengedrängt sind, und sich ohne militairische Ordnung frei untereinander bewegen, zieht die Aufmerksamkeit der Feinde auf sich und verräth die Gegenwart eines hohen Commandirenden. Und da Blücher sich in den Schlachten fast immer exponirte, beim Vorrücken oft die Avantgarde, bei dem Rückzuge die Arriergarde begleitete, so war ich den ganzen Krieg hindurch den Kanonenschüssen ausgesetzt, und so entstand der Muth der Gewohnheit, der sich mit dem errungenen verband und zuletzt eine Gleichgültigkeit erzeugte. Dennoch ward ich bei gelegentlichen Aufträgen nach Infanterie-Corps, die mit dem Feinde

fochten, hingesandt, nicht selten von dem kleinen Gewehrfeuer afficirt. Hier stand die errungene Fassung allein ohne jede Stütze. Die Verletzung durch Kanonenkugeln, die fast immer gewiß tödtlich sind und zu gleicher Zeit den Getroffenen zerreißen, haben etwas Widerwärtiges, und es lernt wohl Keiner sie mit Gleichgültigkeit ansehen. Offiziere, die gewohnt waren, sich dem kleinen Gewehrfeuer auszusetzen, und sich durch Muth und Entschlossenheit auszeichneten, wenn sie nach dem Hauptquartier verschickt wurden, in Augenblicken, wo uns der Feind in's Auge gefaßt hatte, schienen doch nicht selten zu stutzen, äußerten sich wohl auch freimüthig darüber. Ein Zustand vorübergehender Muthlosigkeit ist nicht selten rein körperlich, und so behauptet man selbst von großen Feldherren, daß ihr Muth journaliär wäre.

Den 3. Mai suchte ich Blücher in Borna auf, und die Truppen, die um mich herum zogen, fand ich in ruhiger, gemäßigter Bewegung; streng geordnet, als zögen sie einem Feinde entgegen; nichts ließ einen Rückzug vermuthen. Blücher hatte eine unbedeutende Wunde erhalten, war aber in der besten Laune. Prinz Wilhelm war bei ihm, und erinnerte sich,

wie ich bei dem ersten Angriff an seiner Seite gewesen; so erhielt ich Lobsprüche, die ich keineswegs verdiente und die mich beschämten. Ich dachte, als ich ihn verließ, über meinen Zustand am vorigen Tage nach und überzeugte mich, daß, wenn ich ein Geschäft gehabt hätte, welches ich zu beherrschen vermochte, wenn ich in eine bestimmte Thätigkeit gesetzt und nicht völlig unbekannt mit Allem, was um mich her geschah, eben so sehr durch das Bewußtsein des Ungeschicks, wie durch die Furcht, gegen die ich kämpfte, niedergedrückt gewesen wäre, ich mich ganz anders würde benommen haben. Mein Zustand war dem eines schüchternen Gelehrten ähnlich, der sich plötzlich am Hofe in die Gegenwart eines Königs versetzt sieht, er blickt furchtsam um sich, bei einer jeden Aeußerung, wie bei einer jeden Bewegung fürchtend, anzustoßen und sich zu compromittiren. Giebt man einem solchen Gelegenheit, sich über einen Gegenstand zu äußern, den er beherrscht, dann scheint er nicht selten umgewandelt; er vergißt die Umgebung und tritt entschieden und völlig zuversichtlich hervor.

Von den Tagen des Rückzuges will ich nur Einiges, wie ich es erlebte, erwähnen. Der Marsch der Armee am ersten Tage ging ruhig vor sich durch Nadelholz-Waldungen auf einer sandigen Fläche. Blücher ritt zwischen den Truppen hindurch, die hier theils langsam fortzogen, theils sich ausruhten. So lange der Soldat in Reihe und Glied bleibt und Alles um sich her in streng gehaltener Ordnung sieht, wird er von der Macht der geordneten Masse getragen und diese scheint ihm nnüberwindlich. Nur wenn diese Ordnung durchbrochen ist, ist er lediglich an sich gewiesen; was um ihn war und mit ihm stritt, ist dann ein völlig Ohnmächtiges geworden. Es ist ihm, als wäre die ganze friedliche Masse lediglich gegen ihn verschworen und das ganze Heer kann sich dann in wilde Flucht auflösen. Jetzt aber, da der Krieger die stille gewohnte Ordnung um sich sah, keinen verfolgenden Feind erblickte, konnte er sich nicht als ein Geschlagener betrachten. Die Vielen, die von der Bedeutung des Feldzugs durchdrungen waren, beherrschten die Stimmung der Uebrigen; der Rückzug schien ihnen eine Schmach zu sein, und ein leises Murren ließ sich durch die Menge der Truppen hören.

Blücher und seine Umgebung hatten von dieser Unzufriedenheit Nachricht erhalten, und er hielt es für nothwendig, die Truppen anzureden. Hier hatte ich Gelegenheit, zuerst die bewunderungswürdige Beredsamkeit dieses Feldherrn kennen zu lernen. Der Inhalt dieser Rede ist denen hinlänglich bekannt, die die Ereignisse des Krieges in der Erinnerung haben. Denn es war derselbe, der öffentlich ward und gebraucht wurde, die ganze Armee zu ermuthigen und das Volk zu beruhigen. „Ihr habt recht, hörte ich ihn sagen, Ihr seid nicht geschlagen, denn Ihr habt das Schlachtfeld behauptet, der Feind hat sich zurückgezogen, sein Verlust ist bedeutender als Eurer." Er entwickelte nun alle jene Motive der abgebrochenen, nicht verlorenen Schlacht und des Rückzuges, die bekannt sind, und die mich, wollte ich sie wiederholen, in ein Gebiet hineinführen würden, welches ich hier geflissentlich vermeide. Ich hörte ihn diese Rede öfters wiederholen, sowie er neue Truppen traf. Wenn ich auch die Leichtigkeit seiner Rede, den edeln, einfachen Ausdruck, die große Gewandtheit, mit welcher er denselben stehenden Inhalt in einer jeden neuen Anrede anders zu gestalten wußte, bewunderte, so mußte ich

doch gestehen, daß es nicht die Worte allein waren, die jene Gewalt ausübten. Die Gestalt des greisen Helden, wie er auf die Truppen zuritt und die laute Stimme sich erhob, gab der Rede erst den rechten gewichtigen Inhalt. Stellte er doch die persönlich gewordene Begeisterung des Krieges dar, lag doch in seiner Gestalt, mit zusammengedrängter Macht, Alles, was während der Zeit des Drucks in verborgener Spannkraft sich regte, Alles, was laut wurde, als der Krieg gefordert ward, und alle Kämpfer erschienen, wie dargestellt durch ein kämpfendes Individuum, welches einen Schritt zurücktritt, um für die ganze Kraft eines neuen vernichtenden Angriffs sich zusammenzufassen. Und dennoch waren die Beifallsäußerungen der Angeredeten keineswegs sehr laut. Es war, als kämpfte man mit einem demüthigenden Gefühl, welches nicht ganz überwunden werden konnte; mir aber waren diese sich öfters wiederholenden Auftritte sehr wichtig. Was mich in Breslau in Bewegung setzte, durchdrang mich hier ganz, und die nothwendige prosaische Seite des Krieges, die ich schon hinlänglich kennen gelernt hatte und die mehr Geduld und Beharrlichkeit als Begeisterung fordert, schien mir ver-

klärt, zur ursprünglichen Poesie, die das Innere, im täglichen Leben Verborgene enthüllte, sichtbar machte, und laut werden ließ.

Wir wurden, wenn ich mich recht erinnere, diesen Abend nicht angegriffen, oder wenn Gefechte mit dem nachfolgenden Feinde stattfanden, so waren sie unbedeutend und drangen nur durch Berichte, die ich nicht erfuhr, zu uns. Ueberhaupt war unser Rückzug bis Meißen wenig gestört. Nur ein Ereigniß schwebt mir sehr bestimmt vor. Im Muldethal, nicht weit von Colditz, als die verbündeten Armeen über den Fluß setzen wollten, entstand eine, wie mir schien, unauflösbare Verwirrung. Das Thal war an dem Orte, wo der Uebergang stattfand, etwas erweitert, von ziemlich bedeutenden Höhen umgeben. Es ward berichtet, daß der russische General Miloradowitsch ernsthaft von dem Feinde angegriffen wurde, eben als mir die Verwirrung am größten zu sein schien. Als ich nun etwas ängstlich um mich blickte, sah ich zu meiner Verwunderung Blücher und seine Umgebung völlig ruhig; Adjutanten eilten zwar zwischen uns und dem fechtenden russischen General hin und her. Mir schien es aber, als näherte sich die, zwar mäßige Kanonade, und

das Gewehrfeuer, und ich glaubte jeden Augenblick, zu erleben, daß der Feind sich über unsere verworrenen Massen herstürzen würde. Mir war zu Muthe, wie dem Landbewohner, wenn er zum ersten Male auf dem Meere einen tüchtigen frischen Wind erlebt, bedenklich, und die ruhige Miene der Seeleute gewahr wird, die nichts als ein tägliches Ereigniß in dem erleben, was ihm so gefahrdrohend scheint. Es ist bekannt, wie glücklich Miloradowitsch das Gefecht bestand und das Blüchersche Corps gelangte, ohne irgend einen nennenswerthen Verlust, bei Meißen über die Elbe.

Jenseit der Elbe blieben wir einige Tage in Ruhe, und ich konnte nun, seit meinem Aufenthalt in Dresden zum ersten Mal mich über meine Lage, die innere sowohl als die äußere, einigermaßen orientiren. Wer immer gewohnt war, einen bedeutenden Theil seines Lebens in der Einsamkeit zuzubringen, der kommt zuletzt, durch das beständige Zusammenleben mit Menschen, durch das Hin- und Herreden, welches ihn fortdauernd umgiebt, ja bis auf sein Nachtlager verfolgt, so daß er das Gespräch nur dann nicht hört, wenn die größte Schläfrigkeit alle Hindernisse

überwindet, in eine Art von Verzweiflung. Diese steigert sich, wenn er selbst ohne Beschäftigung ist, und ich hatte noch keine bestimmte. Ich wandte mich deswegen an Gneisenau, der meinetwegen mit dem General-Intendanten von Ribbentrop sprach. Seine Idee war, im Rücken der Armee eine zusammenhängende Veranstaltung für die Heilung und Verpflegung der Verwundeten zu besorgen. Ich ergriff diese Idee mit großer Freude; ich dachte daran, mich durch die Breslauer Aerzte mit den übrigen der Provinzen in Verbindung zu setzen. Nach der Richtung der Truppenmärsche konnten die seitwärts liegenden Oerter, besonders südlich nach der böhmischen Grenze zu, die, selbst von den feindlichen Heeren überflügelt, in den Gebirgsgegenden doch ziemlich gesichert sein würden, bleibende Lazarethe abgeben und ließen sich wohl einigermaßen mit den fliegenden in Verbindung bringen. Aber dazu war ein eigenes Bureau nothwendig, welches von mir geleitet werden konnte, wenn ich fortdauernd von den Märschen unterrichtet war, wenn ich eine hinlängliche Uebersicht über die Zahl der Verwundeten hatte, wenn so viel wie möglich die fechtenden Truppen erfuhren, wohin

sie die Verwundeten sogleich bringen sollten u. s. w. Ich war für diese meine zukünftige Thätigkeit sehr eingenommen; ich hoffte von den Tagen der Ruhe viel, und mahnte den General-Intendanten täglich, mich in den Stand zu setzen, die Arbeit anzufangen. Endlich, am zweiten oder dritten Tage, als ich schon anfing höchst ungeduldig zu werden, lief ein Schreiben von Herrn von Ribbentrop ein. Ich erstaunte, als ich eine Verfügung des General-Intendanten fand, von irgend einem seiner Schreiber entworfen, mit der Aufforderung, sie zu copiren. Man kann sich meine Empfindung vorstellen. Ich faßte mich indessen und suchte den Herrn auf. „Ich bin, sagte ich, zu einem jeden Dienste in diesem Kriege erbötig, selbst zu dem geringsten. Es giebt aber einige Dienste, für welche ich mich durchaus für unfähig erklären muß. Ich mußte aufhören, die Dienste eines Seconde-Lieutenants zu üben, aber ich bin ein noch viel schlechterer Copist. Ich vermag nie mein eigener zu sein, ich vergesse zuweilen Worte, und selbst wenn meine undeutliche Handschrift fehlerlos gelänge, könnte es wohl geschehen, daß die Abschrift zwar denselben Gedanken ausdrückte, sonst aber ganz

anders lautete, als der gewiß meisterhafte und unverbesserliche Entwurf, der Ihnen unterworfenen Bureaubeamten." Von der Idee, die mich ein paar Tage hindurch so lebhaft beschäftigte, war nicht weiter die Rede.

Indessen brachte eine andere Vorstellung, die von mir ausging, mich selber in große Gefahr. Ich machte Gneisenau darauf aufmerksam, daß wir jetzt die preußischen und sächsischen Grenzen der Salzproduction verließen und daß leicht in den Provinzen hinter der Armee und für diese eine Salznoth entstehen könnte, daß daher die Salzniederlagen in Meißen, welche, wie ich wußte, bedeutend waren, ausgeleert werden müßten. Gneisenau sah dieses wohl ein, glaubte aber, nicht dazu ermächtigt zu sein, wenn er nicht den Befehl des Chefs des Generalstabes erhielt. Ich warf mich auf mein Pferd und eilte, so schnell ich vermochte, nach Dresden, wo Scharnhorst verwundet lag. Ich fand ihn in einem Zustande, der mich überzeugte, daß seine Verwundung sehr bedeutend war; indessen ließ er den Befehl schnell ausfertigen, empfahl mir die größte Eile, und ich ritt ohne Aufenthalt zurück. Meissen hielten wir noch besetzt, obgleich die franzö-

sischen Truppen sich näherten; die kunstreiche hängende Brücke über die Elbe war abgetragen, an ihrer Stelle führte eine schwimmende über den Fluß. Die Nachrichten von der Annäherung des Feindes wurden immer häufiger, nur einzelne leichte Truppen unsererseits bewachten die Straßen des Durchmarsches, jeden Augenblick bereit, sich eilig zurückzuziehen. Unter diesen Umständen glaubte ich, indem ich meine Ordre an die Beamten der Salzniederlage vorzeigte, von dem wachthabenden Offizier einige Mann fordern zu dürfen, die mir, während ich mich mit den Beamten besprach, Pferde, Wagen, und Aufladung der Salztonnen besorgte, von der Lage der Sache Kunde brächten. „Sie finden ja, antwortete der wachthabende Offizier, noch immer Truppen in Meissen, an diese mögen Sie sich wenden, ich kann hier keinen Mann entbehren.“ Ich ging ganz allein in die Stadt hinein. Jeder weiß, wie verwickelt und verwirrt die engen Straßen in Meissen untereinander laufen. Mir war zwar diese Stadt aus früheren Besuchen nicht ganz unbekannt, doch keineswegs so, daß ich mich hinlänglich zu orientiren vermochte. Die Straßen waren leer, die Einwohner,

von Furcht ergriffen, in den Häusern eingeschlossen; hier und da an irgend einer Ecke stand ein Krieger, ängstlich lauschend und jeden Augenblick bereit, zu fliehen, wenn er die Annäherung des Feindes spürte. Ich bemühte mich lange vergebens, einen Menschen zu finden, der mir die Wohnung der Salzbehörde anzeigen sollte. Ich fand einen Beamten, wenig geneigt, den Schutzort in seiner Wohnung zu verlassen; indessen gelang es mir, ihn in Bewegung zu setzen, Wagen und Pferde waren requirirt und ich war schon im Begriff, mich der Salzniederlage zu nähern, als wir das Schießen in der Stadt vernahmen. Die Beamten, die mich begleiteten, entflohen, ich hatte keine Macht, sie zurückzuhalten, und sie fürchteten sich offenbar mehr vor dem in Masse sich nähernden Feinde, als vor den wenigen preußischen Kriegern, die im Begriff waren, sich zurückzuziehen. Ich gab mich auf, und zum ersten Mal ward ich von der Furcht ergriffen, gefangen zu werden. Mich schauderte; ich sah es ein, daß das mir übertragene Geschäft unter diesen Umständen sich nicht ausführen ließ, und eilte nach der Brücke. Ob einige von unsern Truppen bei dieser Gelegenheit in Gefangenschaft

geriethen, ist mir unbekannt. Als ich die Brücke erreichte, war diese vom Ufer losgelassen, ein paar fliehende Soldaten konnten nur noch mit Mühe aufgenommen werden; die Flintenschüsse bestrichen schon die Brücke und wer von diesem Augenblicke an in der Stadt blieb, war dem Feinde rettungslos preisgegeben. Ich war natürlich zu Fuß, und dankte Gott, als ich mich auf der Brücke befand.

Meine Voraussetzung traf wirklich ein; es entstand, wenigstens vorübergehend, eine Salznoth, welche viel bedeutender geworden wäre, wenn sie nicht durch den Waffenstillstand gehoben wurde; und ich selbst machte, als ich zurückkam, zufällig die Erfahrung, wie unangenehm der Salzmangel ist. Eine kleine Gesellschaft lagerte auf dem Felde, die Burschen besorgten Rindfleisch; wir konnten, wo wir waren, kein Salz erhalten, und ich genoß zum ersten und letzten Male in meinem Leben eine ungesalzene Suppe; sie widerte mich entsetzlich an.

Unser Aufenthalt diesseit der Elbe bei Meissen veranlaßte eine Erfahrung, die einen tiefen Eindruck auf mich machte. Das Armeecorps war außerhalb der Schußweite aufgestellt, dennoch standen Vorposten

dicht am Ufer; ihnen gegenüber die feindlichen. Sie wechselten Schüsse; wir standen auf den Höhen weit genug entfernt, um völlig gesichert zu sein, und nahe genug, um jeden Einzelnen zu unterscheiden. Da sahen wir, wie der Krieger dies- und jenseits des Flusses das Gewehr ruhig anlegte, mit Besonnenheit zielte und irgend einen Mann des gegenseitigen Ufers traf und zu Boden streckte. Wenn auf diese Weise ein feindlicher Mann stürzte, jubelte man. Ich habe später in Schlachten, bei verschiedenen Angriffen Viele stürzen sehen, aber niemals war es mir so widerwärtig, wie diese Jagdlust, die mir schauderhaft schien, um so mehr, da ich einen verständigen Zweck dieser Belustigung durchaus nicht einsah.

Der Rückzug ging langsam vor sich; hinter Bautzen war Blüchers Hauptquartier in einem kleinen Dorfe und blieb daselbst einige Tage. Gefechte fanden zwar während der Zeit hier und da statt; einige nicht ohne Bedeutung; aber was ich vernahm vermochte mir keine Aufschlüsse über die Stel-

lung unserer Truppen, dem Feinde gegenüber, zu geben.

Um uns her auf den adeligen Schlössern war der König und die königliche Familie einquartirt. Ich genoß die Ehre, von dem Prinzen August zur Tafel geladen zu werden. Er hatte in ruhigen Augenblicken des Rückzuges sich einige Mal mit mir unterhalten. Prinz Wilhelm war in demselben Schlosse einquartirt, und beide hielten an demselben Tisch eine abgesonderte Tafel für die beiderseitigen Gäste. Die Prinzen saßen am oberen Ende des Tisches, ihre beiderseitigen Adjutanten und Gäste an den Seiten der Tafel, und so fand eine doppelte Mahlzeit an demselben Tische statt. Es ist mir erinnerlich geblieben, weil ich auf diese nicht gewöhnliche Weise zum ersten Mal in meinem Leben die Ehre genoß, Gast eines königlichen Prinzen zu sein. Als die Tafel aufgehoben wurde, konnte ich doch der Lust nicht widerstehen, mir wo möglich ein bequemes Lager zu verschaffen. Seit ich Altenburg verlassen, hatte ich in keinem Bett geschlafen; Stuben mit Betten, die gar nicht benutzt wurden, waren da, der Adjutant des Prinzen Wilhelm, der jetzige General von Hedemann, hatte die

Güte, mir ein solches zu überlassen. Kaum lag ich völlig entkleidet in einem Bette, als ich, noch nicht gehärtet gegen die Strapazen des Krieges, in einen Schlaf verfiel, so tief, wie ich ihn noch nicht erlebt hatte. Nichts störte diesen Schlaf, der viele Stunden dauerte, und es war fast Nacht geworden, als ich wieder auf eine Weise gestärkt erwachte, die mich freilich überzeugen mußte, wie sehr mich die Anstrengungen der vorhergegangenen Tage angegriffen hatten. Ich kam erst in der Nacht in das Blüchersche Hauptquartier zurück. Was ein Bette zu bedeuten hat, erfuhr ich erst jetzt. Freilich war ich es gewohnt, auf meinen geognostischen Fußreisen öfters auf der Streu zu schlafen; ich wählte sie häufig, statt der unsaubern Betten: aber dies geschah doch nur wenige Tage hintereinander. Was damals meine Schläfrigkeit besonders förderte, war der Mangel an Aufregung, die in diesen Tagen der Ruhe um mich her statt fand. Den ganzen Tag trieb man sich im Dorfe herum, ohne irgend etwas von Bedeutung zu erfahren. Zwar versammelten sich einige Tage vor der Schlacht von Bautzen mehrere Generäle im Dorfe; ein Kriegsrath ward gehalten, wir lauschten vor dem Hause,

erfuhren indessen wenig oder nichts. Daß wir aber hier den Feind erwarteten und eine Position nehmen, also eine Schlacht annehmen wollten, wurde bekannt. Es wurde viel über diese Position gemäkelt, man fragte, ob sie eine absolute, etwa der Fichteschen ähnlich sein sollte; aber keine Aeußerung ließ ahnen, daß ein wichtiger Tag nahe war. Man hat nicht leicht eine Vorstellung davon, wie sehr das tägliche Geschäft im Felde abzustumpfen vermag, wie unbedeutend oft die Gespräche sind. Im Blücherschen Hauptquartier, wo eine Menge vielseitig ausgebildeter Offiziere versammelt war, nahmen diese nicht selten eine Wendung, die man unter solchen Verhältnissen nicht erwarten würde. Meine Gegenwart brachte dann wohl philosophische oder naturwissenschaftliche Gegenstände zur Verhandlung, und offenbar herrschte eine Neigung vor, das Hauptgeschäft in vorübergehenden Momenten ruhen zu lassen. Doch war das in diesen Tagen weniger der Fall; die kundigern Offiziere, (und häufig wurden solche von geringerem Range mit zu Rathe gezogen), waren auf eine bedeutende Weise beschäftigt. Couriere kamen und eilten fort; Adjutanten wurden hier und dorthin geschickt, auch

ich erhielt einige Mal Aufträge, aber alles um mich her war dennoch ein undurchdringliches Geheimniß. Nicht bloß Offiziere der verschiedenen Truppencorps erschienen im Hauptquartier, sondern auch sächsische, selbst sehr bedeutende Beamte, die sich eifrig uns anschlossen, kamen an. Sie sorgten für die Unterhaltung der Truppen, brachten uns wichtige Nachrichten von den Stellungen der Feinde, und wurden uns auf vielfache Weise nützlich.

Ich erlebte hier einen Auftritt, der mir doch interessant war. Einige Ultra-Deutsche hatten wohl geäußert, man müsse die gefangenen Süddeutschen, die gegen ihr eigenes Vaterland kämpften, todt schießen; eine solche Strenge, meinte man, würde einen heilsamen Einfluß haben und die deutschen Truppen, welche gegen uns stritten, auf ihr Verbrechen aufmerksam machen. Viele würden sich, glaubte man, von der französischen Armee trennen und zu uns übergehen. An die dadurch hervorgerufenen Repressalien schienen Wenige zu denken; eine wechselseitige Erbitterung mußte allein die Folge sein, und der ganze Krieg einen Charakter annehmen, dessen zerstörender

sittlicher Einfluß auf eine lange Zukunft sich nicht berechnen ließ.

Von den gefangenen Würtembergern wurden einige nach unserm Dorfe gebracht und aufgestellt. Gneisenau, an dessen Seite ich war, sprach einen an, der ihm durch seine große Gestalt auffiel; er suchte ihm begreiflich zu machen, wie tadelnswerth der Entschluß war, gegen Deutsche zu kämpfen. Der Mensch sah unbeschreiblich gutmüthig aus, schien etwas ungeschickt und war offenbar ein Rekrut. „Ich wäre, antwortete er treuherzig, lieber zu Hause geblieben, Vater, Mutter und Geschwister weinten, als ich ausgehoben wurde: aber ich war wohl genöthigt, mit schwerem Herzen fortzugehen.“ — „Ich möchte wohl wissen, sagte ich, als wir uns entfernten, ob irgend ein, auch noch so fanatischer Deutscher im Stande wäre, einen solchen armen Teufel nach einem solchen Gespräch kaltblütig todt zu schießen?“ — „Noch nicht, antwortete Gneisenau, aber wenn, was Gott verhüte, der Krieg Jahrelang dauerte, dann mag Gott wissen, was aus uns allen wird; das Blut der Männer des dreißigjährigen Krieges [illegible] noch in uns, und eine [illegible]ge genährte Erbitterung [illegible]

Verwilderung und durch diese eine wechselseitige Zerstörung hervorrufen, unser Erbfeind aber würde, wie damals, jubeln." Mich ergriff ein Grauen, wenn ich daran dachte, eine solche Zukunft zu erleben, ja selbst vielleicht in die Gewalt der bösen Geister zu gerathen.

Früh des Morgens am 20. Mai erhielt ich den Auftrag, den Obristlieutenant von Witzleben aus seiner Stellung jenseit Kleinwelke, der Herrnhuter-Colonie, zurückzurufen und ihm die Ordre für eine andere Bestimmung zu überbringen. Ich kam nach Kleinwelke vor den Herrnhuter Gasthof und unterhielt mich mit dem Wirth. Er sah wohl ein, daß die Colonie auf dem Kriegsschauplatze lag, zeigte aber eine bewunderungswürdige Ruhe, und seine Zuversicht wirkte höchst wohlthätig auf mich. Das Städtchen hatte das gewöhnliche freundliche Aussehen der Herrnhuter-Colonien, Alles war hier noch in der gewöhnlichen stillen Ordnung; auch im Gasthofe spürte man nichts von Verwirrung. Daß man auf

der Straße nur wenige Menschen sah, konnte nicht auffallen; es ist bei den Herrnhutern gewöhnlich: aber diese gingen ruhig ihren Weg. Nachdem ich Herrn v. Witzleben gefunden und ihm die Ordre mitgetheilt hatte, machte er mich darauf aufmerksam, daß der Feind in der Nähe wäre, und warnte mich. Ich war ungewiß, in welcher Richtung ich mich bewegen sollte; daß das Blüchersche Armeecorps sich zusammenzog, merkte ich wohl, und durfte nicht hoffen, Blücher in dem Dorfe wieder zu finden. Es war ein schöner lieblicher Maitag; ich ritt auf einer Chaussee, noch ungewiß, ob ich den Weg weiter verfolgen sollte, oder nicht; doch sah ich in der Ferne Waffen blinken, Cavalleristen einzeln hier und da herumsprengen, erkannte die feindlichen Truppen, und sah mich verfolgt. Als ich wieder eilig durch Kleinwelke ritt, schritten die Schwestern, reinlich gekleidet in ihrer einfachen Tracht paarweise in stiller Ordnung sämmtlich der Kirche zu. Ich mußte schnell vorübereilen, denn feindliche Reiter setzten mir nach. Aber der Eindruck, den die fromme Gemeinde auf mich gemacht hatte, lebte wieder auf, und wie ein Traumbild des göttlichen Friedens schwebte mir diese

Erscheinung vor, mitten auf der Stätte einer angehenden großen Schlacht, und hat mich seitdem nie verlassen.

Ich stieß auf preußische Truppen, die mir die Krickwitzer Höhen zeigten, wo ich das Blüchersche Hauptquartier finden würde. Es war schon Mittag, ich ritt über eine geneigte Ebene, sah Truppen schon im Gefechte mit dem Feinde, und gerieth in einen mächtigen feindlichen Kugelregen. War es der religiöse Eindruck, den ich empfangen hatte, war es die Gewohnheit des Kriegslebens überhaupt, und daß ich mich schon heimisch fühlte in meiner Stellung, oder war es eine Verbindung von beiden? So freimüthig, wie ich meine Furcht in der Feldschlacht bei Görschen bekannt habe, so unbefangen darf ich versichern, daß sie hier fast ganz verschwunden war. Einige Anhöhen hatten mir die Krickwitzer Höhen verdeckt; ich sah Offiziere in großer Eile über die gefährliche Ebene eilen, während ich mit einer mir selbst unbegreiflichen Ruhe überlegte, welchen Weg ich zu nehmen hätte. Ich sah ein, daß ich über die Anhöhe reiten müßte, die eben beschossen wurde. Unsere Truppen waren in der Tiefe aufgestellt, auf der beschossenen Anhöhe

sah man keinen Menschen, und es erschien mir fast lächerlich, daß ich mich als das einzige Ziel einer heftigen Kanonade betrachten konnte.

Ich fand Blücher, und der Berg, auf welchem das Hauptquartier ziemlich zusammengedrängt stand, ist mir freilich merkwürdig geblieben, weil wir denselben Platz diesen und den folgenden Tag behaupteten. Wir hatten von dort eine weite Aussicht und konnten fast ganz das bedeutend ausgedehnte Schlachtfeld übersehen. Links von uns lag Löbau, grade vor uns Bautzen mit seinen Thürmen, rechts lief die Spree, deren Ufer von unsern Truppen eifrig behauptet wurden, weiter entdeckte ich Kleinwelke, welches ich so eben verlassen hatte, und während der ganzen Zeit der zweitägigen Schlacht hafteten meine Augen wiederholt an diesem Ort, und ich gedachte des gegenwärtigen Zustandes der Einwohner nicht ohne Sorge und Theilnahme, während die trostreiche Erscheinung mir fortdauernd vorschwebte.

Es war Mittag, als ich auf der Höhe ankam, wo sich Blücher aufhielt. In der Mitte des Hügels erhob sich ein kahler Granitfels. Der klare, helle Tag ließ uns das ganze weite Schlachtfeld übersehen. Bei

Löbau und in der Umgegend sahen wir, obgleich in weiter Entfernung, den Kämpfen der Russen zu; Bautzen lag vor uns, aber hinter Hügeln versteckt; nur die Thürme ragten hervor. Zwischen dieser Stadt und uns, an den Ufern der Spree, fanden die lebhaftesten Angriffe statt; aber diese waren uns verborgen, denn diesseits, wie jenseits des Flusses erhoben sich die Hügel, nur hörten wir das Gewehrfeuer in großer Nähe. Einzelne Kanonenkugeln erreichten uns schon am ersten Tage; Berichte kamen und gingen ab. Im Ganzen war man am ersten Tage mit dem Erfolge nicht unzufrieden. Unsere Truppen behaupteten fast an allen Stellen ihren Platz, unsere Position war nirgends bedeutend angegriffen. Es fing an dunkel zu werden; nach allen Gegenden hin ward es stille, nach dem lärmenden Tage mit seinen lebhaften Angriffen erfolgte eine wunderbare Ruhe; nur hier und da hörte man einzelne Schüsse. Den ganzen Tag über konnten wir, ohne bedeutend angegriffen zu sein, mit Ruhe das Schlachtfeld übersehen. Ich hatte aus Breslau einen Dollond von vorzüglicher Güte mitgenommen, der auf einem Stativ ruhte. Zwar waren die Generäle mit guten Fernröhren versehen,

aber an dieser Stelle, die wir so lange behaupteten, war ein stehendes Fernrohr, welches auf einer flachen Stelle des Felsens ruhte und nach den bedeutendsten Punkten hingerichtet werden konnte, dem Befehlshaber willkommen. Es ward zwar von diesem häufig benutzt; aber dennoch blieb es zuweilen uns überlassen, und ich konnte ungestört meine Aufmerksamkeit auf bestimmte Punkte richten. Ich verlor mich dann ziemlich lange in der Betrachtung einzelner Gefechte; ich sah besonders nach Löbau hin, die Russen mit dem Feinde fechten; sah Kämpfende bald hier, bald da stürzen, die ringenden Massen von beiden Seiten abwechselnd vor- und zurückschreiten. Wenn ich dann das Auge erhob, das ganze Schlachtfeld übersah, wie seltsam trat es mir entgegen! Wie verhängnißvoll erscheint überhaupt eine Landschaft während einer Schlacht! — Die Gegend um Bautzen ist fruchtbar, eine Menge Dörfer umgaben uns; alle, wie wir vermuthen konnten, waren von den Bewohnern verlassen, Bautzen von dem Feinde besetzt. Die Landschaft schien ihre ganze Physiognomie verändert zu haben; es ruhte ein tragischer Schleier auf allen Gegenständen, einen schicksalschwangeren Geist sah ich über Städten und Dörfern

schweben. — Es ist schwer, das Bild solcher Gegenden, wie sie uns erscheinen, wenn aus einem jeden Punkt die drohende Gefahr des Augenblicks uns entgegentritt, durch Worte klar zu machen. Mir schwebte es lange vor; selbst als ich im Jahre 1817 über einige Theile des Schlachtfelds fuhr, die ruhigen Dörfer vor mir sah, die lachenden Fruchtfelder überblickte, trat mir jenes Bild entgegen und schien das gegenwärtige heitere zu verdecken.

Der Tag war vergangen, das Hauptquartier behauptete seine Stellung auf der Höhe die Nacht über; es war beschlossen, die Schlacht am zweiten Tage zu erneuern. In der Nacht spät stand ich neben dem Artillerie-General Braun; in dem weiten Umkreise, den wir übersahen, zählte ich die Flammen von achtzehn brennenden Dörfern, ich dachte mir die Lage der vertriebenen Einwohner, ich versetzte mich in die Mitte einiger derselben. Der Krieger ist zu sehr mit sich beschäftigt; selbst der mildeste wird nur zufällig zur Theilnahme bewogen; während der Gefechte sind ihm die Einwohner nur lästige Gegenstände, die er zu entfernen sucht, und das nicht zu verdrängende bessere Gefühl, indem es Schonung gebietet, ist ihm

ein Hemmendes: aber bei der rohen Masse brechen die wilden Leidenschaften hervor, die Zerstörung wird dem Menschen eine Lust und die empörendste Mißhandlung ein Genuß. Er fühlt sich plötzlich als Herr und will sich seiner Herrschaft durch schonungslose Grausamkeit bewußt werden. Die immer wachsende Menge solcher Scenen drängte sich in meine Seele, als ich in der stillen Nacht die Flammen der brennenden Dörfer erblickte; ich konnte sie nicht los werden, ich war ganz in ihrer Gewalt. Frauen, die ihre Kinder trugen, von Verzweiflung ergriffen, riefen mich um Hülfe an; muthige Männer, die den Angriff der Feinde zurückwiesen, sah ich stürzen, erblaßte Mädchen von brutalen Kriegern überwältigt. War ich am hellen Tage Zeuge eines großen Kampfes, dessen wechselndes Glück ich mit theilnehmender Begeisterung verfolgte, so trat jetzt ein wildes Heer nächtlicher Gespenster mir entgegen, Hülfe flehend umringten mich die Gemißhandelten, Zertretenen, mit dem Tode Bedrohten; die wilden Gespenster hatten mich in ihre Mitte genommen, und die Gräuel des Krieges ergriffen mich bis zum Entsetzen.

Ich habe Empfindungen wie diese im Kriege nicht wieder erlebt; sie waren Folgen einer Lage, die nicht wiederkehrte. Die Krickwitzer Höhen, die wir besetzt hielten, bildeten das Centrum der Schlacht; um jeden Preis mußten diese behauptet werden; es kam also darauf an, den Feind in dem großen Halbkreise des Angriffs von dem Mittelpunkte desselben von uns so weit wie möglich entfernt zu halten. Wer nicht verschickt war, genoß, in die Mitte des Kampfes versetzt, eine, in Schlachten gewiß höchst seltene Ruhe und Muße der Betrachtung. Selbst gegen die einzelnen Kugeln, die den Hügel von fern her erreichten, bot der hervorragende nackte Felsen uns hinlänglichen Schutz. Ich erhielt in dieser Schlacht keinen Auftrag und war völlig mir selbst überlassen. Indem ich nun so von dem Taumel der Schlacht umgeben, auf eine fast freundliche Weise an die Gefahren des Krieges gewöhnt ward, indem ich heimisch geworden war in meiner Umgebung, die mich heiter, freundlich zu den Ihrigen zählte und mit schonender Auszeichnung behandelte, erhielt die grübelnde Betrachtung, die mir natürlich war, ein Uebergewicht; sie begleitete während des Tages die äußere mächtige That, in deren Mitte

ich versetzt war, und die dennoch von mir entfernt gehalten wurde und mir für das innere Grübeln Ruhe und Muße gönnte. Was am Tage helle Betrachtung war, gestaltete sich in der Nacht zum phantastischen Traum."

Wir durften, wie sich von selbst versteht, um die Aufmerksamkeit der Feinde nicht auf uns zu ziehen, keine Bivouakfeuer anzünden. In der milden Mainacht warf ich mich mit den Uebrigen auf den, von den Feinden abgewandten Abhang des Hügels, in meinen Mantel eingehüllt, auf das Gras, und genoß einige Stunden hindurch eine völlig ungestörte Ruhe. Die Kühle beim Sonnenaufgange weckte mich. In meiner Nähe schlief und erwachte mit mir zugleich der Sohn des General Scharnhorst (jetzt General). Er hatte, während ich in Halle Professor war, dort studirt.

Das frühe Aufwachen in der schönsten Jahreszeit unter solchen Verhältnissen ist mit einem seltsamen Gefühle verbunden, und ganz verschieden von dem, was im Hauptquartiere sich zeigt, wenn man am Tage einer bevorstehenden Schlacht die Streu verläßt. Dann schlafen weite Heere so gut wie neben ihren

Waffen ein: wenn sie aufwachen, findet doch Mancherlei statt, was mit dem täglichen ruhigen Leben eine große Aehnlichkeit hat; ein Jeder will seine Kleidung ordnen, sich so viel als möglich reinigen, Frühstück genießen, und der Kontrast dieser gewöhnlichen Beschäftigung mit einer bevorstehenden Kriegsthat, ist um so auffallender. Hier lag die weite Gegend vor uns, als wir erwachten, und das Naturgefühl, welches mit unwiderstehlicher Lebendigkeit auf uns einen starken Eindruck macht, kann man nicht abwehren. Das weite Schlachtfeld erblickten wir in dem schönsten Morgenglanze, wie er den frisch erwachten Sinnen sonst entgegenleuchtet. Scharnhorst war am vorigen Tage durch einen Streifschuß am Ohre leicht verwundet, diese Wunde hinderte ihn aber wenig, obgleich er Schmerzen fühlte, mit denen er zu kämpfen hatte; er war, so viel ich mich erinnere, nicht ohne Hoffnung für die Erfolge der bevorstehenden Schlacht. Während wir so ruhig dasaßen, trat uns eine Bauernfamilie entgegen; Mann, Frau, irre ich nicht, auch ein Kind. Sie hatten sich im Dorfe, welches jetzt mitten auf dem Schlachtfelde lag, verspätet, als die übrigen Einwohner flohen; sie waren voll Angst, und wir

konnten ihnen keinen Rath geben; sie hatten lange nichts genossen und nahmen an unserm Frühstücke Theil. Ich erhielt von Scharnhorst eine einigermaßen klare Vorstellung von der Stellung der Truppen, und wie wir unsere Position am vorigen Tage in ihrem weiten Umkreise fast auf allen Punkten behauptet hatten. Noch war Alles stille, aber kaum war eine halbe Stunde verflossen, als wir das vereinzelte Gewehrfeuer hier und da vernahmen, wo die einander nahe stehenden Vorposten sich wechselseitig angriffen. Einzelne Kanonenschüsse beider Heere brachten den ernsthaften Morgengruß; Generäle und Adjutanten fanden sich zusammen. Die Angriffe breiteten sich immer mehr und mehr aus, und bald waren sie so allgemein, daß das Ganze nach kurzer Unterbrechung nur eine Fortsetzung des heißen Kampfes am vorigen Tage zu sein schien. Ich sah, wie heftig die Gefechte in der Gegend von Löbau und von da herunter nach uns zu wurden; den ganzen Vormittag hindurch, suchte man noch das Centrum zu behaupten; die Dörfer, durch welche der Rückzug stattfinden sollte, wenn er nothwendig würde, waren in Gefahr; die Kanonade des Feindes ward nach den Hügeln, die

wir besetzt hielten, immer heftiger und kam uns näher; die Richtung des Rückzuges war wieder frei, aber immer näher drängte der Feind und es war bald Nachmittag, soviel ich mich erinnere, als es klar ward, daß wir die lange behaupteten Krickwitzer Höhen verlassen mußten, wenn wir unsern Rückzug in völliger Ordnung bewerkstelligen wollten. Hier erlebte ich nun einen Auftritt, der mir unvergeßlich geblieben ist. Blücher, zornig und voll Ingrimms, konnte sich nicht entschließen, unthätig das so lange behauptete Centrum unserer Position aufzugeben. Auf den Hügeln waren wir die ganze Zeit hindurch zu Fuß, diesen wie den vorigen Tag; unsere Pferde standen geschützt auf dem von den Angriffen der Feinde abgewandten Abhange. Plötzlich ließ Blücher sein Pferd bringen, fest entschlossen sich an die Spitze eines Cavallerie-Angriffes zu stellen. Begreiflich thaten die Generäle Alles, um ihn davon abzuhalten. Der geordnete Rückzug war völlig gesichert; wenn Blücher sich jetzt persönlich einer großen Gefahr aussetzte, konnten die Folgen die entsetzlichsten sein. Dem ganzen großen Entwurf des Feldzuges widersprach ein solcher Angriff, und es gelang

nur mit vieler Mühe, den greisen Helden von seiner Ritterthat abzuhalten.

Wir zogen uns nach dem Dorfe Buschwitz, wenig durch den Feind beunruhigt, zurück. War es in diesem Dorfe, oder in der Nähe desselben, wo die Truppen sich an uns andrängten, um über einen Bach zu setzen? Das Hauptquartier ruhte hier einige Zeit, ich hielt in der Nähe des Prinzen Wilhelm; da sollte ich es nun zum zweiten Male erleben, wie dieser einer großen, ja man sollte glauben, einer ganz unvermeidlichen, Gefahr entging. Eine Kanonenkugel schlug unter den Bauch seines Pferdes ein, das Pferd machte natürlich eine heftige Bewegung; die Kugel stieg, zurückgeworfen, wieder in die Höhe, erhob sich in einem Bogen, ohne in dem gedrängten Haufen Jemand zu beschädigen.

Auf diesem Rückzuge war ich freilich öfters Zeuge mehrerer Gefechte, die stattfanden, gewöhnlich gegen Abend; wir näherten uns der schlesischen Grenze, kamen durch Reichenbach und Görlitz vorbei, die Grenze erreichten wir bei Waldau. Die Angriffe wurden immer glücklich abgewiesen, der Feind wurde zurückgeworfen, es gelang ihm nie, die Ruhe des Rückzuges

zu stören. Es war bei einem solchen Gefecht, in welchem Düroc an der Seite Napoleons durch eine Kanonenkugel das Leben verlor; wir sahen die Unordnung, die dabei in dem feindlichen Heere vorübergehend entstand, und schlossen richtig auf die Verwundung eines bedeutenden Mannes.

Wir hatten seit dem Anfange der Schlacht bei Bautzen, wie dies auf einem Rückzuge natürlich war, wenig genossen. Waldau ist ein Dorf von großem Umfange; es fand da ein starker Handel mit böhmischen und ungarischen Weinen statt. Ich kehrte in einem großen Weinhause ein; die Kellerthüre, vor die man sich stellte, um Wein zu kaufen, war von Soldaten und Offizieren untereinander in dichten Haufen besetzt. Ich drang mit Mühe durch, erhielt einige Flaschen Wein, die ich einem Soldaten, der mir zur Bedienung überlassen war, übergab, bezahlte, und trat in die Gaststube, um zur Stärkung mit einigen Freunden eine Flasche zu leeren. Ich saß schon einige Zeit ruhig da, als ich mit Schrecken meine Börse vermißte; sie enthielt eine für mich sehr bedeutende Summe in Gold, die einen großen Theil des Feldzuges hindurch ausreichen sollte. Ich stürzte hin-

aus, beschwur den noch immer vor der Kellerthüre zusammengedrängten Haufen, Platz zu machen; und — meine Geldbörse lag, sicher eine halbe Stunde hindurch, unberührt da. Kosaken, Russen, Preußen hatten in dieser Zeit gewiß zu Hunderten sich zugedrängt; in dem dichten Gedränge hatte Keiner entdeckt, was ihm vor den Füßen lag.

Ich sollte noch ein anderes gefährlicheres Abenteuer in diesem Dorfe bestehen. Ich war in einem der entferntesten Häuser einquartiert. Ermüdet, wie ich war, schlief ich sehr fest ein; kaum dämmerte das erste Morgenlicht, als heftig an das Fenster geklopft wurde. „Kommen Sie eilig, rief mir eine Stimme zu, das Dorf ist ohne Schutz, und die Feinde nähern sich; erst spät dachte man an Sie und Ihr entferntes Quartier.“ In wenigen Minuten war ich angekleidet, mein Pferd gesattelt, und ich eilte nach dem Schlosse des Dorfes, dessen Lage mir schon bekannt war. Dieses lag wüste da, von den Bewohnern, wie von den Einquartierten verlassen; in einem leeren Saale fand ich noch den General Krauseneck; durch ihn erfuhr ich, daß ein Kosakenposten aus Irrthum seinen Stand verlassen habe; sie glaubten wohl diese Stelle durch

preußische Truppen gesichert. Wir fanden Blücher erst wieder ziemlich entfernt von dem Dorfe auf dem Wege nach Haynau.

Jetzt erfuhr ich nun, daß man die Absicht hatte, den Rückzug bis hinter Schweidnitz fortzusetzen; dort wollte man eine Stellung nehmen, um sich mit den, indeß neu organisirten preußischen Truppen, wie mit den herangerückten russischen, in Verbindung zu setzen. Breslau war also dem Feinde preisgegeben. Ich hatte es einmal in Halle erlebt, was es heißt, seine Familie in der Gewalt des Feindes zu wissen; ich hatte damals geschworen, diese jederzeit hinter die Armee zu bringen, und dem Feinde bewaffnet entgegen zu treten, wenn ich mich auf irgend eine Weise an das kämpfende Heer anschloß. Ich wandte mich an Gneisenau, und erhielt leicht die Erlaubniß, das Heer auf einige Tage zu verlassen und nach Breslau zu reisen; ich war daher leider nicht Zeuge des glänzenden Gefechts von Haynau. Diese glückliche Cavallerie-Attaque, die dem Feinde so unerwartet einen bedeutenden Verlust beibrachte, hat ohne allen Zweifel, so wie die Haltung der Armee während des Rückzuges, viel dazu beigetragen, Napoleon von den Gefahren zu über-

zeugen, denen er entgegen ging, und wie viel bedenklicher seine Lage ward, je weiter er vorrückte. Während des Rückzuges verfolgte uns der Feind, wie die Kundigen versicherten, so unvorsichtig, daß es leicht sein mußte, ihm durch einen unvermutheten Angriff eine Niederlage beizubringen. Der damalige Major Rühle von Lilienstern hatte, wie versichert wurde, den Vorschlag, einen solchen Angriff zu wagen, öfters wiederholt, aber Barclay de Tolly, der das Ober-Commando hatte, verhinderte es. Jetzt war dieser zufällig abwesend, der Vorschlag ward angenommen, und führte ein so glänzendes Resultat herbei.

Obgleich ich nun nicht Zeuge des Gefechts war, sei es mir doch erlaubt, ein tragisches Ereigniß zu erwähnen, welches hier stattfand. Die Witwe eines verdienten Offiziers, v. Schierstädt, hatte in diesem Kriege schon zwei ihrer Söhne verloren; der dritte stand bei dem Garde-Jäger-Bataillon, ich sah ihn öfters und er war mir sehr lieb. Er ward während des Rückzuges im Blücherschen Generalstabe angestellt. Das Hauptquartier war bei dem Gefecht wenig exponirt; eine einzige Kugel schlug in dessen Mitte ein und raubte der unglücklichen Witwe den dritten und letzten Sohn.

Waffenstillestand.

Der alte Fürst-Bischof, Fürst Hohenlohe-Bartenstein, hatte der Familie des Geheimen Raths Schulz, der die Angelegenheiten der katholichen Geistlichkeit in Schlesien leitete, einen Zufluchtsort in seiner reizenden Sommer-Residenz Johannisberg eingeräumt; meine Frau begleitete ihre Freundin dahin. Ich verließ Breslau nach ein Paar Tagen, und fand das Hauptquartier in Reichenbach wieder.

Berlin war bedroht wie Breslau, das Gebirge war mit Flüchtlingen aus allen Gegenden besetzt; wenige alte Männer, — die übrigen waren sämmtlich im Kriege oder sonst gegen den Feind beschäftigt, — aber eine große Menge Frauen und Kinder begaben sich nach der österreichischen Grenze.

Alle Tage kamen neue preußische Truppen an, rückten aus Polen russische in Schlesien ein, und als ich mich Reichenbach näherte, erfüllten sie alle Straßen. In dieser Stadt war eine sehr lebhafte Bewegung; die ganze verbündete Armee vertheilte sich von diesem Mittelpunkte ihrer Position. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen waren in der

Nähe, erst in Schweidnitz, dann in Ober-Gräitzberg. Indem ich bei Schweidnitz vorüberritt, sah ich ein Gewühl von Arbeitern, die mit der Wiederherstellung der Festungswerke beschäftigt waren; in Reichenbach war man sehr unruhig. Moreau, der später bei Dresden starb, wurde erwartet; man hatte sich mit dem Kronprinzen von Schweden verbündet: aber vorzüglich fürchtete man für den bevorstehenden Waffenstillestand, der schon vor der Schlacht von Bautzen von Napoleon vorgeschlagen war; man setzte voraus, daß er diese Ruhetage und den Einfluß, den er noch auf viele Männer in der Umgebung des Kaisers von Oesterreich besaß, benutzen würde; ja man war nicht ohne Sorge wegen der Gesinnung einiger einflußreichen Personen am kaiserlich russischen und königlich preußischen Hofe. Schon hörte man von Vorschlägen Napoleons reden, nach welchen die Elbe die Grenze seines Reichs bezeichnen solle. Im Blücherschen Hauptquartiere stand noch immer der Entschluß fest, einen Frieden mit Frankreich erst jenseits des Rheins, im feindlichen Lande, zu schließen. Die beiden großen gelieferten Schlachten hatten die Hoffnung zukünftiger Siege keineswegs gelähmt, vielmehr gesteigert. Eine un-

verhehlte Erbitterung ward immer lauter; nicht die französischen Heere erschienen furchtbar, wohl aber die geheimen Verbündeten, welche die Kabinette umschlichen. Wenn auch der Vorschlag, die Elbgrenze anzuerkennen, wie man wohl allgemein voraussetzte, nicht angenommen wurde: so glaubte man doch, daß jetzt, da der größte Theil des preußischen Staats in der Gewalt Napoleons war, da er fast alle Festungen von Bedeutung besetzt hielt, die Forderung, die Rheingrenze anzuerkennen, als ein großes Glück betrachtet werden konnte. Das vermittelnde Oesterreich würde glauben, sich ein großes Verdienst um Deutschland erworben zu haben, wenn es ihm gelänge, einen Frieden abzuschließen, welcher Deutschland bis an den Rhein von der französischen Herrschaft befreite. Daß ein solcher Friede, auf der russisch-österreichischen Grenze abgeschlossen, ein grenzenlos unglückliches Ereigniß genannt werden müßte, ward im Blücherschen Hauptquartiere als entschieden ausgesprochen. Der Krieg dürfe, behauptete man, sein ursprüngliches Gepräge durchaus nicht verlieren; er war und blieb eine schmachvolle Niederlage, wenn er nicht mit einem Siege endigte, durch welchen Napoleons Herrschaft auf immer ge-

brochen wurde. Ich stand nahe genug, um im Großen und Allgemeinen den Gegenstand der Sorge kennen zu lernen, um zu wissen, in welche schwankende Lage die höchste, ja heiligste Aufgabe der Gegenwart gerathen war. Man gründete seine Hoffnung zuletzt nur auf Einen, und dieser war Napoleon. Daß seine Halsstarrigkeit doch wohl zuletzt die Geduld der unterhandelnden Fürsten erschöpfen würde, war unser einziger Trost.

Ich blieb zwar kaum 48 Stunden in Reichenbach, aber diese Zeit ist mir unvergeßlich. Wenn bis jetzt in meinem ganzen Leben alle Kämpfe, die ich durchzumachen hatte, sich nach meiner einsamen Kammer hindrängten, alle Hindernisse hier überwunden werden sollten (galt dieses doch selbst von den stillen Unternehmungen in Halle, die ja in meinen Augen nur auf eine Erstarkung der Gesinnung unter Freunden und durch diese in weitere Kreise gerichtet waren), so war dieser Kampf jetzt ein mächtiger der ganzen Geschichte geworden, schwebend zwischen einem innern und äußern trat er mir viel näher, und während ein dunkler Schatten sich auf die unentschiedenen Ereignisse warf, erhielt das Ganze in Frage gestellte Da=

sein für mich einen tiefen unergründlichen Reiz. Bei der Blücherschen Tafel erblickte ich in diesen merkwürdigen Tagen die Helden, die den doppelten Kampf führten, und die Schlachten, die hier geliefert wurden, schienen mir bedeutender, bedenklicher, als die beiden, die ich schon erlebt hatte.

Unter den interessanten Männern, die ich hier traf, nenne ich den Engländer Sir Robert Wilson. Ohne die Ansichten, die ihn durch sein ganzes Leben leiteten, zu theilen, muß man doch gestehen, daß er im eigentlichsten und wahrsten, ja ritterlich legitimen Sinne, ein Ritter war; seine Gestalt hatte etwas edles und schwebt mir sehr klar vor.

Als er später fast immer auf eine abenteuerlich ritterliche Weise hervortrat, auch wirklich die Ritterorden mehrerer Staaten trug, ward mir seltsam zu Muthe, als er, indem er durch seine wunderlichen Ritterzüge einem edlen Don Quixote ähnlich, es zuletzt dahin brachte, daß ihm alle Orden abgenommen wurden. Eine Strafe, die sonst nur dem ehrlosen Verbrecher zu Theil wird, ward hier auf die seltsamste Weise selbst ein Ehrenzeichen, und unsere an Seltsamkeiten so reiche Zeit bezeichnete auf eine auffal-

lende Weise seine negative Stellung dem alten Ritterthume gegenüber. In England selbst scheint man den Irrthum eingesehen zu haben und der englische Orden wird wieder von ihm getragen.

Endlich erhielt ich hier eine Beschäftigung, und zwar seltsamer Art; ich wurde nämlich in das Gebirge geschickt, um dort den Landsturm zu organisiren, zugleich aber hatte mein Freund Oppen, der das Büreau der zusammengebrachten Nachrichten über die Stellung der feindlichen Armeecorps leitete, mir das Geschäft, Nachrichten der Art einzusammeln, aufgetragen. Meine Thätigkeit für den Landsturm dauerte freilich nicht lange; ich ward in den letzten Tagen des Maimonats ins Gebirge geschickt, und den 5. Juni ward der Waffenstillestand allgemein proklamirt. Aber diese wenigen Tage waren mir doch merkwürdig. Man weiß, in welchem, man kann fast sagen, demagogischen Sinne, das Landsturm-Edikt entworfen wurde; ich erschrak in der That, als ich es las, und es ist ein merkwürdiger Beweis von den wunderbaren Widersprüchen der damaligen Zeit. Man betrachtete es als

eine Nothwendigkeit, Ansichten und Gesinnungen zu Hülfe zu rufen, die man doch keineswegs zu dulden geneigt war, wenn sie sich sonst irgendwie geltend machen wollten. So wenig ich nun auch die Beschlüsse des Landsturm-Edikts billigte, so glaubte ich doch, es gewissermaßen buchstäblich in Ausführung bringen zu müssen. In der Gegend von Schmiedeberg war in der That kurz vor meiner Ankunft ein kleines Corps französischer Reiter in das Gebirge eingedrungen; der Landsturm setzte sich in Bewegung, man hörte Lärmglocken in den Städten, und es ging hier, wie im Anfange des Krieges in einigen nördlichen Gegenden von Deutschland. Man machte allenthalben einen gräulichen Lärm, so daß die kleinen Corps sich wirklich zurückzogen, man wußte sich aber dabei so in der Ferne zu halten, daß der Feind gar nicht angegriffen wurde. Nun war es eben meine Absicht, bei nächster Gelegenheit einen wirklichen Angriff zu veranlassen. Da ich den Auftrag hatte, auf jede Bewegung des Feindes zu achten und alle Mittel, sie schnell zu erfahren, in meiner Gewalt waren, so wollte ich die erste, sich darbietende Gelegenheit benutzen, um durch die Einwohner ein kleines Corps umzingeln

und gefangen nehmen zu lassen. Ein solcher kleiner Anfall durfte keineswegs ein gewagter, der Erfolg mußte vielmehr ein fast durchaus gesicherter sein. Man weiß, welchen großen Eindruck solche kleine errungene Vortheile zu machen pflegen. Wenn man auch eigentlich gar nichts wagte, wenn der mögliche Widerstand des Feindes noch so gering war, so bleibt doch das Factum der Ueberwältigung in der Ueberlieferung der Einwohner, und bildet sich durch mehrere Generationen mythenhaft aus; für den Augenblick aber wirkt eine solche gelungene That fast zauberhaft, und der Muth entwickelt sich da, wo man ihn gar nicht vermuthete; ja der jetzt plötzlich muthig gewordene, findet sich durch sich selbst überrascht. Für einen solchen ganz unbedenklichen und gefahrlosen Ueberfall wollte ich nun Vorbereitungen treffen; Lärmstangen waren schon vor meiner Ankunft auf den Höhen errichtet, aber sie dienten mehr, den naheliegenden Truppen Nachrichten mitzutheilen, als den Landsturm zu versammeln. Hierbei traf ich nun auf einen heftigen Widerstand, besonders in Landeshut, wo eine Menge reicher Fabrikherren lebte. Sie schienen besonders große Unordnungen von den zusammenberufenen und

bewaffneten Webern zu befürchten. Als sie nun sich Allem widersetzten, als eine prachtvoll bekleidete und berittene Bürgergarde, die sich schon früher hier gebildet hatte, mehr gegen, als für den Landsturm zusammentrat, glaubte ich in der That entschiedener auftreten zu müssen, wenn meine ganze Sendung nicht allen Sinn verlieren sollte. Die Spannung hatte den höchsten Grad erreicht, als der Waffenstillestand öffentlich bekannt gemacht und der Landsturm außer Thätigkeit gesetzt wurde. In Landeshut, glaube ich, hat man diese meine Thätigkeit noch nicht ganz vergessen. Die Landeshuter Garde sandte eine Deputation nach Reichenbach, um sich über mich zu beklagen; doch war das Höchste, was ich vornahm, daß ich einen reichen Fabrikherrn, der geradezu gegen das Landsturm-Edikt opponirte, auf einige Stunden arretiren ließ. „Ich will euch, sagte ich, einmal die weiche Leinewand von eurem Lager wegziehen, und euch an der Stelle die stachlichen Lorbeeren unterschieben.“ — Die Sache fiel mit dem Waffenstillestande von selber; eben als ich, zwar nicht in und um Landeshut, wohl aber nach den Grenzen des später neutralen Gebietes gegen Nordwest, wo ein Einschleichen fouragirender Feinde am

wahrscheinlichsten war und die Einwohner mich freudiger und williger unterstützten, alle Anstalten getroffen hatte, einzelnen, kleinen, feindlichen Haufen ernsthaft entgegenzutreten und sie gefangen zu nehmen. Allerdings hatten die größeren Fabrikherren mehr zu befürchten, als die Grundbesitzer, daß der mächtige und in der Nähe stehende, drohende Feind bald bedeutende Corps absenden würde, um die Angriffe des Landsturms zu rächen. Die Niederlagen von Leinewand hatten sich, als der Umsatz in der kriegerischen Zeit aufhörte, bedeutend angehäuft, und die zu befürchtende Plünderung derselben konnte wohl Verluste herbeiführen, welche das Vermögen der wenigen reichen Fabrikherren im Grunde erschütterten und dadurch den Nothstand der verarmten Weber auf eine bedenkliche Weise steigerten. Ich will nicht leugnen, daß diese Betrachtung mir die Verkündigung des Waffenstillestandes in einzelnen Augenblicken bedenklich machte, indem ein rein menschliches Gefühl mich beschlich. Ich hatte in den Herbstferien 1812 bei zwei mir verwandten Fabrikherren einige Wochen zugebracht, die Noth der Weber war mir wohl bekannt, ich war daher, als ich das Landsturm-Edikt proklamirte und in Thätigkeit

zu setzen suchte, nicht ohne Sorgen und, in gewissen Augenblicken wenigstens, sehr geneigt, den Widerstand der Kaufleute zu entschuldigen. Von jetzt an war von dem Landsturme in dieser Gegend nicht mehr die Rede.

Der Waffenstillestand aber beunruhigte mich, wie alle besser gesinnten Krieger und Einwohner. Der Krieg war während desselben nicht aufgehoben; Napoleon hatte nur diesem eine gefährlichere und weit bedenklichere Richtung gegeben. Er stritt jetzt mit den geheimen Waffen, und der besser Unterrichtete wußte wohl, daß die feindlichen Mächte, die jetzt gegen uns auftraten, in der Mitte unserer Heere waren und uns dicht umgaben. Zwei Monate lebte das ganze Land in dieser Furcht; jeder Tag brachte die widersprechendsten Gerüchte hervor. „Wird Napoleon Oesterreich gewinnen, oder wird dieses Reich sich mit uns verbinden?" Die Frage hörte man oft.

In dieser Zeit erfuhr ich Scharnhorst's Tod in Prag. Daß dieser große Mann in einer so bedenklichen Zeit starb, er, der leitende Geist des ganzen Krieges, schien mir verhängnißvoll und eine dunkle

Furcht verband sich mit der Nachricht von seinem Tode. — Die Zeit des Waffenstillstandes verschaffte mir indessen ein Geschäft, dem ich gewachsen zu sein glaubte, und versetzte mich in eine nicht unangenehme Stellung. Ich wohnte, im Anfange wenigstens, bei einem Verwandten in Waldenburg, dem ich auch eben dadurch nützlich sein konnte, indem ich einige Zeit hindurch eine jede andere Einquartierung verhinderte. Mein Geschäft forderte, daß ich das ganze Gebirge bereiste, und so konnte ich auch meine Familie in Johannisberg besuchen. Zu den Einwohnern, mit welchen ich in dieser Zeit in freundlichem Verkehre stand, gehörten natürlich besonders diejenigen, die sich durch eine entschiedene vaterländische Gesinnung auszeichneten. Ich nenne vor Allem Benda, Bürgermeister in Landeshut, welcher trotz der opponirenden Gesinnung der Stadt, mich von dem ersten Augenblicke an, völlig rücksichtslos unterstützte. Er war ein merkwürdiger und vielseitig gebildeter Mann. Als Gerichtsperson in Polnisch-Lissa, damals preußisch, hatte er mit großer Kühnheit einen zum Tode verurtheilten Verbrecher gerettet, durch eine Opposition, die für ihn mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden war.

Auch seine Stellung in Landeshut ward, den Bürgern gegenüber, durch seine erklärte Gesinnung während des Krieges bedenklich; er war ein sehr thätiger und umsichtiger Beamter, periodisch aber von einer düstern melancholischen Stimmung gequält. Eine psychologische Merkwürdigkeit war die, daß er genöthigt, eine Perücke zu tragen, sobald er diese abnahm, verwirrten sich alle Gedanken und er ward von einer unsäglichen Angst ergriffen. Er ward später Regierungsrath in Oppeln, und hier beschäftigte er sich mit einer Uebersetzung des Shakspeare. Dieser Entschluß eines sonst verständigen Mannes ängstigte mich, ich gestehe es, da ich ihn lieb hatte. Ich traute ihm keineswegs die Fähigkeit zu, mit Schlegel und Tieck wetteifern zu können. Das Werk ist bekanntlich mit großem Leichtsinne vollendet, ja der Uebersetzer scheint von der Schwierigkeit einer solchen Arbeit keine klare Vorstellung gehabt zu haben. Fast noch merkwürdiger als die Unternehmung selbst, war mir der Erfolg derselben. Die Uebersetzung fand, wenn auch nicht Beifall, doch Absatz, was sich nur begreifen läßt, wenn man die Ungeduld derer, denen Shakspeare nicht in der Originalsprache zugänglich war, alle seine aner-

kannten Werke, wenigstens dem Inhalte nach, übersehen zu können, in Erwägung zieht.

Ein zweiter Mann war M., einer meiner Zuhörer aus Halle, der sich in Landeshut als Arzt niedergelassen hatte. Wie Benda seine Stellung zu den Bürgern als Bürgermeister, so opferte der Arzt seine Praxis auf, indem er sich entschieden mir anschloß. Auch er verließ einige Jahre später die Gegend. Er war ein stiller, ruhiger Mann, der sich nicht leicht bemerkbar machte.

Ein Dritter, der eben so entschieden hervortrat, war der Prediger Leupold in Gießmannsdorf, in der Nähe von Landeshut. Dieser Mann war mir merkwürdig. Er gehörte zu den Predigern, die neben einer gewissenhaften Seelsorge aus tiefer Neigung einzelne Zweige der Naturwissenschaft treiben. Dieses Studium war freilich ein sehr beengtes. Er hatte nicht, wie mehrere solche Geistliche, einen einzelnen, bestimmten Zweig der Naturwissenschaft, den er übersehen und beherrschen konnte, gewählt. Es ist bekanntlich mehreren Geistlichen dadurch gelungen, sich Verdienste und einen Ruf zu erwerben. Er beschäftigte sich vielmehr mit Allerlei, mit der Astronomie, indem

er Planetarien und andere astronomische Werkzeuge mit unbeschreiblicher Mühe auf die dürftigste Weise zu Stande brachte; gewissenhaft beobachtete er täglich Temperatur, Luftdruck und Feuchtigkeit der Atmosphäre durch einen selbst verfertigten Hygrometer. Die Gebirge, die ihn umgaben, machten ihn zum Mineralogen. Er war ein, nach vielen Richtungen beschäftigter Dilettant, und ich gestehe, seine harmlose Neigung zog mich an, und manche Beobachtung war auch nicht ohne Werth. Die Gesellschaft für vaterländische Cultur konnte sich auf seine gewissenhaft angestellten Barometerbeobachtungen verlassen.

Meine Beschäftigung, während des Waffenstillestandes war nun ganz auf die Stellung des Feindes gerichtet. Ich hielt mich theils in Altwasser bei Waldenburg, später aber ausschließlich in Schmiedeberg auf. Um mit den Stellungen der feindlichen Truppen so genau wie möglich bekannt zu werden, mußte ich jetzt ein mir bis dahin ganz neues Studium anfangen. Durch v. Oppen erhielt ich ein vollständiges Verzeichniß der verschiedenen Truppencorps, und ihrer verschiedenen Standquartiere einerseits bis nach der böhmischen Grenze gegen Süden und andererseits

nach Norden, längs der Elbe hin. Meine Aufgabe war nun, die Veränderung dieser Stellung auf jede mögliche Weise zu verfolgen. Die Mittel, die ich dazu anwandte, waren mannigfaltiger Art; theils benutzte ich Männer, die sich als Spione brauchen und bezahlen ließen; diesen war oft nicht zu trauen. Ich sah kühne Abenteurer, denen ich es wohl zutraute, daß sie auch den Franzosen dieselben Dienste leisteten; doch waren ihre Nachrichten nicht selten sehr genau, und stimmten mit denen überein, die ich auf anderen Wegen erhielt. Am zuverläßigsten waren Freunde und Bekannte, aber auch diese, obgleich sie keineswegs irgend einen Vortheil suchten, mußten doch wegen der Kosten ihrer Reisen gesichert werden; ein Paar wurden nach Dresden, ja bis nach Leipzig als Reisende in Geschäften gesandt, und konnten unter diesem Vorwande auch seitwärts die kleineren Städte besuchen. Ich verdankte diesen die genauesten Nachrichten, aber das Fortkommen war beschwerlich und theuer; auch hatte ich durch sie Verbindungen angeknüpft mit einigen Freunden in Dresden, in der Lausitz und in der Nähe der, während des Waffenstillestandes gezogenen neutralen Grenze. Unter den Vertrauten, die mir

vorzüglich nützlich wurden, nenne ich besonders Professor Hartmann in Dresden, der bekannte, neulich verstorbene Künstler, und zwei Männer jenseits der neutralen Grenze, den Prediger Heinrich in Spiller, zwischen Hirschberg und Greifenberg, und den Oberförster Ulrich in Seifershau. Beide waren kühn. Einige Male waren, besonders in den ersten Tagen des Waffenstillestandes, höhere Offiziere bei diesen beiden Männern einquartiert, und sie wußten jene in Gespräche zu verwickeln, durch welche sie, was sie wohl sonst verbergen wollten, verriethen. Unter allerlei Vorwänden konnten sie zwar mit großer Leichtigkeit und unbedenklich Späher nach allen Richtungen senden, zuweilen aber setzten sie sich großen Gefahren aus. Ich traf mit diesen Männern oft persönlich zusammen. Die Nachrichten, die ich aus dem Hauptquartiere erhielt, diejenigen, die ich auf andere Weise erfuhr, wurden dann mit denen durch diese beiden Männer eingezogenen, sorgfältig verglichen. Es entstanden dann wohl Widersprüche, die durch neue Forschungen gehoben werden mußten, und meine Beschäftigung wurde ein wahres, ernsthaftes Studium, welches, je länger ich es trieb und je verwickelter es

ward, mich immermehr anzog, ja mit einer Art von Leidenschaft betrieben wurde. Was mir in Halle fast unmöglich schien, ward mir jetzt täglich leichter, und ich ward so völlig mit den Stellungen der Feinde vertraut, lernte die verschiedenen Truppencorps so durchaus kennen, verfolgte eine jede Bewegung derselben so genau, daß der Obrist v. Oppen mit meinen Berichten sehr zufrieden war. Meine Verbindung mit dem Hauptquartiere ward nun immer lebhafter; Couriere eilten hin und her, das ganze Postpersonal war zu meiner Disposition gestellt, und ich war während des ganzen Krieges mit meiner eigenen Stellung nie zufriedener gewesen. Wenn die Couriere ankamen, und ich durch diese den Auftrag erhielt, bestimmtere Nachrichten über einige Bewegungen der feindlichen Truppen einzuziehen, freute ich mich nicht wenig, diese sogleich geben zu können. Derselbe Courier eilte dann nicht selten mit einer befriedigenden Antwort zurück. Schmiedeberg, ganz ohne Militair, war völlig ruhig. Die Einwohner lebten, wie im stillsten Frieden, aber alle Geschäfte ruhten. Wenn nun die Couriere bei mir ankamen, oft mitten in der Nacht, wenn ich plötzlich Postillone forderte und abschickte, entstand jeder=

zeit eine große Neugierde. Man denke sich die Spannung in welcher Jedermann lebte. Sie war um desto größer, je ruhiger und müßiger das tägliche Leben verfloß, und ich wurde nicht selten mit Fragen allerlei Art bestürmt.

Nun erscholl plötzlich das Gerücht von unserm Bündniß mit Oesterreich. Die Nachricht erhielt ich offiziell aus dem Hauptquartiere. Die in der That meisterhafte Proklamation des Genz, die eine schwierige Aufgabe zu lösen hatte, die alle früheren Verhältnisse des österreichischen Hofes, selbst die Verheirathung der Tochter des kaiserlichen Hauses, als einen fortdauernd stillen Kampf für Deutschland und gegen seine Feinde zu erklären versuchte, war mir mitgetheilt. Ich ward jetzt zur gesteigerten Thätigkeit aufgefordert und sahe wohl ein, wie sehr' mir die Kenntnisse, die ich mir während des Waffenstillestandes mit Muße erworben hatte, jetzt zu Statten kamen. Aber ich trieb, ich darf es sagen, von nun an mein Geschäft mit einer wahren Begeisterung; die geheime Furcht, die mich fortdauernd quälte, so lange die Waffen ruhten, war jetzt verschwunden. Ich sah es ein, wie wichtig mein Geschäft war; nie habe ich ein phi-

losophisches oder naturwissenschaftliches Studium mit wärmerem Eifer, mit größerer Begeisterung betrieben; ich war in beständiger Bewegung; ich fand es nothwendig, die Konferenzen mit meinen Vertrauten häufiger stattfinden zu lassen; ich wagte mich selbst einige Male über die Neutralitätsgrenze in das Gebiet der von dem Feinde besetzten Gegend. Ich hätte mich verkleiden können, und in dem nicht mehr jungen Professor, dem eine bürgerliche Kleidung doch natürlicher war, würde man kaum den preußischen Offizier geahnet haben: es ist aber bekannt, daß eine solche Verkleidung nicht erlaubt war; daß ein preußischer Offizier sich nie in die Lage versetzen durfte, als ein Spion ergriffen zu werden. Meine Ausflüge waren also einer Recognoscirung gleich zu achten, die freilich ohne Truppen und ohne Begleitung irgend einer Art stattfand. Einst besuchte ich auf diese Weise den Oberförster Ulrich in Seifershau, und erfuhr nicht ohne Schrecken, daß wir dicht vom Feinde umgeben waren. Der Familienvater, der einen preußischen Offizier in sein Haus aufnahm, ward natürlich auf eine nicht angenehme Weise überrascht; seine Familie war den größten Mißhandlungen ausgesetzt, sein Leben in Gefahr.

Mich ängstigte seine Lage, ich vergaß die eigene bedenkliche Stellung. Er äußerte selbst sein Erstaunen darüber, daß ich, ohne angegriffen zu werden, seine Wohnung erreicht hätte; es schien ihm nur zu wahrscheinlich, daß man mich, wenn auch nur aus der Ferne, erblickt und in meiner Uniform als preußischen Offizier erkannt hatte. In seinem Dorfe waren freilich keine Feinde, aber mein Ritt ging über kahle Höhen, die nach allen Richtungen sich übersehen ließen. Er führte mich gleich nach einer entfernten Stube; er selbst ging aus seinem Dorfe heraus, bestieg einige Höhen, und als er, in die Ferne blickend, keinen Feind sah, kam er beruhigt zurück, und nun mußte ich diesen herrlichen und schon alten Mann bewundern. Er hatte sein Lauschen auf die Bewegungen des Feindes nicht aufgegeben; einige Stunden brachte ich mit ihm zu, und erhielt von ihm die wichtigsten Nachrichten, die er mir mit großer Klarheit und mit einer, in seiner Lage bewunderungswürdigen Umsicht und Ruhe mittheilte. Nun war die Frage, wie ich ihn und mich selbst aus der Gefahr retten sollte. Der Weg, den ich zu nehmen hatte, ward mir genau bezeichnet. Ein noch nicht ganz erwachsener Knabe, der mich bediente,

und mir folgte, kannte die Gefahr, und blickte lauschend nach allen Seiten hin; es war klares Wetter. Ich freute mich schon, als ich unbemerkt so weit von seiner Wohnung entfernt war, daß ein französischer Krieger, wenn er mich auch entdeckte, doch nicht wissen konnte, aus welchem Dorfe ich eben herkam, um so weniger, da ich den Wegen nicht folgte, vielmehr in grader Linie über Felder und kahles Gebirge ritt. Ich übereilte mich nicht; der Knabe ritt neben mir; ich glaubte daß ein zu schnelles Reiten, mit einem Bedienten hinter mir, die Aufmerksamkeit der Feinde auf mich ziehen könnte, selbst wenn meine Uniform nicht erkannt wurde. Plötzlich entdeckte ich nun ein Paar Reiter, die offenbar im Galopp auf uns zueilten. Sie waren noch ziemlich entfernt, und daß wir unsere Pferde nicht schonten, versteht sich von selbst. Glücklicherweise hatten wir den Abhang erreicht, der durch die Dörfer Kaiserswaldau und Wernersdorf, unter diesen nach dem Warmbrunner Thale führt. Die Reiter, die uns verfolgten, mochten es doch bedenklich finden, sich in diese Dörfer hineinzuwagen; und so entkamen wir glücklich. Hier nun erfuhr ich, daß der Feind Schönau, im neutralen Ge-

biete, besetzt hatte. Ich wartete nicht, bis ich nach Schmiedeberg kam, schon von Warmbrunn aus sandte ich eilig einen Courier nach dem Hauptquartiere, um diese wichtige Nachricht mitzutheilen. Ich war seit dem Anfange des Waffenstillestandes von Blücher und seiner Umgebung getrennt. Von dem bedeutenden Erfolge, den meine Nachricht herbeiführen konnte, hatte ich keine Ahnung.

Meine Thätigkeit im Kriege ist so unbedeutend gewesen, daß man mir es verzeihen muß, wenn ich die Gelegenheit benutze, um diesen Moment meines Lebens hervorzuheben. Die Besetzung von Lähn trug mit dazu bei, General Blücher zu bestimmen, den noch nicht ganz abgelaufenen Waffenstillestand zu brechen, den Feind anzugreifen und so die Katzbacher Schlacht vorzubereiten. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß meine Nachricht, wenn auch nicht allein, dazu beigetragen hat, diesen für den ganzen Krieg so wichtigen Entschluß hervorzurufen. Ich schließe es aus der großen Zufriedenheit, die Oppen über die Mittheilung äußerte. Sobald diese im Hauptquartiere angekommen, ward ein Courier an mich abgesandt; er kam in der ersten

Morgendämmerung an, ich, erschöpft von den Anstrengungen des vorigen Tages, schlief noch; ich erbrach eiligst das Schreiben, der ganze Ton, jede Zeile zeigte eine aufgeregte Stimmung, dringend forderte man mich auf, Alles, was ich wußte und erfuhr, schnell mitzutheilen; der gewöhnliche Weg ins Hauptquartier war nicht mehr sicher, mir wurde ein anderer für den Courier sehr genau angegeben.

Jetzt ward nun Alles lebendig, die bisher herrschende Stille und Ruhe in Schmiedeberg hörte auf; ich erhielt den Befehl, mich dem General Pahlen, der die Avantgarde unter St. Priest kommandirte, anzuschließen und die Mittheilung der Nachrichten, wie bisher, fortzusetzen. Man vermuthete ein Vordringen der Feinde gegen Schmiedeberg; die Vorposten rückten vor und ich erhielt, um in der Nähe des Generals zu sein, ein Quartier in Ober-Schmiedeberg. Die Stadt dehnt sich bekanntlich, den Gebirgsdörfern ähnlich, sehr in die Länge, nach unten ist sie heiter, und wenn man von Hirschberg kommt, glaubt man ansehnliche Gebäude die zu einer großen Stadt führen, zu erblicken; höher hinauf, indem man sich in dem engerwerdenden Thale den Gebirgshöhen nähert,



verschwinden alle ansehnlicheren Gebäude, die Stadt unterscheidet sich darin gar nicht von einem Gebirgsdorfe und hat ein trübes, düsteres Ansehen. Ich erhielt ein Nachtquartier in einem öden, dunklen, damals seit Jahren nicht bewohnten Herrensitze, dessen weitläufige Hausflure und große dunkle Säle, die alle die Spuren der Vernachläßigung trugen, etwas Gespenstiges hatten. In dem kahlen, weiten Raume, in welchem ich die Nacht zubrachte, stand nur in einer Ecke ein Bett, einige Stühle und ein Tisch; mein jetziger Aufenthalt bildete einen wunderbaren Kontrast zu der freundlichen Wohnung der Verwandten, die ich verließ; es war schon dunkel, als ich eintrat. Ich war mit meinem Bedienten der einzige Bewohner des düstern Hauptgebäudes, und gab die Hoffnung auf, den General Pahlen bei so später Stunde aufzufinden. So hatte ich Muße genug, in einer solchen verhängnißvollen trüben Umgebung mich den Betrachtungen über den nun wieder begonnenen Feldzug und über meine Stellung hinzugeben. Ich sehnte mich zwar nach den bedeutenden Männern des Blücherschen Hauptquartiers, doch meine Lage war jetzt, verglichen mit der früheren, eine günstige. Ich

hatte ein bestimmtes Geschäft, und glaubte durch die schon erworbene Kenntniß nützlich zu sein; doch sah ich zugleich wohl ein, daß dieses Geschäft sich jetzt, bei der raschen Veränderung der Stellung der Feinde, nicht auf dieselbe Weise, wie während des Waffenstillestandes, verfolgen ließe. Eine vollkommen klare Idee von den Mitteln, die mir etwa zu Gebote standen, hatte ich keineswegs, aber die Zuversicht war gewachsen, und ich ging meiner zukünftigen Thätigkeit freudig entgegen. Gegenwärtig, mir selbst völlig überlassen, war ich in eine große Spannung versetzt, neugierig, meine Stellung in der fremden Umgebung kennen zu lernen; doch ergriff mich die traurige Wohnung, und eine stille, ahnungsvolle Furcht beschlich mich, wenn ich in den leeren, dunkeln, verfallenen Raum, durch zwei Talglichte dämmernd erhellt, hineinsah. In der Einsamkeit, in welcher ich mich befand, dachte ich mir, was vielleicht jetzt schon geschehen war, und ob der Rückzug nach dem Gebirge vielleicht schon die Folge einer Niederlage war oder nicht. Die fremden russischen Offiziere, die ich zufällig getroffen und angesprochen hatte, verstanden mich größtentheils nicht, und wer mir in deutscher Sprache antwortete, schien sich

durchaus nur in dem engen Kreise seines Dienstes zu bewegen und keine Lust, wohl auch keine Gelegenheit zu haben, sich um die größeren Angelegenheiten der Armee zu bekümmern. Wie ganz entgegengesetzt war meine jetzige Lage, verglichen mit derjenigen, in welcher ich in den Strom der größten Begebenheiten, umgeben von den bedeutungsvollsten Kriegern, mit welchen ich schon früher in bekannten, ja zum Theil vertrauten Verhältnissen gelebt hatte, bis zur Betäubung hineingerissen wurde. Jetzt stand ich allein in einem fremden Heere, umgeben von einem Volke, mit welchem ich bis dahin in gar keine Berührung gekommen war, und die Truppen, deren Befehlshaber ich mich anschließen sollte, jene wie dieser, standen noch fern, waren mir unbekannt; Momente genug, um mich anzuregen. Aber wenn die Einsamkeit, die Nacht und die gespenstische Umgebung die Zukunft durch einen verhängnißvollen Schatten zu verdunkeln schienen, so ward dieser doch von einer freudigen Hoffnung überwunden. Ich schlief ein, meine Träume waren heiter, und ich eilte, mich dem Generale Pahlen vorzustellen. Als ich aus dem Hause trat, erfuhr ich, daß die Truppen wieder vorgerückt waren; ich

fand den General, der eine so bedeutende Rolle in der russischen Geschichte gespielt hat, in den letzten Häusern der Stadt nach Hirschberg zu. Die Truppen rückten auf der Landstraße fort; Pahlen, ein langer, schlanker, ernsthafter Mann, empfing mich zwar freundlich, verwies mich aber auf eine spätere ruhigere Stunde, und ich ritt nun scharf nach Hirschberg zu, neugierig, das erste Zusammentreffen der Russen mit dem Feinde zu erleben. Ich sah den General Pahlen nicht wieder.

Der Tag war heiter, aber, in Folge eines nächtlichen Wolkenbruchs, war das Schmiedeberger Wasser stark ausgetreten und überschwemmte hier und da die Chaussee. In Hirschberg konnte ich keine klare Uebersicht über das Fortschreiten der Truppen erhalten; da kam ein Schreiben aus dem Hauptquartiere, ich erfuhr, daß Pahlen eine andere Stellung erhalten hatte, und ich ward angewiesen, mich seinem Nachfolger, dem Generale Bistram, anzuschließen. Die Nacht rückte heran, ich mußte den folgenden Tag erwarten, um Erkundigungen über den Aufenthalt des neuen Befehlshabers der Avantgarde einzuziehen. Ich ritt nun, dazu angewiesen, nach Greifenberg.

Der Weg führte durch das Dorf Spiller, wo mein treuer Verbündeter der Prediger Heinrich, lebte. Wie ich diesen Mann kannte, hielt ich mich fest überzeugt, daß er die Ereignisse der letzten Tage mit großer Aufmerksamkeit verfolgt hatte. In Hirschberg war schon ein dunkles Gerücht von einem errungenen bedeutenden Siege, und das schnelle Vorrücken der russischen Avantgarde nach Greifenberg zu, schien es zu bestätigen. Ich stellte mir vor, wie wichtig es sein müßte, die Bewegungen des geschlagenen Feindes im Hauptquartiere zu kennen, und daß einige Abtheilungen desselben ohne allen Zweifel zwischen dem äußersten linken Flügel, den ich begleitete, und dem Centrum der Armee eingeschlossen sein konnten. Die Nachrichten, die ich durch Pastor Heinrich erhielt, waren zwar dunkel; man hatte in einer östlichen Richtung feindliche Truppen entdeckt, aber er wußte sie nicht zu benennen: doch eilte ich, schon von hieraus einen ausführlichen Bericht abzustatten. In Spiller ist eine Poststation, und Heinrich nahm es auf sich, einen Courier schleunigst zu expediren, der sich freilich nach Blücher erkundigen mußte, da keiner in dieser Gegend mit seinem jetzigen Standquartiere bekannt sein konnte.

Ich ritt nach Greifenberg zu, und als ich näher kam, hörte ich ein heftiges Gewehrfeuer und ab und zu einzelne Kanonenschüsse. Der General Freissinet suchte durch eine Vertheidigung von der Stadt aus, seinen Rückzug zu decken; die Lage der Stadt war ihm sehr günstig. Der Queis läuft dicht an den Stadthäusern vorbei; diese erheben sich in einiger Entfernung, und die Brücke ward durch ein Kreuzfeuer bestrichen, das den eindringenden russischen Truppen sehr gefährlich ward. Noch hatte ich keinen deutlichen Begriff von einem solchen Angriffe; ich glaubte den kommandirenden General in der Mitte seiner hier fechtenden Truppen aufsuchen zu müssen, und ritt auf die Brücke zu, ja mitten in den Kugelregen hinein, und es dauerte einige [illegible] ich durch Nachfragen erfahren konnte, daß G[illegible] Wistram sein Standquartier in einem nicht weit entfernt liegenden Dorfe an der Landstraße hatte. Ich verließ natürlich die Brücke, um den General aufzusuchen; doch blieb ich lange genug in der Nähe, um mich zu überzeugen, daß es dem Feinde wohl gelingen würde, bis in die Nacht hinein die Stadt zu behaupten.

Und hier machte ich nun an meinem Bedienten

eine Erfahrung, die freilich nicht verdient, in einer Kriegsgeschichte erwähnt zu werden, in meinen Lebenserfahrungen aber eine bedeutende Stelle einnimmt. Es war ein Jüngling von etwa 16 bis 17 Jahren; seine Mutter hatte mir ihn anvertraut, und ich hatte versprochen, ihn so viel wie möglich den drohendsten Gefahren des Krieges zu entziehen. In Altenburg, wo ich vor der ersten Schlacht zu Fuß angekommen war, blieb er natürlich bei dem Train, als wir vorrückten. Man weiß, auf welche abenteuerliche Weise ich am Tage der Schlacht beritten wurde. Auf dem ganzen Rückzuge vernahm ich nichts von ihm, und er hatte große Mühe, mich aufzufinden; ein großer Theil des Waffenstillestandes war verflossen, ehe er mich in Waldenburg fand. Ich hatte indessen [illegible] Pferde gekauft, und erwartete ihn mit Sehnsucht, und zuletzt nicht ohne Sorgen. Als er nun ankam und erfuhr, daß er von der beschwerlichen Fußreise befreit werden sollte, war er sehr froh; ich hatte den Burschen lieb; er schien mir sehr ergeben, und ich hörte ihm gern zu, wenn er mir seine Schicksale während der Trennung erzählte. Großen Muth oder Sehnsucht nach kriegerischen Thaten spürte ich bei ihm eben nicht. Es

war ein stiller, friedlicher Bursche, der in einem ruhigen Hause fromm erzogen war. Ohne allen Zweifel war es ihm nicht unangenehm, ruhig im Rücken der Armee zu sein, während ich, sein Herr, doch auch mit der Furcht zu kämpfen hatte. Jetzt nach der Schlacht und während des Rückzuges lebte er in der Umgebung der Bedienten, die ihren Herren in die Schlacht gefolgt waren. Ich glaubte zu hören, wie diese die großen Gefahren, denen sie sich aussetzten, lebhaft schilderten. Ohne allen Zweifel erschien ein Jeder in diesen Erzählungen mehr oder weniger als ein Held. Mein junger Bediente hatte den Kopf voll von diesen Erzählungen, ja jetzt erwachte die Sehnsucht, etwas Aehnliches zu erleben, und als ich nun auf die Brücke von Greifenberg zuritt, und er zum ersten Male die Kugeln um seine Ohren pfeifen hörte, war er in der That exaltirt; er machte mir gradezu Vorwürfe, als ich die Brücke verließ. „Nun sind wir ja, wo wir sein sollen, warum bleiben wir nicht hier?" Der friedliche Bursche war plötzlich ein Held geworden, und es war mir höchst interessant, diese Metamorphose in ihrer Entstehung und Entwickelung verfolgen zu können.

Ich sollte aber eine zweite, nicht ganz so erfreuliche erleben. Der Bursche war nicht allein treu, sondern auch ruhiger und sanfter Natur; aber dennoch sah ich ihn einst wie verwandelt. Während wir in der Lausitz hin- und herzogen, kam ich von einem einsamen Ritte nach den eben von den Feinden verlassenen Gegenden, zu einem Meierhofe, auf dem Abhange des Landsberges. Die Feinde hatten diesen Hof kaum verlassen; alle Einwohner waren fort, Thore und Thüren weit eröffnet, die Fenster eingeschlagen und der öde Hof lag zerstört da. Wie wir in die Stube eintraten, sahen wir, und ich zum ersten Male, die Folgen einer rohen Plünderung, mit welchen ich später nur zu bekannt ward. Die Spiegel waren zerschlagen, die Tapeten in den sauber eingerichteten Stuben zerrissen, es war offenbar nicht bloß die Raubsucht, die wenigstens begreiflich scheint, sondern auch eine Wuth der Zerstörung, die völlig nutzlos schien. Ich würde mir eine solche Plünderung erklären können, wenn sie gleich nach einer Schlacht stattgefunden, aber hier waren es offenbar Marodeure, die hinter der Armee geblieben, die jeden Augenblick

folgen zu können.

erwarten konnten, von unsern Truppen überrascht zu werden. Warum ist die eigensüchtige Raubsucht fast immer mit der völlig zwecklosen Zerstörung verbunden? Die hier Eingedrungenen waren nicht Feinde; die Sachsen waren Verbündete der Franzosen; ihre Truppen fochten gegen uns. Wodurch wird die Familie, die ausgeplündert wird, bloß deswegen, weil man ihr Schaden zufügt, plötzlich in einen persönlichen Feind verwandelt, den man auf jede Weise zu vernichten droht, und zwar völlig uneigennützig, aus reiner Neigung? Und dennoch ist es immer so. Ich begreife es wohl, wie eine aufgeregte Stimmung während und nach einer Schlacht bei einem rohen Menschen in zweckloser Zerstörung nachklingen kann: aber wie sie bei den Nachzüglern einer Armee entstehen kann, die, wenn sie rauben, von beiden Heeren der größten Gefahr ausgesetzt sind, die einen jeden Augenblick benutzen müssen, um sich Alles, was ihnen irgend einen Werth zu haben scheint, in schnell vorübergehenden, stets bedrohten Augenblicken zuzueignen, ist mir völlig unbegreiflich.

In dem Befreiungskriege gab man sich vergebens Mühe, auch unter unseren Truppen die Plünderung

zu verhindern, es gelang nie vollkommen, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil in den neueren Kriegen die Zahl der Kämpfenden, wie selbst im Frieden die Größe der Heere, so über alles Maaß gewachsen sind, daß eine geordnete Verpflegung, die sich durch alle Theile derselben gleichmäßig vertheilt, immer schwieriger, ja zuletzt unmöglich wird. Auch die nächtlichen Bivouaks, an der Stelle der Zelte früherer Zeit, tragen wesentlich zur Rohheit der Krieger bei. Die Zelte stellen, schnell aufgeschlagen, eine bewegliche Stadt dar, eine Annäherung zur bürgerlichen Ordnung: während die Bivouakfeuer der Nacht, zumal auf entfernteren Punkten, dem nächtlichen Aufenthalt herumschweifender Räuberhorden nur zu ähnlich sehen.

Oft sind aber auch die überraschten Einwohner höchst unverständig. In meiner damaligen Stellung, wo ich fortdauernd mich allein oder mit geringer Begleitung unter den Einwohnern auf eine friedliche Weise bewegte, besonders aber in der Lausitz bei dem wechselnden Vor- und Zurückgehen der beiden Heere, wo die Dorfbewohner jeden Augenblick einen Ueberfall, bald von den französischen bald von unsern Truppen erwarten mußten, erregten sie im hohen Grade

meine Theilnahme. Ich trat nicht selten in die Wohnungen wohlhabender Gutsbesitzer und Pächter hinein, die noch verschont geblieben waren. Die gewöhnliche stille, häusliche Ordnung herrschte in den Familien; ich ward wohlwollend aufgenommen, und mein Geschäft forderte mich zu vertraulichen Gesprächen auf. Ich sah, wie die Hausfrau in gewohnter Art den gewöhnlichen häuslichen Geschäften nachging, wie die Töchter ihre stille Arbeit trieben: dennoch ließ sich, wie begreiflich, die angstvolle Spannung, in welcher sie lebten, nicht verbergen. Mich ängstigte diese häusliche Stille und Ordnung im höchsten Grade; wenn der Tisch gedeckt, die Geräthe aus den noch unangetasteten Schränken herausgenommen wurden und wir uns ruhig zur Mahlzeit niederließen, mußte ich oft die sich hervordrängenden Thränen zurückhalten, um nicht durch eine zu große Theilnahme die Aengstlichkeit der Familie zu vermehren; dennoch suchte ich, wenn ich erst so viele Auskunft über die Bewegungen der Feinde wie möglich erhalten hatte, die Familie auf ihre Lage aufmerksam zu machen, um ihnen Rath zu ertheilen. Wo es die Stellungen beider Heere gegeneinander möglich machten, suchte ich den Hausherrn

allein zu sprechen, und ich beschwur ihn, Frau und Töchter in einer von mir angegebenen Richtung zu entfernen. Ich rieth dann, eine so große Menge von den gewöhnlichsten und wohlfeilsten Lebensmitteln anzuschaffen wie möglich; diese mußte man in zwei Hälften theilen, eine für die vorrückenden Truppen, die größere aber für die Nachzügler. Bekanntlich herrscht die geringere Gefahr eben dann, wenn der Kern eines Corps in ein Dorf oder Städtchen einzieht. Die Gegenwart der höheren Offiziere zügelt die Truppen. „Wenn Sie, rieth ich, eine Kriegerschaar sich nähern sehen, dann warten Sie nicht bis die stürmischen Forderungen laut werden, unterdrücken Sie so viel wie möglich jede Furcht, äußern Sie freundlich Ihre Theilnahme, bringen Sie sogleich den Männern ein stärkendes Getränk und einen kleinen Imbiß entgegen; dieses freiwillig gereicht, noch ehe der Infanterist in die Wohnung tritt, der Reiter abgestiegen ist, hat fast immer eine zauberische Wirkung." Da ich mich unter den vordersten Abtheilungen der Avantgarde befand, hörte ich das Lob solcher Familien, die mit einer Art von Vertrauen dem Soldaten entgegengingen und ihn unaufgefordert erquickten, mit heiterer

und gutmüthiger Laune aussprechen; wo man sich aber von vorn herein einschloß, sich alles Geforderte unwillig abdringen ließ, ward das gewaltsame Verfahren schnell hervorgerufen. Wer auf solche Weise, nach kurzer Ueberlegung, den heranrückenden Truppen reichte, was er vermochte, dem glaubte man auch nicht selten, wenn er versicherte, seine Vorräthe wären zu Ende. Es geschah aber wohl auch, daß man meinem wohlgemeinten Rathe mißtraute. So erinnere ich mich, bei einem Pächter eine schöne Heerde veredelter Schafe entdeckt zu haben. Ich beschwur ihn, diese in einer entfernten Gegend zu verbergen; der Kosack, sagte ich, hat keinen Begriff von dem Werthe dieser Thiere, er sieht in den Schaafen nur ein Nahrungsmittel, welches er sich anzueignen das Recht hat. Gott mag wissen, was den Mann mißtrauisch gegen diesen meinen Vorschlag machte; mein Rath wurde nicht befolgt; es war bei unserm ersten Vorrücken gegen Dresden. Auf unserm kurzen Rückzuge kam ich in die Nähe des Pächters, der jetzt mir jammernd entgegen trat. Die Kosacken hatten einen großen Theil der Heerde weggetrieben.

Doch ich kehre nach diesen Betrachtungen zu dem Momente zurück, als ich zuerst in die ausgeplünderte Pächterwohnung eintrat. Mein Bursche, der wohlerzogen, stille und für sein Alter ungewöhnlich bedächtig, dabei sehr sanft und theilnehmend war, schien, als er die Zerstörung um sich herum sah, alle Schubladen ausgezogen, die Reste der geplünderten Gegenstände wild untereinander geworfen, plötzlich wie verwandelt; die Augen rollten ihm im Kopf, er wühlte leidenschaftlich in der Masse der Gegenstände herum, eilte von einer Stube zur andern, und suchte mit begierigen Augen irgend etwas Werthvolles zu entdecken, was die Plünderer vielleicht übersehen hätten. Aber die Virtuosität solcher Marodeure ist unergründlich; er suchte lange vergebens, ohne etwas zu finden. Ich betrachtete ihn einige Zeit, erstaunt über die Verwandlung, die stattgefunden hatte, und ließ ihn gewähren; dann aber rief ich ihn zu mir, stellte ihm vor, wie meine Lage am allerwenigsten erlaube, daß mein Bedienter die Rolle eines Marodeurs spiele. Er suchte sich zu fassen, wie über sich selbst verwundert, versprach, für die Zukunft sich nie einer ähnlichen Handlungsweise hinzugeben, brachte es aber doch,

ich gestehe es, dahin, daß ich ihm erlaubte, für den bevorstehenden Winter ein paar Pelzhandschuhe zu behalten.

Ich begreife es wohl, wie eine dunkle Vorstellung von den Schätzen, die man unerwartet in den Kriegen zu erwerben vermag, durch Mährchen allerlei Art genährt, ihm vorgeschwebt haben mag, daß er, als er die chaotische Verwirrung um sich herum sah, befangen wurde von dem dunklen Traume, der im geordneten Leben keine Gewalt über ihn hatte. Konnten die früheren Plünderer nicht eine in der Verwirrung zurückgelassene Börse, vielleicht mit Gold gefüllt, in dem geheimen Verwahrsam, oder in Gegenstände anderer Art versteckt, übersehen haben? Der Bursche hatte in der That so wenig Phantasie, als ein verständiger junger Mensch besitzen kann. Aber die gebundene Vorstellung mag desto gewaltsamer hervorbrechen, jemehr sie im gewöhnlichen Dasein beherrscht wird, wie die wilde Freude bei Trübsinnigen und melancholischen Menschen; und so sah ich den furchtsamen Burschen in einen muthigen Krieger, den ruhigen und verständigen, wenn auch vorübergehend, in einen Räuber verwandelt. Ich erlebte einen zweiten

Anfall dieser Art, selbst unter viel stärkeren lockenden Verhältnissen nicht, er schien nach einer solchen Erfahrung sich selbst zu beobachten. Aus dem ganzen Kriege hat er nur diese Pelzhandschuhe mitgebracht, wie ich aus la Ferté sous Jouarre eine Loupe, die ich bei einer botanischen Excursion in die Tasche gesteckt hatte, und erst später, als wir die Stadt verlassen, entdeckte.

Man erlaube mir aus der Zeit meines Aufenthalts bei den Russen, einige Züge hervorzuheben, die mir besonders aufgefallen und im Gedächtniß geblieben sind.

Ich fand General Bistram, einen gebildeten Liefländer, der mich, als ich ihm mein Schreiben übergeben hatte, freundlich aufnahm, und dessen Bekanntschaft und Umgang für mich sehr erfreulich war. Durch ihn erfuhr ich die Umstände der Katzbacher Schlacht und die glänzenden Resultate derselben. Ich bedauerte freilich, nicht im Blücherschen Hauptquartier gewesen zu sein; denn diese Schlacht hatte doch, nach Allem, was ich erfuhr, einen Charakter, durch wel-

chen sie sich von den bisherigen durchaus unterschied. Es war ein kühner Angriff mitten unter den furchtbarsten Regengüssen, in den Strömen des ausgetretenen Flusses. Die Flintenschüsse hörten auf, weil kein Schuß mehr losging, die alten Zeiten der persönlichen Tapferkeit schienen wieder hervorzutreten, und alle Angriffe nahmen einen wildern Charakter an, wurden vereinzelter, die Bajonette verwandelten die Flinten in Lanzen, die Wuth der umgekehrten Gewehre in Kolben, selbst die überwiegende persönliche Kraft brachte unsern Truppen einen entschiedenen Vortheil; in einen furchtbaren Knäul mischten sich Freunde und Feinde; diese wurden in den Strom gedrängt, die Niederlage war vollständig. Der Divisions-General Puthod ward von der Hauptarmee der Feinde getrennt. Ohne allen Zweifel waren es Theile dieser Division, von denen ich in Hirschberg Nachricht erhielt. Es ist bekannt, mit welcher Entschlossenheit und Tapferkeit Puthod sich, von unsern Truppen umringt, zu halten suchte, bis er gezwungen wurde, sich mit seiner ganzen Division zu ergeben. Durch diesen Sieg, und durch die Schlacht bei Großbeeren, wae nun der Feldzug auf die glänzendste Weise eröffnet

und die Zuversicht unserer Truppen entschieden gesteigert. Die Armee bewegte sich, den Feind verfolgend, durch die Lausitz auf Dresden zu, zog sich nach der unglücklichen Schlacht bei Dresden wieder zurück, und als selbst diese vorübergehende Niederlage bei Culm eine so glänzende Wendung nahm, rückte sie wieder vor. Als wir bei dem zweiten Vorrücken in der Nähe von Seidenberg standen, fand ich es wünschenswerth, mich den Kosacken anzuschließen. Ich erhielt auf Verlangen 200 Kosacken, und war nun in einen Anführer dieses fremden Volks verwandelt. Ein mit der deutschen Sprache vertrauter Offizier wurde mir als Dolmetscher mitgegeben. Die Kosacken sind häufig genug beschrieben, sie waren zwar bei ihrem ersten Erscheinen sehr gefürchtet, im Ganzen aber keineswegs gefährliche Feinde, ja, sie zeigten nicht selten eine weiche Gutmüthigkeit. Ich werde später Gelegenheit finden, die Eigenthümlichkeit ihrer kriegerischen Thätigkeit bei der Verfolgung der Feinde darzustellen. Hier kam ich mit denen, die ich anführte, in keine besondere Berührung; der mich begleitende Offizier führte das eigentliche Commando, ich bestimmte nur die Richtung, in welcher wir fortschritten. Wir nä-

herten uns stille den Feinden, und einige Mal schlief ich in einem Theile der langgedehnten Dörfer, während der Feind einen andern Theil noch besetzt hielt. Ich verließ mich durchaus auf die instinktartige Sicherheit meiner Begleitung; und wenn wir nach einer solchen Nacht uns versammelten, um fortzureiten, entdeckte ich nicht selten in ihrer Mitte Feinde, die sie, ich weiß selbst nicht wie, gefangen genommen. Eine Rekognoscirung mit den Kosacken ist mir besonders im Gedächtniß geblieben. Die Feinde hatten sich über die Neisse zurückgezogen, und hielten Görlitz besetzt; ich ritt diesseits des Flusses auf einigen Höhen fort, die sich längs der Flußufer hinzogen und mir einen Ueberblick über die Stellungen der französischen Truppen gewährten. Die Einwohner hatten während des Waffenstillestandes sich das Geschick erworben, die Corps zu unterscheiden und sich ihre Befehlshaber zu merken. Ich glaube, daß die Nachrichten, die ich hier erhielt, nicht ohne allen Werth waren. Indem ich nun auf diesen Höhen fortritt, entdeckte ich eine leichte, ja anmuthige französische Sommer-Stadt. Sie bestand aus zierlichen Laubhütten, die regelmäßige Straßen bildeten. Viele

Hütten hatten Vorhallen aus blumigen Gewinden bestehend, noch waren die Laubhütten nicht verwelkt und hatten noch immer ein lebendiges heiteres Aussehen. Einzelne lagen abgesondert, sie waren größer, ich fand sie, als ich hineintrat, in mehrere Räume getheilt, ohne allen Zweifel die Sommerwohnungen der Befehlshaber; sie waren von Blumengärten, zierlich in Beete getheilt, umgeben, und noch standen viele Pflanzen in frischer Blüthe, so daß diese kleinen Anlagen keineswegs ein verwildertes Ansehen hatten. Ich bewunderte den fröhlichen Sinn eines Volks, welches einen jeden schnell vorübergehenden Augenblick betrachtet, als wäre er ein bleibender, und ihn benutzt, um sich ein beschwerliches und unsicheres Leben so angenehm und genußreich wie möglich zu machen. Dieses Sommerstädtchen hatte einen ziemlich bedeutenden Umfang, und fast zauberhaft erschien es mir in seiner stillen Einsamkeit. Das nächste Dorf, in welches ich hineinritt, war eben erst von den Feinden verlassen. Ich erblickte einen Franzosen, der natürlich in die Gewalt meiner Kosacken gerieth, entdeckte einen ansehnlichen adligen Landsitz, und zog durch

das große, mit einem Thurm versehene Thor, über den ansehnlichen Hof mit meinen Kosacken gerade auf das Hauptgebäude zu. Der Besitzer, mit einem Theil seiner Familie, erschien furchtsam am Eingange. Ich stieg vom Pferde ab und näherte mich freundlich. Der Hausherr schien in Verlegenheit, wie er mich anreden sollte, und sah mich ängstlich an. Ich betrachtete ihn genauer und glaubte ihn zu kennen. „Herr v. Schinkel, sagte ich, ängstigen Sie sich nicht." Als er sich nennen hörte, betrachtete er mich mit Erstaunen, ich schien ihm völlig unbekannt; ich nannte meinen Namen; wir hatten uns früher in Dresden kennen gelernt. Er hatte freilich wohl erfahren, daß ich den Krieg mitmachte, aber die Uniform machte mich unkenntlich, und als einen Anführer einer Kosackenhorde, erwartete er wohl nicht, mich wieder zu treffen. Wie angenehm die Ueberraschung war, kann man sich wohl denken. Ich brachte eine Stunde etwa bei der Familie zu, und als ich mich mit ihm in der Erinnerung unserer früheren Bekanntschaft verlor, trat mir meine Stellung in diesem Augenblick recht seltsam, ja fast wie ein Unglaubliches entgegen. Ich begriff nicht, wie das, was mir jetzt so fremd-

artig und wunderlich schien, mir bis dahin als etwas höchst Einfaches und Natürliches erscheinen konnte. Mit der Aufführung meiner Kosacken konnte er zufrieden sein, und die Nachrichten des verständigen Mannes waren mir sehr willkommen. Durch ihn genau unterrichtet von den verschiedenen Divisionen und ihren Anführern, ward mir die Annäherung an die Feinde sehr lehrreich. Ich näherte mich Görlitz, welches in der Tiefe unter mir lag. Ich sah, wie die französischen Truppen auf einer von ihnen errichteten schwimmenden Brücke über den Fluß setzten. Meinen Kosacken vertrauend, wagte ich es, von den Höhen hinab zu reiten. Durch den mich begleitenden russischen Offizier erfuhr ich, daß diese Annäherung an den Feind meinen Begleitern eben angenehm war; aber die Unruhe auf der Brücke ward immer größer, wenige Feinde waren noch diesseit des Flusses, die Reiter wagten sich in den Fluß, der letzte Feind erreichte die Brücke, und, zum Aerger meiner Kosacken, kam kein einziger Mann in unsere Gewalt. Aber auch mich verdroß dies sehr, nicht, weil ich irgend einen Werth auf einige gefangene Feinde legte, wohl aber, weil es mir angenehm gewesen wäre, das so oft gerühmte

Geschick der Kosacken bei solchen Gelegenheiten als Augenzeuge kennen zu lernen. Wir waren dem Feinde nahe genug, um ihn zu reizen. Einige Flintenschüsse wurden ohne Wirkung gewechselt, und ich bestieg wieder die Höhe, die mir eine freie Uebersicht über die Bewegungen der verschiedenen Corps gab. Einige Bauern, die ich herbei zog, unterstützten mich hierin; als sie aber durch einige Kanonenschüsse aus der Stadt geängstigt wurden, suchten sie zu entfliehen, und ich entließ sie, wie es schien, gegen den Willen meiner Kosacken, weil ihre Aengstlichkeit sie doch unbrauchbar machte. Glücklicherweise hatte ich schon erfahren, was ich wünschte: die zwar entstellten Namen der Divisionsgeneräle. Als ich nach diesem Ausflug, mit welchem ich besonders zufrieden war, ins Hauptquartier des Generals zurückkam, machten sich dieser und seine Begleiter auf eine heitere Weise über mich lustig. Den Gefangenen, den die Kosacken mit sich führten, hatte ich gar nicht näher betrachtet. Als er jetzt vorgeführt wurde, zeigte es sich, daß es ein kleines schwächliches Männchen war, und zwar ein Tambour. Man gratulirte mir zu dieser glänzenden Acquisition und ich lachte, suchte

aber ihnen begreiflich zu machen, daß ich durchaus nicht auf Franzosenjagd ausginge, daß die Gefangenen, die meine Kosacken früher gemacht hatten, mir beschwerlich wären, und sie mußten wohl gestehen, daß mein Zug nicht ohne Erfolg war, als ich ihnen meine eingeholten Nachrichten mittheilte.

Nach kurzer Zeit ward über Bistram anderweitig verfügt, und General B. commandirte die Vorposten, denen ich mich noch fortdauernd anzuschließen, den Befehl hatte. Die Menge der russischen Generäle war mir etwas Auffallendes. In der preußischen Armee waren durch die früheren Verhältnisse vor dem Kriege so wenig höhere Offiziere, wie in keiner andern europäischen Armee; aber deswegen hatten auch Stabsoffiziere geringeren Ranges das Glück, bedeutende Commandos zu erhalten und sich auf eine glänzende Weise auszuzeichnen. Der Major v. Hiller, der mir, wie früher erwähnt, aus Breslau bekannt war, commandirte 10,000 Mann, und man weiß, welchen Ruhm er sich durch dieses Commando

erwarb. In der schlesischen Armee war Langeron Oberbefehlshaber des linken Flügels, und unter ihm commandirte St. Priest seine Avantgarde. Das kleine Corps, welches ich begleitete, bestand wohl kaum aus mehr als einigen Tausend Mann. Ich war öfters bei St. Priest zur Tafel, und fand in seiner Umgebung gewöhnlich eine größere Anzahl Generäle, als im Blücherschen Hauptquartier.

Die Menge der Orden, die glänzenden Titel, die ich hier vorfand, wurden noch durch einen andern Vorzug, für mich bedeutend. Ich war nämlich über die wohlbesetzte Tafel, die ich immer vorfand, erstaunt. Im Blücherschen Hauptquartier war die Tafel nur etwa dann, wenn wir einige Tage in größeren Städten verweilten, gut besetzt, für gewöhnlich aber sehr frugal. Der russische General verdankte diesen Reichthum an wohlschmeckenden Speisen der steten Aufmerksamkeit seiner Offiziere, besonders aber dem in der That mir fast unbegreiflichen Geschick seiner Kosacken. Diese, wenn sie in der Gegend herumstreiften, verstanden sich viel besser auf die Requisition, als die Preußen, obgleich ihnen die Sprache des Landes völlig unbekannt war. Selbst bei Gene=

ral B. fand ich fast immer ein wohlschmeckendes Fischgericht und Wildpret.

Dieser war ein kleiner, untersetzter Mann, mit einem Ansatz zur Corpulenz, ein wahrer Russe. Ich war auf einige Tage auf eine, mich selbst überraschende Weise sein Vertrauter; er war in seinem ganzen Benehmen äußerst gutmüthig. Auf seine Bitte bezog ich stets mit ihm dasselbe Quartier, ja, wenn es einigermaßen einzurichten war, die nebenanliegende Stube; er war höchst mittheilsam, und ich lernte nach wenigen Tagen alle seine Schicksale von Jugend auf und den ganzen Umfang seiner bedeutenden Verwandtschaft kennen. Sehr auffallend war es mir bei diesen Erzählungen, wie, wenigstens bei der Armee, das ganze Dasein von der Hofgunst abhing, ja in dieser aufging. B. war oder hielt sich wenigstens für einen Günstling des Großfürsten Constantin, und fühlte sich durch diese Gunst höchst glücklich. Einst stürzte er in der höchsten Verzweiflung in meine Stube herein. „Ich bin, rief er, der unglücklichste Mensch; ich habe die Gunst des Großfürsten verloren!" — Als er mir eine Stelle aus einem Schreiben desselben vorlas, die ihm so drohend schien,

konnte ich keinen Grund zur Verzweiflung finden. Ich bat ihn, mir so viel mitzutheilen, als nöthig war, um den Zusammenhang zu verstehen. Er las mir, übersetzend, den ganzen Brief vor; er schien in der That vor mir keine Geheimnisse zu haben. Das Schreiben des Großfürsten war höchst gnädig, ja vertraulich, und der Vorwurf, den er ihm allerdings machte, schien mir unbedeutend und scherzhaft. „Sie verstehen dies nicht, rief General B. immer noch in Verzweiflung aus. Sie müßten, um meine Angst zu fassen, den Großfürsten kennen." Dennoch gelang es mir, ihn zu beruhigen, und ich erstaunte, als ich ihn nach kaum einer Viertelstunde, fast ohne irgend einen Uebergang, völlig verwandelt sah. Er war nun ganz der fröhliche Mensch, wie sonst; jede Spur von Furcht war verschwunden. Noch ehe ich mich von ihm trennte, erfuhr ich denn auch, daß diese völlig grundlos gewesen war. B. gehörte nicht zu den russischen höhern Offizieren von der Art der Bildung, durch welche diese sich oft auszeichneten. Bekanntlich war diese durchaus eine vorrevolutionaire, französische. Die Sprache dieses Volks war den höheren Offizieren völlig eine zweite Muttersprache. Am

Hofe galt es aber zugleich für einen Vorzug, deutsch zu sprechen; Grund genug für Viele, um diese Sprache zu erlernen. Es schien mir sogar, als könnte man durch Bekanntschaft mit der deutschen Sprache, nach den Aeußerungen B.'s, sich in günstige und trauliche Verhältnisse einschleichen, die sonst unzugänglich wären. Die wendischen Völker lernen, wie bekannt, mit großer Leichtigkeit mehrere Sprachen; in der That scheint diese Fähigkeit, mit einer gewissen, noch unbefangenen, ich möchte fast sagen, kindlichen Receptivität verbunden, am fröhlichsten zu gedeihen. Wo keine tiefere Eigenthümlichkeit sich ausgebildet hat, zeigt sich, wie bei den Kindern, eine gleiche Leichtigkeit, sich in allen Sprachen auszudrücken. Ich möchte sie mit der Fruchtbarkeit der Völker vergleichen, die in gesegneten aber unbewohnten Gegenden sich schnell vermehren. Diese mit gleicher Leichtigkeit erworbene Fähigkeit, mehrere Sprachen zu erlernen, scheint ein instinktartiges Lauschen, welches bewußtlos noch die Keime einer zukünftigen Bildung entwickelt. Hat die Gewalt irgend einer solchen Sprache die Tiefen geistiger Eigenthümlichkeit aufgeschlossen, dann verschwindet der frühere Instinkt, und die in bedeutende Selbstbe-

trachtung versunkene Seele, erkennt sich in seiner Sprache, vermag sich nur in dieser selbst wieder zu finden; alle anderen Sprachen werden von der einen verschlungen, und dienen ihr, wie die fremde Nahrung der organisch assimilirenden Kraft. Wie viele große Männer zeichnen sich durch diese scheinbar einseitige Sprachbildung aus; sie ist immer entschiedener, je tiefer, allumfassender der wahre Geist sich in der Seele regt. Nie erschien dieses bedeutender, als in der letzten Hälfte des fünfzehnten und in der ersten des sechzehnten Jahrhunderts, als die deutsche Sprache mit der gewaltig herrschenden Philologie den merkwürdigen Kampf begann. Luther war eben daher der echte Deutsche, er hatte das tiefste, nationale, religiöse Problem als sein eigenes gefaßt, daher beherrschte er die Sprache der Zeit wie ihre heiligsten Gedanken, daher ward die Bibel deutsch, daher erhielt durch ihn die Geschichte aller europäischen Völker, von dem Mittelpunkte einer scheinbar einseitigen Sprachbildung aus, den tiefsten Ausdruck für alle.

B. kannte die Encyclopädisten, hatte wenigstens Candide und einiges Andere von Voltaire gelesen; er nahm, was ihm so äußerlich zugekommen war, sehr

leicht, und es sollte ihm nur dazu dienen, den unbedeutenden Gesprächen einigen Schmuck zu ertheilen. Ich habe später höhere russische Offiziere kennen gelernt, die sich mit mir in Gespräche einließen, wenn sie mein Amt kennen lernten. Mit der früheren französischen Literatur, mit ihren Dichtern und sogenannten Philosophen waren sie wohlbekannt, und schienen alle Religion als einen beschränkten Aberglauben zu betrachten. Einst war ich in der französischen Wintercampagne mit einem solchen Herrn früh in der Morgendämmerung in ein Gespräch gerathen; es lautete völlig wie das oben bezeichnete. Es war ein schöner Morgen, die Sonne stieg in aller ihrer Pracht empor, da bemerkte ich mit Erstaunen, daß der Herr sich gegen die Sonne kehrte, ein Zeichen machte, wahrscheinlich das Kreuz, und ein Gebet murmelte. Dieses war so schnell geschehen, so klar mit der Absicht, es zu verbergen, daß er wohl glauben konnte, ich habe es nicht bemerkt. Er schien seine Reigion, die doch in der That ein tief gewurzelter Aberglaube war, den er nicht zu besiegen vermochte, wie im Geheimen aus der Tasche zu spielen. B. war ein russischer Patriot im echtesten Sinne; ihm war

Rußland ganz entschieden das herrlichste, so wie das mächtigste aller Länder. Ein Chinese kann sein himmlisches Reich nicht andächtiger anbeten. Daß ich Petersburg nicht kannte, betrachtete er als ein Unglück für mich. „Wenn der Krieg zu Ende ist, sagte er und wir beide glücklich zurückkommen, lade ich Sie ein, Sie sollen in meinem Palast wohnen, Sie dürfen mir es nicht abschlagen.“ Als ich ihn versicherte, daß das, was ich auf Reisen verwenden könnte, für andere, in wissenschaftlicher Hinsicht wichtige Reisen angewandt werden müßte, schien er fast beleidigt. Petersburgs wissenschaftliche Schätze schienen ihm so bedeutend, daß keine Stadt in dieser Rücksicht mit Rußlands Hauptstadt verglichen werden könnte. „Meine Equipage, sagte er, soll in Breslau vor Ihrem Hause halten; Sie steigen mit ihrer Familie ein, ich mache Sie mit allen großen Kreisen in der Hauptstadt bekannt; meine Equipage bringt Sie nach Breslau zurück; die Reise soll Sie nichts kosten.“ Er sprach so lebhaft, in einer jeden Aeußerung lag eine so große Innigkeit, es schien ihm so ganz Ernst zu sein, daß ich kaum wagte, seine dringende Einladung auszuschlagen. Ich rechnete auf den bekannten Leichtsinn

der Russen, und wie wenig sie sich an Versprechungen der Art erinnern und sie zu erfüllen denken.

Einst kam ich von einer Recognoscirung mit meinen Kosacken gegen Abend nach Radmeritz, wo St. Priest einquartirt war. Dort ist, wie bekannt, ein adliges Fräulein-Kloster. Es war gegen Abend, ich mußte den General aufsuchen, und sah eine Menge russische Offiziere im stattlichen Anzuge, vorsichtig auf den schmutzigen Wegen von einem Stein zum andern hüpfend, nach dem Schlosse zueilen. Der General hatte auf dem Schlosse einen Ball veranstaltet. Es war, wenn die Umstände es erlaubten, eine Gewohnheit der Russen, wie der Franzosen, die keineswegs bedachten, wie wenig ein solches Vergnügen die armen Frauen anziehen konnte. Kaum hatte ich den General gesprochen, als Blücher selbst in Radmeritz einfuhr, der nun ebenfalls sein Standquartier im Kloster nahm. Ich war lange von ihm getrennt gewesen, und freute mich, jetzt von meinen Freunden mich umgeben zu sehen, und zu erfahren, was sie erlebt hatten. Der

Ball wurde indessen nicht unterbrochen. Da ward ich in eine Lage versetzt, die mir in der That peinlich war. Eine Flügelthür wurde eröffnet, die alte ehrwürdige Aebtissin erschien, ein Theil der Fräulein, die eben nicht tanzten, bildeten einen Zug und schritten so feierlich auf mich zu. Die Aebtissin begrüßte mich durch eine Anrede, die mich in die größte Verlegenheit setzte. Blücher war zugegen, und erstaunte, ich selbst konnte durchaus nicht einsehen, wie ich zu dieser unerwarteten Ehrenbezeigung kam. Da trat ein jüngerer Mann auf mich zu, der mir völlig unbekannt war, er nannte sich Graf von Löben, bekannt als Dichter unter dem Namen Isidorus Orientalis, der sich ganz an die neuere Schule und besonders an Novalis angeschlossen hatte und in seinem Sinn dichtete; er war der Sohn der Aebtissin, und brachte diese bedenkliche Zeit im Kloster zu, als Rathgeber und Beschützer der Frauen. Er glaubte unter so außerordentlichen Verhältnissen seinen philosophischen und poetischen Geistesverwandten feierlich empfangen zu müssen und hatte den Zug veranstaltet. Er bedachte nicht, aus welchem Gesichtspunkte solche weibliche Huldigung von meiner kriegerischen Umgebung betrachtet wurde.

Blücher schien verdrießlich, die übrigen Offiziere sahen erstaunt zu, begegneten zwar den Damen mit großer Höflichkeit, wünschten mir wohl auch Glück zu einer solchen Huldigung, die doch von den meisten mit scharfer Ironie behandelt wurde. Einige Offiziere hatten die Gedichte des Grafen zum Theil gelesen, seine christelnden Ueberschwenglichkeiten wurden Gegenstand des derben Spottes, und es hat nie eine wohlmeinende Huldigung auf eine für mich unangenehmere Weise stattgefunden. Daß Blücher sie nicht vergessen hatte, sah ich später.

Mit meiner jetzigen Beschäftigung war man zufrieden. Ich mußte Radmeritz am frühen Morgen wieder verlassen, und ritt mit meinen Kosacken hinter dem Feinde her anf Herrnhut zu. Diese Stadt war, wie ich ankam, schon von den Russen besetzt, und ich berührte nun zum zweiten Mal im Kriege eine Niederlassung der Brüdergemeinde; aber die Umstände waren freilich jetzt ganz anderer Art. Die Brüder der Gemeinde drängten sich ängstlich auf der Straße, unter die einrückenden Truppen gemischt, dem Saale zu, wo die Servisbehörde ihren Sitz hatte. Die Russen, Gemeine sowohl, als Offiziere, dachten an

nichts Anderes, als wie sie in der anmuthigen heiteren Stadt, deren freundliche Häuser sie anlächelten, bequeme Quartiere erlangen könnten. Als ich in der nämlichen Absicht mich in das Haus hineindrängte, fragte ich einen ansehnlichen Herrn, der in ängstlicher Eile die Treppe bestieg, wie und wo ich ein wünschenswerthes Quartier erhalten könne. Meine Aussprache überzeugte ihn bald, daß ich kein Russe sei; er schlug mir vor, sein Gast zu sein. Wir gingen vereinigt hinauf, und wenige Augenblicke nachher trat ich in sein Haus als Einquartirter hinein. Es war Herr Burckhardt, ein reicher Schweizer, der sich an die Brüdergemeinde angeschlossen hatte. In seinem Hause zeugte alles von einem schönen Wohlstand. Er und seine Frau, eine stille, noch im Alter liebenswürdige Dame, nahmen mich mit sichtbarer Freude auf, es wurden mir Gemächer angewiesen, wie sie unter solchen Umständen nur den Generälen zu Theil werden. Ich hatte den Befehl, hier einige Tage mich aufzuhalten. Feindliche Corps hielten noch die Gegend jenseits Löbau nach Bautzen und Bischoffswerda zu besetzt. Blücher kam auf eine kurze Zeit ebenfalls nach Herrnhut. Mir gelang es, während dieser Zeit

ruhig bei Herrn Burckhardt zu verweilen. Nachrichten, die ich erhalten konnte, sollte ich jetzt nicht selbst einholen, sie wurden mir von den vorrückenden russischen Truppen, nachdem Blücher, irre ich nicht, schon damals nach Bautzen gezogen war, zugesandt, um sie dem Hauptquartier mitzutheilen. So lebte ich fast ruhig mehrere Tage in Herrnhut. Blücher selbst schien für die stille Gemeinde eingenommen, man versprach, die Stadt so viel wie möglich zu schonen, und in der That war ich hier zuletzt der einzige Einquartirte. Burckhardt war mit Schleiermacher bekannt. Der stille Umgang mit der liebenswürdigen Familie war mir eine wahre Erholung. Das gewöhnliche ruhige Leben der Brüdergemeinde umgab mich, und ich verdanke diesen Tagen eine genauere Kenntniß der inneren Verhältnisse derselben. Doch machte ich eine Erfahrung, die mir sehr schmerzhaft war. Ich mußte einige Mal nach Löbau reiten, wo General B. sich aufhielt. In einer Gaststube, in welcher russische Offiziere sich lustig und unbefangen herumtrieben, fand ich einen jungen Herrn, der in der Gemeinde eine große Frömmigkeit zur Schau trug; er mußte mich nicht gleich bemerkt haben: wie ganz

anders erschien er hier. Er gefiel sich in Aeußerungen der unanständigsten Art, und schien eine Freude daran zu finden, recht unbefangen einen Bruder Liederlich darzustellen, und zwar mit einer Leichtigkeit, die hinlänglich bewies, daß er diese Rolle nicht zum ersten Male spielte. Ueberhaupt schien es mir wünschenswerth, daß der Kriegsschauplatz sich bald aus dieser Gegend entferne. Die religiöse Eigenthümlichkeit der Brüdergemeinde kann sich, das ward mir recht einleuchtend, doch nur rein erhalten, wenn sie, abgeschlossen von der übrigen Welt, von äußeren störenden Verhältnissen so wenig wie möglich berührt würde. Die aufgeregte Stimmung in der Lausitz während der Besetzung der Provinz, so lange der Waffenstillestand dauerte, mehr noch während der Hin- und Herzüge der feindlichen und verbündeten Truppen, blieb der stillen Gemeinde doch nicht ganz fremd, und fing schon an, wie ich zu bemerken glaubte, auf die Jugend einen bedenklichen Einfluß auszuüben.

Wir rückten gegen Löbau vor und die Feinde umschwärmten uns. Hier erfuhr ich doch, wie gefährlich

es ist, nicht auf Uniformen zu achten. Ich ritt durch die Stadt auf dem Wege nach Bautzen, wo ich in einiger Entfernung feindliche Truppen entdeckte. Dort sah ich einen Ulanenoffizier und ritt auf ihn zu, in der Voraussetzung, daß es ein preußischer wäre. Er hielt an, und als ich ihm in die Nähe kam, schoß er sein Pistol auf mich ab; es war ein polnischer. Ich antwortete mit einem Pistolenschuß, der Pole, der wohl die Gefährlichkeit seiner Stellung einsah, entfernte sich schnell, und ich hatte natürlich keine Lust, ihn zu verfolgen; es war mein einziges persönliches Gefecht mit dem Feinde im ganzen Kriege.

Wenige Tage später, in der Gegend von Bischoffswerda, wo General St. Priest sich einige Tage aufhielt, ward ich nun Zeuge der Vorpostengefechte. Diese fanden mehr oder weniger heftig fast alle Tage statt; die Russen kamen nicht selten in's Gedränge und hatten verhältnißmäßig viele Verwundete und Todte. Ich hatte hier Gelegenheit, eine psychologische Erscheinung wahrzunehmen, die mir auffiel. Die russische Cavallerie hieb auf einige Trupps französischer Soldaten ein, mehrere wurden verwundet, gefangen genommen und zu uns geschickt. Sie hatten fast

alle Kopfwunden, die freilich größtentheils gefährlicher aussehen, als sie sind. Große bedeutende Stücke Haut mit den Haaren hingen ihnen von dem Kopf herunter, das Blut strömte über das Gesicht und es war kaum möglich, einen widerwärtigern Anblick sich zu denken. In den ersten Momenten der Aufregung pflegt man die Schmerzen einer solchen Verwundung kaum zu fühlen; die Franzosen aber waren äußerst lebhaft, und es überraschte mich nicht wenig, diese, durch klaffende Wunden und starke Verblutung entstellten Menschen mit der feurigsten Beredsamkeit auf uns einsprechen zu hören. Gewöhnlich ist der Mensch, wenn er einer großen Gefahr entgangen und in Sicherheit ist, äußerst gesprächig, und es schien in der That, als wenn diese psychologische Erscheinung hier ungestört durch die Verwundung zum Vorschein käme. Es ist doch merkwürdig, welch außerordentliche Gewalt eine heftige Aufregung besitzt; keine Spur von einer Entstellung durch Schmerz konnte ich wahrnehmen, sie wischten sich das Blut mit einer Gleichgültigkeit ab, als wären sie durch einen heftigen Regen benetzt. Auf meine Bitte wurden mir ein Paar von den am schwersten Verwundeten, um für ihre vorläufige Pflege

zu sorgen, überlassen. Mein Wirth, ein gutmüthiger, wohlhabender Bauer, zeigte große Theilnahme, ich räumte meine Stube ein und behalf mich, wie ich konnte; kaum waren ihre Wunden verbunden, als sie plötzlich wie verwandelt erschienen; das Gesicht war jetzt von Schmerzen verzerrt, sie waren vom heftigen Wundfieber ergriffen. Der eine verfiel in eine völlige Betäubung, der andere setzte seine Gesprächigkeit fort; aber diese trug jetzt ein anderes Gepräge, er phantasirte heftig. Es ist doch traurig, wahrzunehmen, wie Ereignisse, die uns sonst im täglichen Leben tief erschüttern würden, uns im Kriege gleichgültig werden. Ich verließ wenige Stunden darnach das Quartier; ich erhielt Befehl, mich in dem Blücherschen Hauptquartier in Bautzen einzufinden; vergaß die Verwundeten ganz, habe nichts von ihrem ferneren Schicksal erfahren, und erst jetzt, indem ich das Erlebte wieder in die Erinnerung zurückrufe, schwebt mir dieses Ereigniß lebhaft vor.

In Bautzen waren verhältnißmäßig wenige Truppen, diese bivouakirten in der Gegend, die Stadt war ruhig und schien fast wie in Frieden; die Einwohner gingen ihren Geschäften nach, und ich

erinnere mich wohl, wie ich, wenn ich auf der Straße einen wohlgekleideten Mann traf, ihn beneidete; seine Stellung war doch keine natürliche, und die Uniform war mir beschwerlich. Dann fiel es mir ein, den Eindruck, den Bautzen jetzt bei dem ruhigen Besitz machte, mit dem zu vergleichen, der hervorgerufen wurde, als wir von den Krickwitzer Höhen die Thürme derselben Stadt erblickten, während der zweitägigen Schlacht, als das Centrum der feindlichen Armee sich hier zusammendrängte. Mir wurden jetzt drei schlesische Landwehrmänner zur Disposition gestellt. Sie begleiteten mich fortdauernd bis nach Paris, und waren bestimmt, als Couriere zu dienen, wenn ich von dem Hauptquartier getrennt war. Obgleich ich so lange mit diesen Männern in Verbindung war, weiß ich doch nichts von ihnen zu sagen. Sie waren gutwillig und gehorsam, aber sonst fast völlig unzugänglich. Als Couriere waren doch Kosacken mir lieber; diese verstanden meine Zeichen besser, als die guten Schlesier meine deutlichsten Befehle. Ich gab jenen einen Zettel mit, auf welchen die Gegend bezeichnet war, wo sie hinreiten sollten und die Dörfer, welche sie zu passiren hatten. Mit einem solchen Zettel ver-

sehen, fanden sie sicher den Weg, und legten ihn schneller zurück, als meine Landwehrmänner.

Während unsers Aufenthalts in Bautzen fanden die wichtigsten Verhandlungen zwischen der schlesischen und großen Armee statt. Ich war während dieser Zeit fast immer bei Gneisenau zur Tafel mit mehreren Offizieren des Generalstabs. Einst fanden wir ihn äußerst aufgeräumt. Es mußte irgend eine Uebereinkunft getroffen sein, die ihn in diese glückliche Stimmung versetzte. Das Gespräch ging auf eine heitere Weise hin und her und drehte sich um das bis jetzt Errungene, um die Siege bei Dennewitz, Jüterbogk und Culm; endlich sagte Gneisenau, und zwar mit einer Zuversicht, die mich in Erstaunen setzte: „Meine Herren, wir werden noch in diesem Jahre Trauben am Rheine essen, verstehen Sie mich recht, die letzten Trauben, die noch im November an dem Weinstock hängen." Aus dem ganzen Gange der Unterhandlung schloß ich, daß diese Gewißheit und Zuversicht, mit welcher er sich zu äußern wagte, auf ein Unternehmen gegründet war, welches eben ausgeführt werden sollte und an dessen Gelingen er nicht zweifelte: aber noch war Napoleon mächtig, noch gebot er nicht allein

über Frankreich, sondern auch über einen bedeutenden Theil von Deutschland, über Italien, Belgien und die Niederlande; und so bedenklich seine Stellung in Spanien war, so zog er dennoch alle Hülfsmittel aus den beherrschten Gegenden, um den Hauptkampf, auf welchen sein ganzes Dasein beruhte, durchzufechten. Unter solchen Umständen schien mir doch die Zuversicht, mit welcher Gneisenau sich äußerte, etwas bedenklich. Man weiß, wie genau seine Vorhersagung eintraf. Unser ruhiger Aufenthalt in Bautzen ward nur ein Mal durch eine nächtliche Expedition unterbrochen, wir rückten still und auf eine verborgene Weise nach einer gebirgigen Gegend vor; in der Dunkelheit der Nacht stand Blücher mit seiner Umgebung auf einer Höhe, die ziemlich schroff und in ein Thal sich hinabsenkte; Wälder und Gebirge umgaben uns. Obgleich in der Nähe von Truppen, herrschte dennoch die Stille der Nacht; wir sprachen leise, es war offenbar auf einen nächtlichen Ueberfall abgesehen. Während ich so dastand, gesellte sich ein Offizier zu mir, der eine lange Unterhaltung mit mir anknüpfte; er hatte wahrscheinlich von Jemand meinen Namen und meine Stellung erfahren.

Aus seinem Betragen und mehr noch aus der Art, wie die Umgebung sich gegen ihn benahm, mußte ich schließen, daß er ein hoher Offizier war. Die Dunkelheit erlaubte mir nur, die Umrisse seiner Gestalt wahrzunehmen. Als er mich endlich verließ, wandte ich mich höchst neugierig an meine Freunde, um zu erfahren, wer dieser Herr sei; „und der war Ihnen unbekannt?" erwiderten sie mit Erstaunen. Es war der damalige Kurprinz von Hessen, der jetzige Kurfürst. Ich habe ihn seit der Zeit nicht wieder gesehen, und eigentlich damals auch nicht, ich erwähne die persönliche Annäherung zu diesem Fürsten und meine nächtliche Unterhaltung mit ihm nur deswegen, weil ich später in ein besonderes Verhältniß zu ihm gerieth, durch welches mir diese Unterhaltung doch besonders merkwürdig ward.

Die geheime Expedition mißlang, der Feind mußte seine vor kurzem eingenommene Stellung verändert haben, wahrscheinlich hatte er von unsern Unternehmungen irgend eine Kunde erhalten; wir kehrten nach Bautzen zurück.

Es ist mir merkwürdig, daß alle Schlachten von Bedeutung, denen ich beigewohnt habe, im schönsten Wetter stattfanden. Die Blüchersche Armee setzte oberhalb Wittenberg über die Elbe; es war ein sehr frischer angenehmer October-Morgen; die schwankende Schiffbrücke trug das Heer, mehrere Stunden lang drängte sich das Fußvolk hier in größter Ordnung auf die lange Brücke, dann bewegte sich langsam und bedächtig die Cavallerie; die Morgensonne beleuchtete die Waffen, und mir fielen die Erzählungen alter Sagen ein, wenn der Widerschein glänzender Waffen, wenn die Ritterschaaren aus weiter Ferne erschienen und die Hügel feurig erglänzen ließen; nie erlebte ich dieses auf eine anmuthigere Weise. Der Feind war hinter den mächtigen Eichenwäldern, die das Flußufer begrenzen, verborgen. Einzelne feindliche Kononenkugeln schlugen in das Wasser ein und mehrere, die die Oberfläche der Elbe schief trafen, wurden zurückgeworfen und sprangen in weiten Bogen weiter. Das Ganze bot ein höchst interessantes Schauspiel dar, wir genossen es lange, denn Blücher setzte mit seiner Umgebung erst über den Fluß, nachdem ein großer Theil der Armee das jenseitige Ufer erreicht hatte.

Der Feind, durch den Wald von uns getrennt, hatte die Kanonen falsch gerichtet. So lange wir das Schauspiel genossen, sah ich keine Kugel die Brücke erreichen; die Truppen bewegten sich mehrere Stunden lang über die schwankende Brücke und verschwanden allmählich, wie sie landeten, hinter dem Walde. Die Landung am jenseitigen Ufer wurde gar nicht gestört, das Hauptquartier blieb einige Zeit im Walde: aber bald verschwand Blücher mit mehreren seiner Adjutanten, und andere erhielten den Befehl, im Walde ihn zu erwarten. Ich war hier mit meinem Freunde v. Raumer zusammen. Während des Waffenstillstandes hatte dieser sich auch entschlossen, den Feldzug mitzumachen, ward erst bei der Landwehr der großen Armee angestellt, erhielt aber noch vor dem Anfange der Feindseligkeiten den Befehl, sich in das Blüchersche Hauptquartier zu begeben. Man kann sich denken, wie angenehm es mir war, irre ich nicht in Bautzen, ihn zu treffen. Während wir uns mit einem Theil des Hauptquartiers im Walde aufhielten, konnten wir uns lange unterhalten. Er war jetzt in der Nähe seiner Vaterstadt, während eine Schlacht von so großer Bedeutung geliefert wurde. Ich kann von dieser

nur wenig sagen. Im Walde hörten wir das Schießen, die Kanonenkugeln rissen um uns herrum große Aeste von den Bäumen ab, die krachend neben uns hinstürzten, aber von den Gefechten selbst entdeckten wir nichts; ab und zu erreichten uns dunkle Gerüchte von dem Fortgange der Schlacht, wir hörten, wie besonders die schlesische Landwehr sich bei der Erstürmung der hohen Dämme, die das Schloß Wartenburg umgaben, ausgezeichnet hatte. Endlich erhielten wir die Ordre, fortzureiten, und erreichten Blücher, als die Schlacht gewonnen war und der Feind sich zurückzog. Nur einzelne Gefechte mit dem fliehenden Feinde, mit dem Corps des General Bertram, fanden noch statt. Blücher zog in das Schloß ein; uns wurde mit einem großen Theile der Offiziere des Generalstabes und Hauptquartiers ein großer Saal angewiesen, dessen Wände und Fußboden von Kanonenkugeln bedeutend verletzt waren; eine Kugel war von dem Fußboden zurückgeworfen und dann durch die Wand gegangen. Wir versammelten uns bei der Tafel, und Anstalten wurden getroffen zu einem festlichen Mahle. Der Tag war überaus glücklich gewesen; die Erfolge der Schlacht waren kaum zu berechnen.

Der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee mußte jetzt ebenfalls über die Elbe setzen. Die große Armee mußte entschiedener vorrücken, alle Heere eine concentrirtere Stellung erhalten, und so waren wir im Begriff, den Feind von allen Seiten zu umgehen und zu einer entscheidenden Hauptschlacht zu zwingen. Jetzt sah ich ein, was Gneisenau in Bautzen mit so großen Hoffnungen belebte; der Zug von Bautzen nach Wartenburg in einiger Entfernung von dem diesseitigen Elbufer, um ihn dem Feinde zu verbergen, war gelungen; man hatte an verschiedenen Stellen Armeeabtheilungen nach dem Fluß gesandt, als wollte man hier und da einen Uebergang versuchen, während man sich entschloß, das Corps des General Bertram durch einen möglichst eiligen Zug zu überraschen und aus seiner Stellung zu verdrängen. Es war das Corps des Generals von York, welches uns diesen Sieg errang. Seine bekannte Entschlossenheit hatte das glückliche Resultat des Tages herbeigeführt und ihm die ehrende Benennung erworben, die seine Familie ziert. Bei der Tafel waren wir alle heiter gestimmt, der Wein war vortrefflich, das Gespräch belebt: da nahm gegen den Schluß der Tafel das ganze

feierliche Mahl eine bedeutende Wendung, es verwandelte sich durch den greisen Feldherrn in ein Trauermahl, zum Andenken des verstorbenen Scharnhorst; Blücher nahm das Wort. Nie hörte ich eine ergreifendere Rede, nie eine Darstellung der Verdienste des großen Kriegers anschaulicher, herrlicher, lebendiger vortragen; der fast unwillkürliche Erguß seiner Rede war ein wunderbares Product dichterischer Begeisterung. Er rief am Schluß derselben den Sohn des verstorbenen Helden zu sich, dieser, der es liebt, seine tiefsten Empfindungen durch ein ruhiges Aeußere zu beherrschen, mußte sich dem Greise und Redner gegenüberstellen, und vermochte es nicht, seine Erschütterung zu verbergen.

Wir waren nach der Schlacht von Wartenburg in Düben. Gneisenau gab mir den Auftrag, über Dessau nach Halle zu gehen; er setzte mit Recht voraus, daß ich in dieser mir so bekannten Gegend durch meine Freunde genaue Nachrichten über die Bewegungen des Feindes erhalten könnte. In Dessau war die Stadt voll russischer Truppen, die alle Häuser ein-

nahmen, und sich auf den Straßen und Plätzen drängten. Der Vater meiner beiden Freunde und Collegen, der alte v. Raumer, obgleich mit den beschwerlichsten Geschäften belastet, theilte mir die genauesten Nachrichten über die Märsche des Feindes mit, die keiner besser kennen konnte, als er. Seine großen Verdienste um das Herzogthum Dessau sind allgemein bekannt. Der alte berühmte und berüchtigte Dessauer Herzog war bekanntlich kein gelinder Herr, er hatte die adligen Gutsbesitzer seines Landes so lange belästigt und verfolgt, bis einer nach dem andern genöthigt wurde, seine Güter an ihn zu verkaufen. So war das ganze Herzogthum nach und nach in eine große Domaine verwandelt, und der alte v. Raumer war der mächtige Verwalter des Herzogthums und zugleich also der Leiter aller inneren Angelegenheiten desselben.

Ich kam nach Giebichenstein, und mein Schwiegervater war nicht wenig überrascht, als er mich sah; aber auch nicht wenig beunruhiget, weil gar keine Truppen in der Gegend waren; die Feinde eben kurz vorher das Dorf verlassen hatten und einzeln in der

Gegend herumstreiften. Ich beruhigte ihn, denn ich war den russischen Truppen, die von Dessau her vorrückten, nur wenig vorangeeilt.

Man kann sich meine Empfindung denken, als ich nun Halle unter solchen Verhältnissen wiedersah. Blanc fand ich nicht wieder, erfuhr aber von meinen Freunden, wie er sich aus dem Gefängniß gerettet und sich als Feldprediger der Armee angeschlossen hatte. Die Stadt, in welcher ich so lange gelebt, erst eine glänzende hoffnungsreiche Zeit, dann vier lange, bedenkliche und traurige, ja gefährliche Jahre verlebt hatte, sah ich nun wieder, und meine jetzige Stellung bildete freilich einen seltsamen Contrast zu der früheren, die ich jedoch nicht ohne einige Ironie betrachten konnte. Die Stadt hatte viel gelitten, und war in großer Aufregung. Man erfuhr, wie alle Armeen unseres großen Heeres vorgerückt waren und sich concentrirten, wie der Feind sein ganzes Heer bei Leipzig zusammenzog und dort eine große Schlacht zu erwarten war. Ich erinnere mich, wie Kastner, der als Gilberts Nachfolger nach Halle (jetzt in Erlangen) berufen war, einst bedauerte, daß diese bedeutende Niederlage des deutschen Buchhandels jetzt angegriffen würde. Die

Michaelismesse ward, irre ich nicht, durch den Krieg unterbrochen. „Wie leicht, sagte er, kann da die Literatur einen großen Verlust erleiden.“ Ich gestehe, dieser Verlust rührte mich wenig; meine Achtung für die sogenannte Literatur, fing schon an bedeutend zu sinken, und das Wenige, was etwa wichtig und von Werth war, würde, meinte ich, sich schon erhalten; daß aber die Messe zu Grunde ging, war wohl eher als wichtiger Reinigungsprozeß zu betrachten, keineswegs als ein wahrer Verlust.

Ich war nur einen Tag allein in Halle, als das Blüchersche Hauptquartier hier seinen Sitz aufschlug. Gneisenau bezog meine frühere Wohnung, und mir war seltsam zu Muthe, ihn diese Stätte so vielen Kummers und häuslicher Sorge einnehmen zu sehen. Napoleon glaubte uns dadurch zu beunruhigen, ja wohl zu bewegen, unsere concentrirte Stellung aufzugeben, daß er mit einem Theil des Heeres eine Bewegung in unsern Rücken machte, als wollte er Berlin bedrohen; diese Stadt wäre ihm freilich dann völlig preisgegeben gewesen: aber der große deutsche Sinn, der in der Armee herrschte, hatte schon eine zu entschiedene Gewalt erhalten; auch sah man wohl ein, daß,

wenn wir mit allen unseren combinirten Kräften uns in der Stellung seinem Heere gegenüber behaupteten, wir ihn zwingen würden, diese Unternehmung aufzugeben. Er konnte bei einer Schlacht, die seine ganze Zukunft in Frage stellte, keinen bedeutenden Theil seines Heeres entbehren, dieses war vielmehr den riesenhaften Massen der vereinigten Völker, die gegen ihn zogen, nicht gewachsen. Nur einzelne Truppen-Corps beobachteten seinen Marsch, den er bald aufzugeben gezwungen war. So näherten sich nun die bedeutenden Tage, die über Deutschlands Schicksal entscheiden sollten.

Am 16. October des Morgens früh, wieder bei dem schönsten und hellsten Wetter, befand ich mich in der Mitte des Hauptquartiers in der Nähe des Dorfes Lindenthal; hinter uns lag ein Wald, vor uns eine große Ebene, nach Möckern zu standen die Feinde, gegen welche wir anrückten. Die Schlacht nahm ihren Anfang, wir waren mitten im heftigsten Gewehrfeuer, als Gneisenau mir den Auftrag gab, den Kronprinzen von Schweden, der irgendwo in der

Nähe von Halle sich aufhielt, aufzusuchen und ihn dringend aufzufordern, so schnell wie möglich mit seinen Schweden vorzurücken. Es kostete mich viele Mühe, ihn zu finden, keiner wußte, wo er war; erst in der Nacht fand ich ihn in Landsberg, in einem ziemlich schlechten Hause, von schwedischen Offizieren umgeben, und ward zu ihm geführt. In einer wüsten, fast leeren Stube lag er auf Matratzen, die auf den Fußboden hingelegt waren; das dunkle Gesicht des Gascogners mit der mächtigen Nase und das stark zurückgehende Kinn stachen ab gegen die weiße Bettwäsche und die mit Spitzen besetzte Nachtmütze. Gneisenau hatte mich genau von den Stellungen beider Armeen in Kenntniß gesetzt, und wie man den Feind, der seine besten Truppen, unter diesen die kaiserliche Garde, von Napoleon selbst angeführt, nach Möckern zurückdrängte, wo der Hauptangriff stattfinden müßte. Um in meinem Bericht vollkommen klar zu sein, theilte ich ihn seinem schwedischen Adjutanten in meiner Muttersprache mit, und dieser dem Kronprinzen. Er hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, richtete sich in seinem Bette auf, und hielt einen langen lebhaften Vortrag, den ich freilich nur theilweise

verstand; der schwedische Offizier hörte mit vieler Aufmerksamkeit zu. Als dieser Vortrag geschlossen war, gab er mir das Versprechen, sogleich mit seinen Truppen aufzubrechen, und ich ward entlassen.

Ich hatte jetzt den mir von Gneisenau ertheilten zweiten Auftrag auszuführen, ich sollte mich unter die schwedischen Truppen verfügen, er rechnete darauf, daß meine verwandte Sprache einigen Eindruck machen würde; man schien im Hauptquartier vorauszusetzen, daß der französische Feldherr, der jetzige Kronprinz, keine Neigung hatte, sich in Schlachten einzulassen, die seinen Landsleuten mit einer höchst gefährlichen Niederlage drohten. Gneisenau schien vorauszusetzen, daß es mir gelingen würde, die Truppen selbst zu begeistern; ich sollte sie an ihren großen König Gustav Adolph erinnern und an die damalige Leipziger Schlacht, die bestimmt war, jetzt ebenso durch unsern Feldherrn über Deutschlands Schicksal zu entscheiden, wie damals durch den großen schwedischen Helden.

Ich erfuhr später, daß der Major von Hedeman nach mir zum Kronprinzen geschickt ward, um das Vorrücken seiner Truppen zu beschleunigen. Ich fand

über, indem ich mich die Nacht hindurch und gegen Morgen in den verschiedenen Standquartieren der schwedischen Truppen herumtrieb, bald mit den Offizieren sprach, bald mich unter die Gemeinen mischte, daß der Befehl zum Aufbruch mir schon vorangeeilt war. Fast allenthalben waren die Truppen im Begriff, aufzubrechen, und ich konnte mich nur vorübergehend mit ihnen unterhalten; doch war dieses nicht immer der Fall. Ich fand Offiziere, die müßig da saßen, und nachdem sie alle Vorbereitungen getroffen hatten, nur noch den letzten Befehl erwarteten. Mit diesen konnte ich mich nun in längere Gespräche einlassen, und ich entdeckte bald, daß dieser Krieg für die Schweden kein nationales Interesse hatte. Sie konnten nicht einsehen, warum sie sich in einen Kampf einlassen sollten für eine Sache, die ihr nicht gefährdetes Land so wenig anging. Für das arme Schweden wäre, meinten sie, das Opfer zu groß, und dennoch verlor sich die kleine Mannschaft, die es liefern konnte, in der großen Masse aller Völker, die jetzt gegen Napoleon bewaffnet waren. Ich suchte ihnen begreiflich zu machen, wie der Ruhm und das Talent ihres Feldherrn nicht bloß seine eigenen Trup-

pen beherrschten, vielmehr einen bestimmten Einfluß auf die Operationen des ganzen Heeres ausübten. Ich weiß nicht, ob ich mich dieser Wendung meiner Rede rühmen darf, wenigstens war sie keineswegs aufrichtig; der deutsche Sinn sträubte sich gegen einen jeden bedeutenden Einfluß des französischen Feldherrn, und wir hielten uns für überzeugt, daß wir dem General von Bülow den Sieg bei Dennewitz allein zu verdanken hatten. Auch darf ich mich nicht rühmen, die Schweden sonderlich begeistert zu haben. Die Elemente der Begeisterung waren nicht in ihnen vorhanden, und selbst die Erinnerung an den Schauplatz der jetzigen Schlacht und die dort errungenen Siege des Gustav Adolph rührten sie wenig; denn eben damals fing der Tadel gegen diesen König an in Schweden laut zu werden und sprach sich wenigstens hier und da mehrere Jahre hindurch immer lauter aus.

Einige Gemeine, mit denen ich nach der Entfernung der Offiziere zu sprechen Gelegenheit hatte, gefielen mir freilich desto mehr; auf diese machten die vaterländischen Töne einen starken Eindruck, und sie waren über die Vertraulichkeit, mit welcher der fremde Offizier sich mit ihnen einließ, erstaunt. Gegen

Mittag waren alle Schweden in vollem Marsch, und da ich erfuhr, daß dieser Tag ein Rasttag sein würde, gönnte ich meinem erschöpften Pferde einige Ruhe. Es war schon dunkel, als ich in der Nähe von Möckern auf einer Anhöhe preußische Truppen erblickte. Hier nun erfuhr ich den Verlauf der Schlacht, die ohne allen Zweifel die hartnäckigste und furchtbarste des ganzen Krieges war. General von York war nicht selten bedenklich, ja schwankend, ehe er sich zu einem Angriff entschloß; fand dieser aber einmal statt, so wagte er Alles. Kein General der Armee übte einen größeren Einfluß über die Mannschaft aus, obgleich keiner strenger war als er; aber er besaß den echten Ton, um sie zu gewinnen. Der Tag vor Möckern hatte offenbar auf den darauf folgenden großen Sieg bei Leipzig entscheidenden Einfluß gehabt, der Kampf fand gegen Napoleon, der selbst die Schlacht lieferte, und gegen seine besten Truppen statt. Oft war der Sieg zweifelhaft; die vorrückende und kämpfende Mannschaft stürzte hin: immer wurde neue vorgeführt, und der Sieg am Ende durch die letzte Reserve errungen. Ich traf eine Abtheilung des kleinen Restes des Yorkschen Corps in einer sehr ernst-

haften Stimmung; ein Abendgebet fand statt, und so wichtig der Sieg auch war, so rief dennoch der große Verlust eine stille trübe Stimmung hervor. Hier dem Napoleon und seinen ausgezeichnetsten Truppen gegenüber, wollte der preußische Offizier die Schmach früherer Zeiten rächen, und sie stürzten sich mit Wuth in die Mitte der Feinde. Nach der Schlacht blieb das schlesische Heer, indem es den Kern seiner Truppen zum Theil verloren hatte, einige Zeit unthätig. Die schnell eingerichteten und ausgedehnten Spitäler in Halle und nachher in Leipzig, konnten die Menge der Verwundeten nicht fassen. Auch ich erlitt an diesem Tage einen schweren Verlust, mein Freund Krosigk, der die Entrüstung vieler Jahre in diesen harten Kampf hineintrug, fiel bei Möckern, und ich erfuhr jetzt seinen Tod. Die stille schmerzhafte Stimmung um mich her, die Erinnerung des furchtbaren Tages, die den Rest der Tapferen noch zu überwältigen schien, riß mich auch hin; es war ein Gefühl, aus Bewunderung, aus, noch in diesem Augenblick zurückgedrängter Hoffnung und aus Trauer seltsam gemischt. Es setzte das Innerste der Seele in lebendige Bewegung,

und konnte sich selbst nur durch ernsthafte religiöse Betrachtung fassen.

Es ist überraschend, wenn man den preußischen Bericht von der Schlacht bei Möckern, wie er aus dem Blücherschen Hauptquartier erschien, liest. Er umfaßt nur wenige Zeilen und läßt die großen Erfolge und die ewig denkwürdige Tapferkeit gar nicht ahnen. An dem zweiten Ruhetag zwischen dieser und der großen Leipziger Schlacht fand eine Cavallerie-Attaque vom General Wassiltschikof statt, die mit Recht gepriesen wurde: aber der weitläuftige Bericht stach doch seltsam gegen die Wortkargheit des früheren ab; man hatte zwar die Absicht, die Thaten der Preußen nur kurz zu berühren, die verbündeten Russen bei jeder Gelegenheit hervorzuheben, aber dieser Entschluß erschien doch hier in einem zu grellen Extrem.

Hier sei es mir erlaubt, die Heldenthaten, die nicht auf dem Felde im offenem Kampfe, sondern still, oft unbemerkbar in der Mitte der Verwundeten statt fanden, zu erwähnen. Es waren nicht die Wunden, welche dieses Schlachtfeld eines furchtbaren Kampfes

so erschrecklich machten; ein tödtender Geist regte sich allenthalben in den Spitälern, der Typhus verpestete sie sämmtlich in allen Gegenden hinter der Armee. Ich erinnere mich zweier heldenmüthiger Männer in Breslau, die als Opfer fielen; beide meine Freunde, Klose und Menzel. Der letzte suchte mich in Breslau, in den Tagen der größten Bewegung auf. Er brachte mir eine namhafte Summe. „Ich kann nicht, sagte er, Breslau verlassen, mein Amt, ja die Gefahren, die meiner warten, fordern meine Anwesenheit; aber ein Opfer muß ich auch jetzt bringen und werde nur ruhig, wenn es angenommen wird. Nehmen Sie diese kleine Summe, aber ich beschwöre Sie, verwenden Sie solche für sich selbst. Indem ich sie überreiche, bitte ich Sie, daß es ein Geheimniß bleibe zwischen uns.“ Seine Bitte war so dringend, der Beweggrund so edel, ich konnte sie nicht abschlagen, aber jetzt, so viele Jahre nach seinem Tode, glaube ich ihn nennen, ihm ein kleines Denkmal errichten zu müssen. In Berlin starb an dem Typhus der Spitäler, Grapengießer, der Arzt meiner Verwandten; seine Krankheit ward einem bedeutenderen Manne nur zu gefährlich. Mein unvergeßlicher Freund Reil, die-

ser große Arzt, besuchte ihn; in wilden Phantasien stürzte Grapengießer ihm entgegen und umarmte ihn. Reil schauderte zurück, der Todesengel schritt über sein Grab, und ein weissagendes Gefühl der Gefahr durchzuckte ihn. Es war um die Zeit der großen Leipziger Schlacht, wo der Typhus am furchtbarsten herrschte. Reil wollte sich durch seine keimende Krankheit nicht abhalten lassen, er übernahm die Direction der beiden Spitäler in Halle und Leipzig; er schonte sich nicht, sondern eilte nach der letzten Stadt. Die Macht des festen Entschlusses, die ununterbrochene Anstrengung schien eine Zeit lang die Krankheit zu besiegen. Er besuchte fast täglich die beiden Spitäler in Leipzig und Halle, und in diesem grauenhaften Kriege, der hinter der Armee in schleichender Gestalt ausbrach, fiel nun einer der größten Feldherrn des Landes auf diesem verhängnißvoll dunklen Schlachtfelde.

Mir war die Gegend des Blücherschen Hauptquartiers angezeigt und ich ritt in der erhaltenen Richtung im Dunkeln über die Felder. Nach einiger Zeit

sträubte sich mein Pferd, ich wußte nicht warum; ich ließ den Burschen absteigen, er fand eine Leiche. Ich durchkreuzte das Schlachtfeld und hatte Mühe, weiter zu kommen, denn die Leichen häuften sich. Das Pferd, gezwungen fortzuschreiten, hörte schon nach kurzer Zeit auf zu stutzen; ich erfuhr die Gegenwart eines Todten nur dadurch, daß das Pferd dem Leichnam ruhig auszuweichen suchte. Mir aber war grauenhaft zu Muthe; in immer gedrängteren Haufen umringten mich die Geister der Gefallenen, und unwillkürlich sah ich sie in der Mitte der harrenden Familien, die ängstlich jeden ihrer Schritte in den großen Kampf verfolgten. Vor mir leuchteten die Bivouacfeuer, aber ich hatte die Richtung verloren und blieb ungewiß, ob dort feindliche oder freundliche Truppen lagen; doch ich ritt gerade auf die Feuer los. In der nächtlichen Stimmung, die mich ergriffen hatte, in der ich wie mit Geistern kämpfte, schienen mir lebendige Menschen, mochten sie Freunde oder Feinde sein, willkommen. So erreichte ich eine breite Chaussee und erkannte die russischen Truppen, und am Bivouacfeuer erblickte ich hier und da völlig nackte Männer, die in der Beleuchtung sich riesenhaft aus-

nahmen. Sie waren mit einem seltsamen Reinigungsprozeß beschäftigt. Die Hemden hatten sie ausgezogen, um sie über den Flammen gewaltsam zusammen zu winden; der Druck und die Hitze sollte eine Bevölkerung vernichten, die ihnen doch trotz der Gewohnheit beschwerlich schien. Ich wandte mich an einige, um über die Gegend, wo Blücher zu finden wäre, Nachricht einzuziehen, sie verstanden mich nicht, ich ritt indessen getrost weiter. Die russischen Bivouacfeuer hörten auf, ich ward von einer Wache angerufen, antwortete und ritt fort, ohne durch sie aufgehalten zu werden, da hörte ich hinter mir eine Stimme, die mich anrief. Ich kehrte um und vernahm nun die laute Frage: wo wollen Sie hin? erfuhr jetzt, daß ich, wenn ich wenige Schritte weiter ritt, das qui vive! vernehmen würde, und eben im Begriff war, in das französische Lager hinzureiten. Es war tief in der Nacht, unsere Pferde waren völlig erschöpft, wir beide, mein Bursche, wie ich selbst, ermüdet, und ich nahm den Vorschlag, die Zeit bis zum Tagesanbruch in der Gesellschaft einiger russischer Artillerie-Offiziere zuzubringen, mit Freuden an. Sie umgaben eine Kanone. Der Hunger machte uns eine

kleine Mahlzeit sehr willkommen. In der Nähe hörten wir das Plänkeln der äußersten Vorposten, und schliefen dennoch ruhig ein. Am frühen Morgen weckten uns, als Morgengruß der Feinde, einzelne Kanonenschüsse, die Kugeln flogen in großen Bogen über uns weg. Die Trauer des Abends und die wilden Träume der Nacht verschwanden mit dem anbrechenden Tage und die große Bedeutung desselben trat mir mächtig entgegen. Die Richtung, die ich jetzt zu nehmen hatte, war mir bekannt geworden, allenthalben sah ich die russischen Krieger, wie sie sich um die Bivouacfeuer dehnten und streckten; je weiter ich fortschritt, desto mehr fand ich sie in geordneten Haufen, sich zu dem bevorstehenden Kampfe vorbereitend. In dem Dorfe Mockau hatte das Blüchersche Hauptquartier übernachtet. Wie ich hinkam, schliefen noch alle.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, daß in Blüchers Umgebung an diesem Morgen irgend eine Unruhe oder große Eile wahrzunehmen war. Obgleich ein so großer Kampf vor Kurzem stattgefunden, obgleich man voraussah, daß dieser Tag ein entscheidender für den ganzen Krieg werden müßte, so war doch davon in der Umgebung des Feldherrn nichts zu spü-

ren. Man stand auf, kleidete sich langsam und bedächtig an, die wenigen Gefäße, die man aufbringen konnte, wanderten nach dem Brunnen, um, von Einem zur Reinigung benutzt, schnell von dem Bedienten eines Andern ergriffen zu werden; die Fenster wurden geöffnet nnd an die Wand gelehnt, um als Spiegel zu dienen; der Kaffee wurde in wenigen Tassen herumgereicht; Einer trank aus der Unter- der Andere aus der Obertasse. Verwirrungen und Störungen, die manchmal vorkamen, wurden benutzt, um den Gesprächen eine heitere Wendung zu geben, und diese berührten fast gar nicht den großen Gegenstand, der uns so nahe lag. Man unterhielt sich mit vollkommen gleichgültigen, wohl auch lustigen Erinnerungen; ein witziger Einfall ward mit Freuden begrüßt; man konnte glauben, hier eine Anzahl Männer zu sehen, die auf einer belustigenden Reise sich an den mancherlei Verlegenheiten eines zufälligen dürftigen Nachtquartieres ergötzen.

Wir rückten an diesem Morgen nicht so ganz früh aus, Blücher hatte sich dem Corps des General Langeron angeschlossen, und wir fanden dieses im Begriff, über die Parthe zu setzen. Jenseits dieses Flusses

erhebt sich die Gegend und hier genossen wir ein erstaunenswerthes Schauspiel. Auf dem langen Höhenzug erblickten wir in der Ferne die große Armee, die heranrückte; die Colonnen nahmen schon den ganzen Höhenzug ein; es waren die Völker, die verbündet dem mächtigen Manne, welcher nun so lange Jahre hindurch den Continent beherrschte und durch Schrecken gelähmt hatte, zum Kampf entgegen zogen. Am entferntesten östlichen Horizont tauchten die Colonnen auf; ruhig bewegten sich alle Waffengattungen nach einander, hier und da sah man die Waffen in der Morgenröthe glänzen; die Entfernung war groß genug, um das ganze Heer als eine Erscheinung im Traume vorüberschweben zu lassen, um den ganzen endlosen Zug zu überblicken, bis er im entferntesten Westen untertauchte. Immer kamen neue Schaaren im Osten zum Vorschein, immer verschwanden die Vordersten im fernen Westen, während der Zug sich ununterbrochen fortbewegte. Man konnte glauben ein auswanderndes Volk zu erblicken. So mochten zur Zeit der Völkerwanderung die germanischen Stämme erschienen sein, als sie die deutschen Gauen überschwemmten. Der Anblick ergriff uns alle mit großer

Gewalt. Lange blieben wir voll Erstaunen stehen, ihn zu genießen; hier war es, wo Müffling der bevorstehenden Schlacht den Namen gab, er nannte sie die große Völkerschlacht; diese Benennung hat sich erhalten, ja sie ist geschichtlich geworden.

Wir hielten auf einer Ebene viele Stunden lang. Die Truppen waren nach allen Richtungen versandt; General York kämpfte vor Leipzig mit dem Reste seiner tapfern Schaaren; wir hörten rund um uns das Getümmel heftiger Gefechte, aber wir erblickten sie nicht, hielten vielmehr hier ruhig einen großen Theil des Tages, während Adjutanten nach den verschiedenen fechtenden Corps versandt wurden, und uns alle Augenblicke Nachrichten brachten von dem Stande der Schlacht auf den verschiedenen Punkten. Mehr als dreihunderttausend Männer standen hier dem Feinde gegenüber; 170,000 kämpfende Feinde traten diesen entgegen. Die Gegend, die wir einnahmen, bildete eine große lichte Ebene. Vor uns lag in der Ferne Leipzig; es war für uns ein seltsamer Tag, während wir so mitten in die Schlacht versetzt, die größte Ruhe genossen. Aber die Stunden verflossen fast unbemerkt, die Nachrichten, die sich drängten, erhielten uns in

fortdauernder Spannung. Bei Möckern hatte der Feind mit seinen besten sieggewohnten Truppen das Blüchersche Corps angegriffen; er betrachtete es mit Recht als das Centrum der moralischen Macht im ganzen Heere. Napoleon selbst führte seine Schaaren an, gewiß mit der Zuversicht, über diese gefährlichsten Feinde einen Sieg zu erringen, der lähmend auf die zahllosen Schaaren wirken würde, die zum Angriff ihm entgegengezogen. Jetzt trat er mit einem halbentmuthigten Heere der großen Uebermacht des Feindes gegenüber; aber noch war sein mächtiger Geist gewaltig genug, um die sinkende Kraft seines Heeres von Neuem zu stärken. Er wußte, was es galt; seine Krieger kämpften, als erwarteten sie den Sieg. Auf einzelnen Punkten wenigstens blieb der Erfolg lange zweifelhaft, und ich mußte den Helden bewundern, welcher jetzt in einem kaum zweifelhaften Kampfe um sein großes erstaunenswerthes Dasein mit entschlossenem Muthe stritt.

Dieser Tag, wieder ein heller und schöner, der uns alle Wechselfälle einer welthistorischen Schlacht und zugleich die Ruhe der Betrachtung gönnte, bot uns noch ein überraschenderes Schauspiel dar. Ueber

die Ebene, in schöner Rüstung, rückte in ruhiger Ordnung eine Schaar fremder Cavallerie auf uns zu, die wir, ohne von Truppen in der Nähe umgeben zu sein, ruhig erwarteten. Ohne Zweifel war Blücher von ihrer Ankunft unterrichtet. Es war sächsische Cavallerie, die sich vom Feinde getrennt hatte und zu uns überging. Wunderbar und seltsam, echt dramatisch im höhern Sinne, war dieser Auftritt, der fast auf eine festliche Weise, ohne irgend eine Störung, vor uns stattfand. Die Reiter hielten ruhig, entschlossen, und dennoch, wie es mir schien, niedergeschlagen, in unserer Nähe still; der Anführer trennte sich von den Uebrigen und näherte sich unserm Feldherrn, der ihn in würdiger Haltung erwartete. Sie hätten, versicherte der sächsische Offizier, lange den Augenblick erwartet, in welchem sie sich aus der unnatürlichen Lage herausreißen könnten, die sie zwang, gegen ihr eigenes Volk zu kämpfen; jetzt erst war es ihnen gelungen. Doch baten sie um Schonung; sie wünschten nicht, in dieser Schlacht zu fechten. Ihr unglücklicher König sei in Leipzig, er bewohne ein Haus auf dem großen Markt in der Mitte der Stadt, die jetzt bald in unserer Gewalt sein würde. Blücher

redete sie kurz aber freundlich an, gewährte ihre Bitte, und ihnen wurde eine Stellung hinter dem fechtenden Heere angewiesen. Auf ihrem Marsch verfolgte ich sie lange mit inniger Theilnahme, ich konnte mir das drückende Gefühl ihrer Lage vorstellen. Aber mir war es, wenn ich die Ereignisse des Tages von dem Augenblicke an, als wir den gewaltigen Zug der verbündeten Heere anrücken sahen, bis hierher überschaute, als wäre eine Scene aus einem Shakespearschen Drama plötzlich großartig in die wirkliche Geschichte hineingedrängt und die Größe der Erscheinung überwältigte mich.

Bisher hatte ich an den Gefahren der Schlacht keinen Antheil genommen; jetzt wandte sich Blücher an mich, denn alle seine übrigen Adjutanten waren entfernt. „Herr Professor, sagte er, suchen Sie eilig den General Langeron auf, und bringen Sie ihm die Ordre, das Dorf zu stürmen; er darf keine Hülfe durch andere Truppen erwarten, aber der Feind muß hinausgeworfen werden." Ich eilte fort, über die Richtung, die ich zu nehmen hatte, konnte ich nicht zweifelhaft sein. In Schönfeld hatte Langeron lange mit wechselndem Glücke gefochten, bald war er, bald

der Feind im Besitz des Dorfes. Die Flammen des brennenden Dorfes zeigten mir den Weg. Ich fand den General Langeron zwischen den letzten Häusern des Dorfes, einen ernsthaften Mann, von strengem gebietendem Aeußern. Die Feinde hatten das Dorf von neuem größtentheils in Besitz genommen; dicht vor uns fochten, von den Flammen umgeben, die Russen hartnäckig; es war ein seltsames und doch großes Schauspiel, Freunde und Feinde von dem wüthenden Feuer beleuchtet, im hartnäckigen Kampfe. Ich überbrachte ihm die Ordre, er antwortete verdrießlich: „Meine Truppen haben stundenlang gekämpft, sie sind zusammengeschmolzen, ermüdet und erschöpft, ohne eine Unterstützung vermag ich den hartnäckigen Feind nicht zurückzuwerfen." Ich mußte ihm sagen, daß er keine Unterstützung zu erwarten hätte, und daß dennoch die Ordre ganz bestimmt laute. Er besann sich einen Augenblick, und gab Befehl zum Sturme. Von allen Seiten sammelte sich die Mannschaft, die jetzt nicht in das Gefecht verwickelt war, im Sturmschritt eilte sie vorwärts, ein lautes Geschrei begleitete den wilden Anlauf; der Feind konnte ihn nicht aufhalten, und der Stand der Schlacht war

wohl jetzt auch auf anderen Punkten so ganz zum Nachtheile des Feindes, daß er sich nicht hier zu behaupten vermochte. Mit dem General nahm ich Theil an diesem Gefecht, und als das Dorf in unserer Gewalt war und wir den gänzlichen Abzug der Feinde, der keinen neuen Angriff erwarten ließ, entdeckten, eilte ich, um den Bericht zu überbringen. Hier hatte ich nun ein bedeutendes Gefecht mit allen Gefahren kennen gelernt, aber mein Auftrag war so bestimmt, der Moment des Angriffs so mächtig, der Augenblick des Kampfes so entscheidend und kurz, daß das Bewußtsein der Gefahren, die ich erlebt hatte, mir erst klar ward, nachdem ich in Sicherheit war. Als ich den Bericht überbrachte, war der Erfolg dem General Blücher schon bekannt, ja ihm klarer, als selbst dem Langeron im Anfange, weil jener von seinem Standpunkte aus den entschiedenen Rückzug bestimmter übersehen konnte.

Ich war nun wieder auf demselben ruhigen Platz, den wir den ganzen Tag hindurch behauptet hatten. Die Berichte von dem großen Erfolge des Tages wurden immer häufiger, der Abend näherte sich, und wir rückten langsam auf Leipzig zu. Da vernahmen

wir vor uns ein lautes Geschrei, wie von Tausenden: die Nachricht kam, daß unsere Truppen in die Vorstadt von Leipzig eindrangen, daß dort auf den Straßen zwischen den Häusern, in den Gärten heftig mit dem zurückweichenden, aber doch noch zugleich hartnäckig kämpfenden Feinde gefochten würde. Wir setzten uns in Bewegung und erreichten bald unsere kämpfenden Truppen.

Ich erhielt den Befehl, mich an den General Wassilschikof, der bestimmt war, die fliehenden Feinde mit seiner Cavallerie zu verfolgen, anzuschließen. Aus der ungeheuren Verwirrung der zerstreuten Gefechte, ritt ich, der Anweisung zufolge, nach Skeuditz, wo ich die Stadt, angefüllt von russischen Truppen, die an der Schlacht dieses Tages Theil genommen, vorfand, und bis zur Betäubung mit Erzählungen von einzelnen Gefechten, die deutschredende russische Offiziere mitgemacht hatten, überhäuft wurde. Hier erfuhr ich, daß ein Däne, tapfer fechtend, den Tod fand. Man nannte ihn mir, und ich hörte mit Erstaunen den Namen Oersted. Es war der dritte und jüngere Bruder meiner berühmten Landsleute. Dieser, wenn auch nicht ausgezeichnet, wie die beiden anderen, war mir

dennoch sehr lieb. Seine Lage war in Dänemark eine etwas unsichere, und obgleich ich es nicht wußte, konnte ich es doch begreifen, daß er eine jede Gelegenheit, selbst außer seinem Vaterlande, sein Glück zu machen, ergreifen würde. Hier zu hören, daß er in der russichen Armee angestellt war, setzte mich zwar in Erstaunen, und daß diese Nachricht mit der seines Todes unmittelbar verknüpft war, erschütterte mich. Er hatte es bis zum Major gebracht, als er fiel. Er war, wie man mir versicherte, von seinen Cameraden sehr geliebt, und daß es mein Freund war, konnte ich nicht bezweifeln, denn die Offiziere hatten von ihm selbst erfahren, wie ausgezeichnet seine Brüder, und wie der eine schon damals als Physiker berühmt war. Es ist ein eigenes Gefühl, wenn die ganze Seele von den mannigfaltigsten und mächtigsten Vorstellungen ergriffen ist, sich dann durch rein menschliche Theilnahme in den engen Kreis eines freundschaftlichen Lebens versetzt zu sehen, und was die Erinnerung an ein früheres stilles Leben uns aufdrängt, nicht abweisen zu können. Jeden Augenblick erwarteten wir Nachrichten von der Flucht der Feinde. Wassilschikof zog am frühen Morgen von Skeuditz

nach Markranstädt, und übernachtete zwischen dem 19. und 20. October in der Gegend von Lützen. Zwischen dieser Stadt und Weißenfels erreichten wir die letzten fliehenden Feinde, und erfuhren nun die großen, uns fast unglaublichen Resultate der Leipziger Schlacht. Hier erlebte ich, was mir eben mein Anschließen an die Russen so angenehm machte, die merkwürdige Virtuosität der Kosacken im Rücken eines fliehenden Heeres. Durch eine weite Ebene lief die Chaussee nach Weißenfels fort; vor uns sahen wir die letzten französischen Truppen, die sich doch ziemlich geordnet hatten, auf eiliger Flucht. Es war ein etwas nebliger Morgen und zwischen uns und dem fliehenden Feinde war die Gegend leer; wir entdeckten von allen Seiten Kosacken, einzeln, in kleinen Haufen, die sich schnell in größere vereinigten und plötzlich auf die Feinde losstürmten. Diese bestanden aus Truppen, die, wahrscheinlich ermüdet und erschöpft, den übrigen nicht folgen konnten. In den Raum, der diese Truppen von den zusammenhangenden, sich zurückziehenden Massen trennte, drängten sich die Kosacken hinein. Wie durch einen Zauber wurden die abgetrennten Truppen umzingelt und von der Armee abgeschnitten. Die

feindliche Arrieregarde hielt einen Augenblick, machte dann gegen uns Front und, ohne vorzuschreiten, begann sie ein ziemlich heftiges Gewehrfeuer. Der Raum zwischen uns und dem Feinde war zu groß, uns erreichten die Schüsse nicht. Die Kosacken aber mit ihren Gefangenen waren wie durch einen Zauber verschwunden; hier und da entdeckten wir rechts und links durch den Nebel Einzelne, die den Feind aufmerksam beobachteten. Der eilig auf der Flucht begriffene Feind konnte nach einer Gewehrsalve nicht eine zweite wagen, schnell kehrte er uns wieder den Rücken, um sich den Fliehenden anzuschließen. Noch öfter erlebten wir dieses Schauspiel: das plötzliche Erscheinen der Kosacken, das Abschneiden zurückgebliebener Truppencorps der Feinde, den erfolglosen Angriff, der, als er in einem schnell vorübergehenden Moment gerüstet, dastand, keinen Gegenstand fand. General Wassilschikof machte auf dem kurzen Wege von Lützen nach Weißenfels auf diese Weise 2000 Gefangene, ohne daß wir irgend ein Gefecht zu bestehen hatten; die gedrängten Haufen eilten fort, und als wir die Vorstadt von Weißenfels erreichten, hielten die Franzosen die Stadt besetzt. Wir sahen, wie sie

beschäftigt waren, auf einer schon fertigen Schiffbrücke über die Saale zu setzen. Aber viele Gefangene fielen auch hier in unsere Hände. Plötzlich erschien Blücher mit seiner Umgebung. Ich schloß mich nun ihm an, und wir bestiegen die Höhen hinter der Stadt, die parallel mit dem Fluß laufen. Die Feinde hatten noch Zeit, die schwimmende Brücke an sich zu ziehen, stellten sich jenseits des Flusses uns gegenüber, und wir hatten auf den Höhen eine ziemlich starke Kanonade auszuhalten. Der Nebel hatte sich verzogen, die Schiffbrücke, die von unserer Seite erbaut wurde, erreichte schnell das jenseitige Ufer, und der Feind, der jetzt in großer Unordnung floh, konnte das Landen unserer Truppen nicht hindern. Die Angriffe auf ihn fanden nicht hier allein statt. Von mehreren Seiten bedroht, beschleunigte er seine Flucht, und als wir den Weg von Weißenfels nach Freiburg verfolgten, sahen wir die furchtbaren Spuren der unter den Feinden entstandenen Verwirrung.

Was ich hier erblickte, ist mir unvergeßlich geblieben. Waffen, die weggeworfen waren, um die Flucht zu erleichtern, Kanonen, Munitionswagen, selbst Reisewagen zierlicher Art, die man wahrscheinlich

verlassen hatte, weil die erschöpften Pferde sie nicht weiter ziehen konnten, waren auf der Chaussee, auf den Feldern zusammengedrängt, so weit das Auge in der Richtung der Flucht reichte. Oft schien der Weg für uns völlig gesperrt, und wir mußten bedeutende Umwege machen. Die Feinde selbst waren aber völlig verschwunden; ich wenigstens sah keinen Einzigen. Als wir Freiburg erreichten, erfuhren wir, daß Napoleon sich einige Stunden hier aufgehalten hatte; man will ihn durch ein Fenster erblickt haben, wie er den Kopf auf den Arm gestützt, wie in dumpfe Verzweiflung versunken, dasaß, ihm gegenüber Berthier in einer gleichen Stellung. Beide, versicherte man blieben stumm; Offiziere, die herein traten, wurden durch eine Handbewegung stillschweigend abgewiesen. Die Einwohner waren voll von Anekdoten, die eine völlige Muthlosigkeit des fliehenden Heeres bewiesen.

Wir blieben nur kurze Zeit in Freiburg, bestiegen, von der Verfolgung erschöpft, mühsam eine nicht unbedeutende Höhe jenseit der Unstrut hinter der Stadt, und erreichten am Abend das Schloß des Grafen Werther, Beuchlingen. Hier nun erlebte ich wiederum ein Ereigniß, welches mich zwang, als Vertheidiger

einer edlen Frau hervorzutreten. Der Graf war abwesend, die Gräfin empfing Blücher, und für Alle wurde auf eine gastfreundliche Weise gesorgt. Ich hatte mich auf die mir angewiesene Stube zurückgezogen, um einigermaßen anständig der Dame des Hauses gegenüber zu erscheinen. Als ich zu Blücher hereintrat, fand ich ihn sehr entrüstet; man hatte irgendwo eine Schrift entdeckt von dem Professor Crome in Gießen. Der Titel war, wenn ich mich recht erinnere: „Deutschlands Errettung durch die Schlacht bei Lützen." In dieser Schrift wird die genannte Schlacht als ein völlig entschiedener Sieg Napoleons dargestellt, der einen jeden bedeutenden Widerstand der Preußen und Russen unmöglich machte. Wohl mochten die Bülletins über diese Schlacht, die mir unbekannt geblieben sind, eine solche Ansicht veranlassen. Dieser deutsche Professor schilderte nun die glückliche Zukunft Deutschlands, da die weisen Pläne des großen Herrschers keine Hindernisse mehr fanden. Ich habe die Schrift selbst nicht gelesen; daß sie Blücher und seine Umgebung erbitterte, war natürlich. Aber sie schlossen von dem Inhalt der Schrift, die sie in diesem Hause fanden, auf die

Gesinnung der Wirthin. Während sich nun ihre zornige Stimmung äußerte, trat diese herein, eine edle, imponirende Gestalt, noch in ihren besten Jahren, die sich auf eine sehr würdige Weise darstellte. Blücher empfing sie höflich, aber kalt, und als sie mich entdeckte, trat sie auf mich zu, mich als einen Bekannten begrüßend. Jetzt erkannte ich auch sie wieder, es war eine geborne Siegeser, aus einer angesehenen Gothaischen Familie. Sie nebst ihrer Schwester zeichneten sich durch ihre Bildung aus, sie hielten sich oft am Weimarer Hofe auf und wurden dann häufig in Göthe's Kreis gefunden, der sie gern sah und schätzte. In Weimar wie in Jena, besonders im Frommannschen Hause, sah ich die Gräfin öfter, und würde mich sehr gefreut haben, sie unerwartet als meine Wirthin wieder zu finden, wenn nicht die Ansicht des Feldherrn von ihrer, wie es ihm schien, mehr als verdächtigen Gesinnung, mich in peinliche Verlegenheit gesetzt hätte. Als sie sich entfernt hatte, brach nun Blücher los. Die Erinnerung an die feierliche Art, wie ich von der Aebtissin in Radmeritz empfangen wurde, schwebte ihm noch vor, und halb scherzhaft, halb zornig sagte er: „Sie scheinen ja

allenthalben mit den Frauen in sehr genauer Verbindung zu stehen? auch mit dieser wohlgesinnten Dame sind Sie also befreundet?" „Excellenz, antwortete ich, es wäre doch schlimm, wenn man genöthigt sein sollte, die Gesinnungen der Schriftsteller, deren Schriften sich zufällig in unserer Wohnung vorfinden, zu vertreten. Ich darf unbedenklich für die echte deutsche Denkart der Gräfin haften. Hätte sie die nichtswürdige Ansicht des Herrn Crome getheilt, hätte das Buch dadurch ihr Interesse erregt, dann würde sie ohne allen Zweifel, als wir in ihr Haus traten, es sorgfältig verborgen haben. Daß wir es so offen fanden, beweis't, denke ich, daß das Buch ihr gleichgültig war; sie hatte vorausgesetzt, daß man an ihrer Gesinnung nicht zweifeln könnte." Es gelang mir nicht, Blücher zu überzeugen, doch vergaß er seine Stellung einer feingebildeten Dame gegenüber nicht. Ich sprach die Gräfin noch ein Mal, ehe wir das Schloß verließen und konnte nicht umhin, das Mißverständniß zu berühren, welches durch die Entdeckung der fatalen Schrift veranlaßt war. Sie blieb völlig ruhig, und erwiderte lächelnd: „Man ist doch in diesen Zeiten seltsamen Mißverständnissen ausgesetzt;

die Schrift hat wirklich durch die naive Tollkühnheit Aufsehen erregt. Am Gothaer und Weimarer Hofe werden Gesinnungen, wie diese Schrift voraussetzt, nicht gepflegt, und wir werden ja wohl auch Gelegenheit finden, dieses Mißverständniß zu vernichten."

In der Voraussetzung, daß Napoleon bei Erfurt, wenn auch nur auf kurze Zeit, eine Position suchen würde, hatte Blücher sich entschlossen, die unmittelbare Verfolgung aufzugeben, über Langensalza nach Eisenach zu gehen und ihm auf diese Weise die Flucht abzuschneiden. Diese Voraussetzung traf nicht ein. Napoleons Verlust bei Leipzig war so groß, daß er erst jenseit des Rheins Sicherheit finden konnte. Ich will nichts von den einförmigen Märschen erwähnen, die ohne irgend ein Interesse stattfanden, nur die Tage, die wir auf unserm Zuge zwischen Eisenach und Fulda zubrachten, sind uns deswegen wichtig geworden, weil wir hier die schauderhaften Folgen der großen Niederlage der Feinde erlebten. Die schnelle Flucht hatte einen großen Theil der französischen Truppen völlig erschöpft; wir fanden allenthal-

den einzelne Franzosen in dem jämmerlichsten Zustande zwischen den Gebüschen, mehrere dem Tode nahe; es schien, als hätten sich die großen Spitäler, die der Feind in Erfurt angelegt hatte, zum Theil entleert, und diese Gruppen hülfloser, meist sterbender Menschen entdeckten wir immer häufiger. Oft war es mir, als betrachteten sie es als ein größeres Unglück, von uns entdeckt zu werden, obgleich wir ihnen Hülfe boten, als in stiller Einsamkeit durch Hunger und Erschöpfung zwischen den Gebüschen zu sterben. Ich gestehe, daß ich wünschte, weit entfernt zu sein, daß dieser Jammer mir entsetzlicher vorkam, als die größte Niederlage in dem heftigsten Kampfe.

Wir brachten eine Nacht in der Residenz eines Fürsten zu. Dieser galt für einen eifrig französisch Gesinnten. Schon früher waren uns zwar Briefe von den Feinden nach den Gegenden, die wir eben verlassen hatten, so wie andere von Deutschen an die Franzosen in die Hände gefallen; auf diesen Märschen aber kam eine große Menge Correspondenzen in unsere Gewalt. Sie mochten zuweilen für uns nicht unwichtige Entdeckungen enthalten, aber oft waren es Briefe, die sich bloß mit Privatangelegenheiten be=

schäftigten, und nur zu häufig kamen scandalöse Geschichten vor. Liebesverhältnisse zwischen deutschen Frauen und Franzosen, die in Verzweiflung waren, weil sie sich von ihren Geliebten trennen mußten und diese großen Gefahren ausgesetzt sahen. So widerwärtig und schlecht mir nun auch solche Verhältnisse schienen, so will ich doch bekennen, daß die Oeffentlichkeit, mit welcher wir diese vertrauten Briefe behandelten, mich tief verletzte. Lustiger war ein anderer Fang, nämlich eine große Menge westphälischer Orden, die bestimmt waren, unter die tapferen Truppen vertheilt zu werden. Diese waren verschwunden und die Symbole ihrer Tapferkeit in unseren Händen. Wir betrachteten natürlich das Königreich Westphalen, dieses temporäre Phantom, als vernichtet. Der Fürst hatte die sonderbare Unbesonnenheit, Blücher, den westphälischen Orden tragend, zu empfangen, und wir erschienen nun auch mit den erbeuteten westphälischen Orden, nicht am Knopfloch, sondern an den Uhrketten.

Von Fulda ging der Marsch über das wüste und arme Vogelgebirge, wo wir mit Unbequemlichkeiten aller Art, ja fast mit Hunger zu kämpfen hatten. Wie froh waren wir, als wir die anmuthige Gegend von

Gießen erreichten, wo wir uns einige Tage hindurch erholten.

Wie ganz anders ist man doch gestimmt, wenn man in der Mitte eines Heeres, ermüdet und erschöpft in einer solchen Gegend ankommt, als wenn man, sich selbst überlassen, auf einer bequemen Reise sie durchstreift. Ich erinnerte mich mit Wehmuth früherer Zeiten, in welchen ich in dem vollen Genuß der lieblichen Gegend schwelgte; als ich die Ruine von Gaisberg besuchte und das nahe liegende Wetzlar, mir durch Göthe's Werther wichtiger, als durch das Kammergericht. Jetzt vermochte ich jene heitere Erinnerung kaum wieder hervorzurufen; die Gegend selbst lag wie verschleiert vor mir; der beschränkte Sinn war nur auf körperliche Stärkung gerichtet, eine nahrhafte Speise, eine bequeme Stube, ein weiches Bett mir wichtiger als alle Anmuth der Gegend, als alle dichterischen Träume.

Waffenruhe.

In Gießen erlebte ich einige sehr angenehme Tage, vor Allem im Hause des Professors Wilbrand, der sich

durch wichtige physiologische Untersuchungen einen Ruf erworben hatte und für speculative Naturansichten nicht scheute, sich in einen bedenklichen Kampf einzulassen. Ich verdanke ihm und seiner liebenswürdigen, leider früh verstorbenen Frau manche schöne und genußreiche Stunde. Ich ward wieder in den Ideenkreis geistiger Ansichten versetzt, dem ich so lange entrückt gewesen. Diesem verdienstvollen Manne gegenüber habe ich mir eine große Vernachlässigung vorzuwerfen. Viele Jahre hindurch, selbst nach dem Kriege, nahm mich eine kämpfende Gegenwart so sehr in Anspruch, daß ich, auf eine nicht zu rechtfertigende Weise, die Verbindung, die ein glücklicher Zufall mir darbot, zu unterhalten versäumte. Möchten diese Zeilen, in welchen ich dieß Bekenntniß ablege, dem Manne, dem ich damals eine gastfreundliche Aufnahme, dessen Schriften ich vielfältige Belehrungen verdanke, einigermaßen als Ersatz gelten.

Eine ähnliche Schuld habe ich gegen nur zu viele verdienstvolle Männer, deren freundliche Annäherung mich ehrte, auf mich geladen. Kein Mensch ist unfähiger, eine anhaltende Correspondenz zu führen, als ich; ich nehme leider immer geistige Verbindungen

der Art zu schwer, und meine einmal erweckte Theilnahme schlägt in das große innere wissenschaftliche Leben hinein, vermag aber in den leichten Zeilen eines Briefes keinen Ausdruck zu finden. So habe ich eine Menge Freunde, die ich innerlich besitze, mit welchen ich fortdauernd in anerkennender Verbindung lebe: nur leider sie selbst erfahren nichts davon. Es hängt mit meiner ganzen geistigen Richtung zusammen, die jederzeit aus der Totalität einer inneren Thätigkeit angeregt wird und gegen bloße äußere Veranlassung nur zu gleichgültig bleibt. Ich tadle diese geistige Selbstsucht, die ich nie zu überwinden vermochte, und dies Bekenntniß steht hier für die vielen Freunde, die ich dadurch verletzte, als ein psychologisches Factum, keineswegs zur Entschuldigung.

Blücher hatte erfahren, daß Professor Crome, der Verfasser der Schrift, die ihn so sehr empörte, bei der Annäherung unserer Truppen geflohen war. Er gab mir den Auftrag, dem akademischen Senat zu erklären, daß Crome getrost zurückkehren könne. „Was ein solcher Lump denkt, äußerte er, kann uns sehr gleichgültig sein.“ — Aber eben diese Großmuth war mir ein Beweis des tiefen Verdrusses, der mich doch, ich ge-

stehe es, nach so bedeutenden Siegen fast in Erstaunen setzte. Ob Professor Crome wirklich zurückkam, blieb mir unbekannt.

In Gießen ward ich aufgefordert, durch eine öffentliche Rede die Gemüther für den noch bevorstehenden Kampf zu gewinnen. Daß ich eine Unzahl von Zuhörern erhielt, war natürlich; es schien auch, als wenn die Rede Eindruck machte. Ich erinnere mich einer Aeußerung, die wohl Vielen paradox und übertrieben erscheinen mochte. Die Franzosen hatten doch in diesen südlichen, der französischen Grenze näher liegenden Gegenden viele Anhänger. Es muß vielleicht zugestanden werden, daß durch ihre Herrschaft mancherlei drückende Mißbräuche verschwanden; darauf beriefen sich vorzüglich die Anhänger; ich aber behauptete: „Und wenn die Einrichtungen, welche diese trafen, noch so klug, wenn die Mißbräuche, die sie abschafften, noch so drückend waren, so solltet Ihr zum Danke sie dennoch auf Leben und Tod bekämpfen und aus dem Lande jagen; denn für ein Volk giebt es kein größeres Elend, kein zerstörenderes Unglück, als das, sich von Fremden beglücken zu lassen." — Den Erfolg dieser Rede erlebte ich nicht, weil ich nach wenigen

Tagen Gießen verließ; hat sie Beifall gefunden bei den Zuhörern, so war ich doch keineswegs mit mir selbst zufrieden. Was ich in der paradoxen Aeußerung vom Volke aussprach, traf mich leider selbst; das Bewußtsein verfolgte mich, daß ich im Auftrage sprach; und wenn auch, was ich aussprach, meine eigne tiefste Ueberzeugung war und meine ganze Seele erfüllte, so konnte doch die fremde Aufforderung sich nicht in einen überströmenden, unwillkürlichen Erguß verwandeln; ich sprach, weil ich sollte, nicht weil ich, durch eine innere Nothwendigkeit gezwungen, mußte.

In Gießen erhielten wir die Nachricht von General Wrede's großem Siege über Napoleon bei Hanau. Die süddeutschen Staaten hatten sich nun von Napoleon getrennt und uns angeschlossen. Nach dieser neuen Niederlage war Deutschland bis an den Rhein offenbar in unserer Gewalt. Auch von unserer Seite mußten, nach so vielen schnell hintereinander folgenden Schlachten, die Armeeen durch frische Mannschaften verstärkt werden, wenn der bedenkliche Kampf im feindlichen Lande selbst stattfinden sollte. Es war vorauszusehen, daß jetzt eine Waffenruhe eintreten würde, die für beide Armeeen gleich nothwendig schien.

Ob vom Anfange an der Entschluß, den Feind in seinem eigenen Lande aufzusuchen, ein entschiedener war, oder, was wohl wahrscheinlicher ist, ob er mit entgegengesetzten Ansichten, die im ganzen Kriege, wenn auch vergebens, unsere Fortschritte zu hemmen suchten, zu kämpfen hatte, ist mir, der ich nun einige Monate hindurch von der Armee getrennt war, unbekannt geblieben.

Von Blücher, wahrscheinlich durch Gneisenau veranlaßt, erhielt ich einen sehr angenehmen Auftrag. Westphalen war von Truppen fast entblößt, unsere hatten diese Gegend noch nicht erreicht, und die zurückgebliebenen französischen waren, wie man voraussetzen konnte, nur in geringer Anzahl da und in einer bedenklichen Stellung. Die Provinz hatte bekanntlich von jeher eine große Anhänglichkeit an Preußen gezeigt. Nirgends war der Feind gehaßter. Mein Auftrag war nun, wo etwa feindliche Corps sich noch vorfanden, die Einwohner zu bewaffnen; man setzte mit Grund voraus, daß die einfache Aufforderung hinlänglich wäre, und daß die Feinde, so wie eine Gährung im Lande entstand, eilen würden, es zu verlassen; ich sollte dann alle Zeichen der Knechtschaft

vernichten, sollte allenthalben den preußischen Adler in den Städten anschlagen und ein provisorisches Gouvernement einrichten. Das Letztere war freilich nur scheinbar; denn der Mann, dem es gebührte, diese Stelle einzunehmen, war da, und zwar auf eine entschiedene Weise. Er kannte seine Stellung und die ganze Provinz ihn und seine Verdienste. Es war der Präsident v. Vinke. Ein so ansehnliches Geschäft war mir natürlich äußerst angenehm, und Blüchers Wohlwollen gegen mich, Gneisenau's freundliche Gesinnung, konnten sich auf keine Weise unzweideutiger äußern.

Ich verließ diesen, um nach Marburg zu reiten. Meine Armee, mit welcher ich Westphalen einnehmen sollte, bestand aus zwei Landwehrmännern. Der dritte war verschwunden, er hatte sich für krank erklärt, was der Arzt nicht zugeben wollte, und wo er hingekommen ist, habe ich nie erfahren. Als ich es im Hauptquartiere meldete, scheint man gar nicht darauf geachtet zu haben. Mein Bursche bildete den Generalstab, und so gerüstet fing ich den weiten Marsch an, von Gießen nach einer Provinz, die, wie vorausgesetzt wurde, noch in feindlicher Gewalt

war. Als ich ziemlich spät Abends nach Marburg kam, war die Stadt völlig ohne Militair. Ich stieg in einem Gasthofe ab, wo meine Ankunft großes Aufsehen erregte; denn ich war der Erste, der von der siegreichen Armee in diese Stadt kam; es war mir wunderbar zu Muthe, als ich unter solchen Verhältnissen allein und mir selbst überlassen unter den Hessen erschien. Man wird sich meiner geheimen Verbindungen mit den rebellirenden Hessen noch erinnern, auch ward in Marburg der Professor Sternberg uud Emmerich erschossen. Ich erfuhr durch den Wirth, dem ich, als ich mich nannte, schon bekannt war, und der mich mit großem Enthusiasmus empfing, daß ganz in der Nähe ein Theil der Professoren der Universität versammelt war. Es war ein Club-Abend. Ich eilte nach dem Orte hin, und trat in die Mitte meiner Collegen, die erst erstaunt schienen, mich aber, als ich mich nannte, mit großem Jubel empfingen. Ich gestehe, der Empfang erschütterte mich, wenn ich bedachte, wie meine Erscheinung ihnen die erste Morgenröthe der Befreiung verkündigte. Ich sah hier zum ersten Male den ehrwürdigen Tennemann. Zwar theilte ich nicht seine philosophischen Ansichten, aber

ich ehrte den gründlichen Forscher, dem ich so viele Belehrung verdankte, und die Freude des stillen Mannes rührte mich tief. Ich lernte hier Wachler kennen, den ich später in Breslau als meinen Collegen wieder fand. Zwar hatte ich, wie man noch erfahren wird, mit diesem verdienstvollen Manne heftige Kämpfe zu bestehen; es ist mir aber sehr angenehm gewesen, daß die Freundschaft der ersten Jahre wieder auflebte, ehe ich Breslau verließ. Unter den früheren Bekannten sah ich auch den Sohn Niemeyer's, den ich in Halle als Student gekannt hatte und der hier als juridischer Professor angestellt war. Daß der Abend nicht mit wissenschaftlichen Gesprächen zugebracht wurde, wird man voraussetzen. Ein Jeder erinnerte sich der sieben traurigen Jahre, die er verlebt hatte, ein Jeder erwartete von der nahen Zukunft das Beste; viele Erzählungen wurden vernommen, als Belege von der Unfähigkeit, von der Armseligkeit des jetzt vertriebenen Königs, von der Schlechtigkeit seiner Regierung, unter welcher einige kenntnißreiche und wohlmeinende Männer nichts auszurichten vermochten; die tiefe Anhänglichkeit des Volks an seinen alten Herrscher ward mit Rührung erwähnt. Der lange unter-

drückte Haß konnte sich unbefangen aussprechen. Es war schon ziemlich spät des Abends, als die Thüre eilig geöffnet wurde und ich erfuhr, daß meine Ankunft in der ganzen Stadt schnell bekannt geworden war, und daß die Einwohner beschlossen hatten, mich in meiner Wohnung feierlich zu begrüßen. Ich verließ eilig die Versammlung, um sie zu empfangen. Da hörte ich von Ferne das Gemurmel des herandrängenden Volkes, ich sah in der tiefen Dunkelheit den gerötheten Himmel und entdeckte einen Fackelzug, der sich nahte. Die Bewegung des Volkshaufens, der diesen Zug dicht umgab, äußerte sich auf eine laute, ja lärmende Weise. Als er anfing, sich vor dem Hause aufzustellen, fiel es mir ein, wie unschicklich es sei, eine solche Ehrenbezeigung als für mich bestimmt anzunehmen. Ich eilte hinunter, ließ mir von dem Wirth ein Glas mit Wein füllen uud drängte mich in den Haufen, der einen, wenn auch nur engen, Kreis um mich zu bilden suchte. Hier forderte ich, so laut ich konnte, Aufmerksamkeit und Stillschweigen. Es war mir merkwürdig, wie nun das laute Getümmel, der Jubel und das Geschrei erst in den engeren, dann in immer weiteren und weiteren Kreisen

in dem dunkeln, von Fackeln erhellten Raume verstummte und sich endlich, kaum vernehmbar, in weiter Ferne verlor. Da schwenkte ich das Glas und rief mit lautester Stimme: „Der alte Herrscher (Eure Treue gegen ihn hat Euch unter allen deutschen Völkern einen Ehrenplatz erworben) der Kurfürst soll leben, hoch!“ — und leerte das Glas. Jetzt entstand ein grenzenloser Tumult, ich glaubte zu hören, wie er aus dem tiefsten Innern erklang, wie er die stillen Seufzer und Klagen aushauchte, wie er mit dem Haß gegen die Fremden, mit der Liebe und Zuneigung zum eigenen Fürsten geschwängert war; der Moment ergriff mich, mein Leben in und mit Deutschland, meine Theilnahme für das hessische Volk schwebte mir vor, und ich glaubte mich wie durch eine geheime Gewalt in den verborgensten Tiefen, mit den vergangenen und zukünftigen Schicksalen des Landes verbündet. Da forderte ich abermals ein Stillschweigen. Der Kreis vergrößerte sich, die Fackeln erhellten ihn, allmälig entstand eine wunderbare Stille, und ich sprach. Das war nun kein Auftrag, wie in Gießen: was der Moment hervorgerufen hatte, sprach sich mit aller Gewalt aus; ich erzählte, wie ich schon kurz nach der

unglücklichen Schlacht mit vielen der Besten unter dem hessischen Volke, ohne daß wir uns persönlich kannten, aber durch gleiche Gesinnung im geheimen Bunde, lebte; wie ich später mit tiefer Theilnahme die gerechten unwilligen Bewegungen des Volks verfolgt hatte; mit welcher Trauer ich Hoffnungen, welche sich in einem bedeutenden Augenblicke aussprachen, verschwinden sah; die Macht der Erinnerung durchdrang mich; ich weiß es, meine Rede war gewaltig, denn sie war durchdrungen und gehoben von den inneren Kräften meines ganzen durchlebten Daseins. „Und jetzt seid Ihr frei," sagte ich, „und die wogende Menge, die sich nun jubelnd um mich drängt, wird sich plötzlich in ein tapferes Heer verwandeln; die Väter werden ihre Söhne in den Kampf schicken, den sie selbst mit mächtiger Begeisterung fordern; die Mütter werden sie ausrüsten; kein Opfer wird verschmäht werden; die akademische Jugend wird die Hörsäle verlassen, um gestärkt durch eine frische Gesinnung zu den stillen Studien zurückzukehren. Ich begrüße Eure Kämpfe und die Siege, die ein solches Volk und eine solche Gesinnung verdient und erringen wird." Der Jubel, der jetzt entstand, war grenzenlos, und ich

zog mich zurück. Deputirte der Bürgerschaft und später Abgeordnete der Studirenden traten in meine Stube ein, und sprachen von dem großen Eindrucke der Rede. „Die Bürgerschaft fände sich," wie sie sagten, „durch meine Rede geehrt, und die Zukunft würde zeigen, daß ich mich in meiner, ihnen so schmeichelhaften Voraussetzung nicht getäuscht habe." Aehnlich klang die Versicherung der Abgeordneten der Studirenden. Sie selbst und viele ihrer Collegen hatten schon beschlossen, sich als Freiwillige zu stellen. In der That erfuhr ich später, daß eine bedeutende Zahl der Studirenden an dem Kriege theilnahm. Professor Niemeier meldete sich als Freiwilliger.

Die ganze Nacht hindurch wogte die Volksmasse auf den Straßen. Ich hörte die lauten Gespräche; das fortdauernde Toben der bald größeren, bald kleineren Haufen, die sich hier und da versammelten.

Am Morgen erschien der Maire der Stadt — noch herrschte wenigstens interimistisch die westphälische Obrigkeit — in großer Aufregung bei mir. „Die wilde Bewegung in der Stadt," sagte er, „kennt keine Grenzen und steigert sich immer mehr; ich kann das Volk nicht zur Ruhe bringen; schon sind Einige in das

Haus eines angesehenen Beamten eingedrungen; sie glauben sich über seine Verwaltung beklagen zu müssen; er habe sich, behaupteten diese, mit der verhaßten, jetzt vertriebenen Regierung zu ihrem Nachtheile verbunden; sie haben ihn aus dem Hause geschleppt, seine Familie ist in Verzweiflung; sie zwangen ihn, vor mir zu erscheinen, und ich bin genöthigt, wie sie es forderten, ihn auf dem Rathhause gefangen zu halten, schon um ihn sicher zu stellen. Sie haben diese Aufregung hervorgerufen, Sie allein, wenn irgend Einer, können den aufgeregten Haufen beruhigen." Ich kann nicht sagen, daß diese Nachricht mir unangenehm war, in einer Rücksicht aber doch verdrießlich; ich hatte alle Ursache zu eilen, um den Ort meiner Bestimmung zu erreichen. Ich war eben im Begriff, Marburg zu verlassen, und sah mich nun genöthigt, einen Theil der kostbaren Zeit hier zu verlieren.

Ich folgte dem Maire auf seine dringende Aufforderung, fand den Marktplatz von einer tobenden Menge erfüllt, die zum Theil sich in das Rathhaus eingedrängt hatte. Nur mit großer Mühe gelang es mir, den Rathssaal zu erreichen. Hier

waren die Häupter des unruhigen Volks versammelt. Aber in dem Saale drängten sich die Menschen, sprachen wild durcheinander, und ich war, von allen Seiten umringt, kaum im Stande, mich zu bewegen, noch viel weniger eine Rede zu beginnen, die vernommen werden konnte. Ich ward genöthigt, auf einen Tisch zu springen, der in dem Rathssaale an der Wand stand. Als die Menge mich da erblickte, entstand eine erwartungsvolle Stille, und ich sah mich nun auf die seltsamste Weise in die Lage eines Volksredners, der einen Aufstand stillen sollte, versetzt. Was ich sprach, erinnere ich mich nur unvollkommen; bloß so viel ist mir noch gegenwärtig: daß ich das Volk warnte, in nichts den verhaßten Feinden nachzuahmen. „Solche Auftritte, sagte ich, fanden in Paris, in den verschiedenen Städten von Frankreich während der Revolution statt. Da, unter diesem leichtsinnigen, gesetzlosen, unruhigen Volke erwartet man dergleichen eigenmächtige Thaten: in Deutschland, unter den treuen, Gesetz und Ordnung ehrenden Hessen, setzen sie mich in Erstaunen, ja in Verwirrung. Ihr wollt ja nichts mit den Franzosen gemein haben.“ Es gelang mir, das Volk zu beruhigen. Einige, die zu den

Häuptern zu gehören schienen, sprachen mit den Uebrigen, und sie wurden einig, den Gefangenen los zu lassen. Als ich, von dem Maire und diesen Bürgern begleitet, mich nach dem Gefängnisse verfügte, um den Herrn v. X. in seine Wohnung und zu seiner Familie zu bringen, trat ein Bürger auf mich zu: „Sie haben," sagte er, „uns mit den Franzosen verglichen, aber wahrlich mit großem Unrechte. Als wir den Herrn v. X. wegführten, geschah es mit der größten Ruhe und Ordnung; wir beruhigten die Familie, so viel wir konnten; versicherten der Frau, daß wir den Stand des Herrn ehren würden, daß wir nur uns seiner Person versichern wollten, daß er keine Mißhandlungen zu befürchten habe; eben so wenig fanden Plünderungen oder unschickliche Behandlung irgend einer Art statt. Dieser Herr und noch einige Andere haben uns Jahre lang gequält; sie würden sich jetzt entfernen, würden uns als unruhige Bürger verklagen, und dann gegen uns bewaffnet in ihre alte Lage zukehren; wenn sie aber hier bleiben müssen, würde die erste Anklage von uns ausgehen, und wir könnten einen Ersatz für den vieljährigen Druck erwarten. Wir wollten nicht eine gesetzliche Untersuchung verhindern,

vielmehr eine völlig parteilose fördern, und das ist nicht französisch." — Ich gestehe, daß mich der Mann in Verlegenheit setzte, daß spätere Erfahrungen ihm nur zu auffallend Recht gaben. Denn viele Männer, die während des Druckes sich mit der französischen Herrschaft verbanden, nahmen, als dieser verschwunden war, die Stellung der Patrioten ein, und erhielten wohl auch Lohn und Auszeichnung, während diejenigen, die Alles wagten und kühnen Widerstand leisteten, nicht selten Gegenstände der Anklagen, der Strafe, wenigstens der Zurücksetzung blieben. Ich aber durfte nicht nachgeben. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß die tumultuarische Einleitung des Prozesses doch auf jeden Fall gesetzwidrig wäre und insofern französischer Art; daß, wenn sie Grund hätten, sich über den Herrn v. X. zu beklagen, ein solches Verfahren einen gegründeten Verdacht erregen und ihre Sache gefährden würde.

Ich traf den Herrn v. X. in einem hellen, freundlichen Gemach, und erklärte, daß ich ihn nach seiner Wohnung begleiten würde. Er wohnte, so viel ich mich erinnere, ziemlich entfernt. Ich bat, als ich heraustrat, die noch vor dem Rathhause versammelte

Menge, sich zu zerstreuen und ruhig zu ihren Geschäften zurückzugehen. Es geschah in der That; nur wenige junge Männer folgten uns, fast schüchtern, aus der Ferne. Ich erinnere mich noch, wie ich der geängstigten Frau entgegentrat, die mich, obgleich noch immer beunruhigt und aufgeregt, mit würdigem Anstande aufnahm. Ich glaubte versichern zu können, daß sie nichts, und ihr Gemahl keine ähnliche Behandlung zu befürchten habe. Dann eilte ich nach dem Gasthofe zurück, bestieg mein Pferd, und nach einem Frühstücke bei Wachler, in seiner auf einer Anhöhe der felsigen Stadt belegenen Wohnung mit einer reizenden Aussicht, verließ ich die Stadt. Am Abend, als ich ein hessisches Städtchen, in welchem ich die Nacht zuzubringen gedachte, erreicht hatte, fand ich es doch nothwendig, was ich so unerwartet in Marburg erlebt hatte, dem Kurprinzen von Hessen zu berichten. Ich wußte ja nach dem nächtlichen Gespräche bei Bautzen, daß ich ihm bekannt war. Dies Schreiben war in dem damals herrschenden Tone abgefaßt; die vielen rührenden Beispiele der Treue seines Volkes wurden erwähnt, so wie der fortdauernde geheime, doch oft gefährliche Krieg der Hessen gegen die auf=

gedrungenen Herrscher, und wie das Volk, über welches er zukünftig zu herrschen berufen war, dadurch unter allen Deutschen sich ausgezeichnet habe. „Welch ein Glück," schloß ich, „sich als Regent eines solchen Volkes betrachten zu können, sich berufen zu wissen, für alle die Opfer, die es gebracht hat, den vollen Ersatz zu geben. Ich wünsche Ew. Hoheit von Herzen Glück zu einer so großartigen Stellung. Alle Herzen sehnen sich nach der Zurückkunft des alten Regenten; sie werden durch ihn und in der fernen Zukunft durch Ew. Hoheit, gerechte, weise Regenten finden." Ich schickte dieses Schreiben mit einem ähnlichen Bericht an v. Oppen nach Gießen. Es ward durch ihn an den Kurprinzen befördert, und ich erfuhr später, daß ein Antwortschreiben von dem Kurprinzen angekommen sei. Es war, versicherte v. Oppen, mit großer Gewandtheit geschrieben und der Kurprinz äußerte die beste und hoffnungsvollste Gesinnung. Das Schreiben, versprach v. Oppen, sollte ich erhalten, wenn ich wieder im Hauptquartiere erschiene; als ich aber einige Monate später da ankam, war dieses in unruhiger Bewegung; das kurprinzliche Schreiben war nicht aufzufinden, ich habe es nie gesehen. „Sie hätten es,

sagte ich scherzend, an die Redaktion der hallischen Literatur-Zeitung schicken sollen; ihr sind Briefe von Fürsten an Gelehrte äußerst willkommen, und ich hätte es dann nach dem Kriege gedruckt zu lesen bekommen."

Ich durchschritt das hessische Gebiet, kam durch Corbach und über Brilon durch das reizende Gebirge und erreichte Arnsberg. Hier sollte nun meine Thätigkeit beginnen. Alle jubelten, als sie den ersten preußischen Offizier sahen. Kurz nach meiner Ankunft fand ein feierlicher Empfang statt; geputzte Jungfrauen der Stadt brachten mir Kränze und ein Lied ward mir überreicht. Man kann sich denken, wie ein solches Bewillkommen mich rührte, aber ich sollte nun erfahren, daß ich in dieser Stadt auf eine höchst vortheilhafte Weise bekannt war. Der Leser wird sich vielleicht erinnern, wie ich in Jugendjahren auf einer Fußreise nach Frankfurt, in Bamberg geehrt wurde, wie dort, als ich die Stadt verließ, zwei Jünglinge sich mir anschlossen, mich nach Freiberg und Dresden begleiteten, und wie ich damals in heiterer jugendlicher Begeisterung ambulante naturphilosophische Vorträge den aufmerksam lauschenden Jünglingen hielt. Der eine, der sich durch seine bedeutende körperliche

Größe auszeichnete, hieß Sauer; seine treue kindliche Anhänglichkeit machte mir ihn sehr theuer. Er war aus Arnsberg gebürtig und hatte sich dort als Arzt niedergelassen. Unsere fröhliche Reise bildete einen Glanzpunkt seines Lebens, und ich erfuhr auf die rührendste Weise, welch' einen dauernden Einfluß das warme Leben eines Lehrers auf eine empfängliche Jugend auszuüben vermag; er ward, wie man versicherte, nie müde, von dieser Reise, die einen bedeutenden Wendepunkt in seinem Leben bildete, zu reden, und vortheilhafter konnte ich nie in seiner Umgebung erscheinen. Sauer hatte die ganze Stadt, in der er als beliebter Arzt sich die Zuneigung und Achtung aller Einwohner erworben, in Trauer versetzt, als er kurz vor meiner Ankunft in seinen besten Jahren starb. So war ich nun nicht allein als der erste preußische Offizier, nach der Befreiung eine allgemein ersehnte Gestalt der treuen Stadt, sondern auch als Mensch durch die freundlichen Lobsprüche eines geliebten Mannes, der Gegenstand der allgemeinen Zuneigung der Einwohner geworden. Der Tod, welcher mir die Freude raubte, diesen dankbaren Mann zu begrüßen, den ich hier zu treffen gar nicht erwartete,

erschütterte mich zwar tief, aber das ganze Verhältniß war doch auch für meinen Auftrag günstig.

Da sollte ich nun erfahren, wie wenig man sich auf die vorliegenden günstigsten Verhältnisse verlassen darf. Die bedeutende Rolle, die ich hier zu spielen hatte, fing auf eine für mich so viel versprechende Weise an, daß ich zu den größten Hoffnungen berechtigt war. Die Bewohner der ersten Stadt, die ich betrat, waren nicht allein für die Sache, die ich repräsentirte, sondern auch für meine Person auf eine unerwartete Weise gewonnen. Die Bewegung von hieraus würde, wie ich hoffen durfte, sich schnell über ganz Westphalen verbreiten; eine Proclamation war schon geschrieben, um gedruckt und an allen Straßenecken angeschlagen zu werden. Da erfuhr ich, daß das Armeecorps des Generals Borstel anrückte. Gegen Abend am zweiten Tage kam es an, und ich war plötzlich aus einem Volontairoffizier, der mit wichtigen Anfträgen erschien, in einen bloßen, völlig ohnmächtigen Seconde-Lieutenant verwandelt.

Mein ganzes Leben und meine Thätigkeit nahmen von jetzt an einige Monate hindurch eine andere Wendung. Als ich die Ankunft des Generals Borstel

dem v. Oppen meldete, erhielt ich den Auftrag, während der noch immer herrschenden Waffenruhe in Westphalen zu bleiben, um dort die Bewaffnung der Landwehr zu beschleunigen. Dieses Geschäft war nun ein völlig ruhiges, nur von mancherlei kleinen Reisen unterbrochen. Ich hielt mich zuerst in Hamm auf, wo ich einen meiner hallischen Zuhörer, Kaufmann, als Arzt fand, der sich mit großer Liebe und Zuneigung mir anschloß; dann in Dortmund, weil hier, dicht an der Stadt der Baron v. R., als bisheriger Präfekt des Ruhr-Departements, wohnte. Mein Wirth in Dortmund war ein redlicher und ernsthafter alter Bürger, der ein stilles Leben in kinderloser Ehe führte. Ich erinnere mich mit Freuden an diesen achtbaren Mann, in dessen Hause ich eine holländische Reinlichkeit traf. Ich konnte das Anerbieten des Herrn v. R., an seiner Tafel Theil zu nehmen, nicht ausschlagen, um so weniger, da meine Geschäfte mich täglich nach seinem Schlosse führten, und ich darf die ausgezeichnete Güte und Gastfreundschaft, die ich hier genoß, nicht vergessen. Die Frau v. R. zeichnete sich durch ihre Bildung aus; sie hatte ihre Kindheit und Jugend im Kreise vorzüglicher Katholiken, die

in Westphalen lebten, zugebracht, und war tief religiös, eine eifrige Katholikin. Hier traten mir Fürstenbergs und Stolbergs Ansichten entgegen, die auf eine geistreiche und gemüthliche Weise das starre Gebäude religiöser Traditionen zu beleben suchten. Der Hauslehrer Freudenberg war einer meiner Zuhörer aus Halle, der schon als solcher meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Er hatte einen Band nicht ganz mißlungener Poesien herausgegeben, und war ein eifriger Protestant. Oft äußerte er seine Furcht über den Einfluß der Mutter auf den protestantisch erzogenen Sohn des Hauses und hielt es für eine heilig religiöse Pflicht, dem, wie ihm schien, gefährlichen Einflusse entgegenzuwirken. Die redlich gesinnte katholische Frau äußerte sich offen über das Unglück, ihren Sohn protestantisch erzogen zu sehen; ihre Absicht, ihn mit der, ihrer Meinung nach, tieferen katholisch kirchlichen Lehre bekannt zu machen, konnte ich kaum mißbilligen, und ich erlebte hier in einer achtungswerthen, liebenswürdigen und geistig gebildeten Familie, das wahrhaft Verhängnißvolle gemischter Ehen, wenn Mann oder Frau, oder beide, ernsthaft religiös sind. Ich, der ich zu entschieden protestan=

tisch gesinnt war, suchte ihr begreiflich zu machen, daß sie die Verpflichtung habe, den heranwachsenden Knaben nicht in seiner religiösen Bildung zu stören, daß sie ihn, bis er zum reifen Jünglinge heranwuchs, dem Lehrer überlassen müßte, später freilich mußte es von ihm abhängen, zwischen beiden Kirchen nach seiner Ueberzeugung zu wählen. Die tiefe Sorge, die sie beunruhigte, erregte meine innigste Theilnahme. Selbst meinen Rath mußte sie verwerfen, war er doch dem Sinne nach ein protestantischer. Eben die keimende Seele für das Heil zu gewinnen und jeden Einfluß einer verdammlichen Lehre abzuwehren, war ihr eine mütterliche Gewissenssache; ich sah es ein, daß hier eine jede Versöhnung, eine jede Vermittelung unmöglich war. Die tiefe Bedeutung des geschichtlich religiösen Kampfes ergriff mich, riß mich aus der kriegerischen Zerstreuung heraus, und zwang mich zur innern Selbstbetrachtung; hier, wo der Katholizismus durch Stolberg in seiner liebenswürdigsten Gestalt erschien. Die Mutter hatte für mich, ich gestehe es, in religiöser Rücksicht, etwas Anziehendes, und ich würde ihr, obgleich nie in Gefahr, ihre Ueberzeugung zu theilen, doch unbedingt Recht gegeben

haben, wenn nicht das hart Ausschließende, welches ihre Furcht begründete, meiner innersten Natur fremd gewesen und Etwas in sich enthielt, was ich ganz entschieden abweisen mußte. Ich würde diesen Familienstreit nicht erwähnen, wenn er nicht öffentlich geworden wäre. Freudenfeld, dessen schnell auflodernde Begeisterung keineswegs aus einer tief und fest begründeten Ueberzeugung entstand, konnte, das sah ich schon damals, der festen Gesinnung der Mutter gegenüber, keinen bedeutenden Einfluß ausüben. Ja eben dieser unerschütterliche Glaube, den die Religion in ihrer alten geschichtlich kirchlichen Form, die ihr ganzes Dasein durchdrang, durch keinen Zweifel gestört, entwickelte und bildete, trat mir hier zum ersten Mal entschieden entgegen, und ich mußte die Frau bewundern. Es war nicht das leicht vorübergehende, tändelnde, schnell auflodernde und dann verschwindende moderne Wesen, in welchem man sich in schönen, innerlich unwahren Worten vernehmen ließ, sich in süßlicher Anbetung der Maria gefiel, wie ich es früher in Dresden kennen gelernt hatte: es war noch der der Zeit trotzende alte Dom, der, wenn auch hier und da eingestürzt, ein Zeugniß ablegte,

von seinem festbegründeten Bau. Das lichte Gebäude, welches sich mit täuschendem Schmuck überladen, daneben aufbaute, vermochte nicht, das war mir nur zu klar, wie jenes, den Stürmen der Zeit zu trotzen. Freudenfeld ward selbst katholisch, der Sohn ebenfalls. In Bonn trat der erstere, welcher den jungen Mann auf die Universität begleitete, als Privatdocent auf; seine heftige Polemik gegen Luther reizte die hier studirenden protestantischen Theologen, und es ward dadurch das erste entschieden polemische Hervortreten des Katholizismus veranlaßt, welches später eine so große geschichtlich wichtige Bedeutung erhielt, die noch, wenn auch äußerlich ruhend, im Innern fortdauernd thätig ist. Freudenberg verließ Bonn, um in Freiburg in der Schweiz sich den Jesuiten anzuschließen. Ich fand die Baronin in Paris wieder, und erhielt später, nachdem die Streitigkeiten in Bonn öffentlich und ein Gegenstand der heftigsten Angriffe von protestantischer Seite geworden waren, ein ausführliches Schreiben von ihr, in welchem sie die Ereignisse darstellte und Freudenfeld zu vertheidigen suchte. Sie erschien mir auch in diesem Briefe höchst achtungswerth und von ihrem Standpunkte aus

gerechtfertigt. Ich dachte mit Wehmuth an meinen Jugendfreund Möller, dessen Gemüth freilich ernsthafter, dessen Geist tiefer war als der meines Zuhörers; auch er hielt sich, nachdem er katholisch geworden war, in Westphalen in Stolbergs Nähe auf, hatte aber diese Gegend, als ich ankam, schon wieder verlassen.

Mein Aufenthalt in Dortmund war ruhig und in geselliger Rücksicht angenehm. Herr v. R., ein sehr reicher Gutsbesitzer, lebte auf einem großen Fuße, und bei seiner wohlbesetzten Tafel erholte ich mich schnell von den Mühseligkeiten und Entbehrungen des Feldzuges. Auch hier ward ich aufgefordert, durch eine Rede die Einwohner für den Krieg zu gewinnen. Ich selbst begreife kaum, wie ich mich dazu bereden ließ. Die Gesinnung war die beste; die Bewaffnung der Landwehr schritt rasch vorwärts; die Mannschaft eilte zur Armee, Keiner sträubte sich. Ich gestehe, ich denke mit einer Art von Beschämung an diesen Auftritt, der, obgleich in einer bewegten Zeit, doch nicht so ganz wahr aus der ruhigen Geselligkeit heraustrat. Was mich unangenehm überraschte und eben das Schiefe meiner Stellung darthat, war der Umstand, daß die Frauen der Stadt und Umgegend sich in gro-

ser Menge, in stattlichen Anzügen wetteifernd, in dem hell erleuchteten Saale versammelten. Gelehrte, Schullehrer und Beamte beneideten mich, daß ich berufen war, als ein Tyrtäus die siegenden Heere zu entflammen. Mir war meine Stellung unangenehm, dennoch wurde ich hier, sogar entschiedener als in Gießen, im Fortgange der Rede von dem Gegenstande ergriffen, war aber nicht wenig verlegen und beschämt, als ich nach Beendigung derselben eine Anzahl schöner junger Damen mir entgegenkommen sah, die, eine nach der andern mich umarmten und mich mit aller Gewalt bekränzen wollten. Ich war nicht Philosoph genug, um mich gegen die Umarmung zu sträuben; aber die Bekränzung wies ich mit der größten Entschiedenheit ab; die ganze Scene schien mir schicklicher und passender für einen schlechten Kupferstich, für einen gutgemeinten patriotischen Roman, als für mich in meiner damaligen Stellung. Zu meiner Beschämung dachte ich mir Blücher und seine Umgebung hier gegenwärtig, wie bei der Huldigung der Frauen in Radmeritz; ich war höchst verdrießlich, und konnte meinen Verdruß nur mit Mühe verbergen. Als ich mich nach einem glänzenden Souper spät in der Nacht auf

meiner Stube befand, schwebte mir der Auftritt als ein höchst komischer vor und ich mußte laut auflachen.

Aber auch für ernsthaftere Beschäftigung fand ich hier eine erwünschte Muße. Hövel, ein verdienstvoller Schriftsteller, hatte sehr schätzenswerthe Untersuchungen über den Bau der westphälischen Gebirge angestellt. Sie verdienen noch immer, bei der sehr veränderten Gestaltung der Geognosie, Aufmerksamkeit. Mit ihm bereiste ich die Gegenden zwischen Dortmund und Essen und lernte das Schiefergebirge und die merkwürdigen Steinkohlenflötze, die sich dort vorfinden, genauer kennen.

Justus Gruner ward, als er sich in Böhmen aufhielt, von den Oesterreichern gefangen und nach einer ungarischen Festung gebracht. In dieser ward er mit vieler Schonung, ja mit Auszeichnung behandelt, aber dennoch äußerst sorgfältig bewacht. Name und Stand wurden geheim gehalten, und weil er sehr blond war, hielt man ihn für den entwichenen schwedischen König. Diese Vermuthung steigerte die Aufmerksamkeit und Achtung, mit welcher man ihn behandelte, und neugierig lief man zusammen, wo er sich, von einer

Wache begleitet, sehen ließ. Als Oesterreich sich mit uns verband, ward er in Freiheit gesetzt, und eilte nach dem Kriegsschauplatze. Auf seiner Durchreise durch Breslau besuchte er meine Frau, und erzählte ihr mit vieler Laune die Geschichte seiner Gefangennehmung und seines Gefängnisses. Als er früher Breslau verließ, war eine Zusammenkunft auf der Koppe im Riesengebirge verabredet. Ich sollte mit einem Postsecretair daselbst mit ihm zusammentreffen; er hoffte uns dann Mancherlei mittheilen zu können, was er niederzuschreiben für zu gefährlich hielt und wovon wir dann Gneisenau und die übrigen Vertrauten in Berlin in Kenntniß setzen sollten. Ohne allen Zweifel besaß der Postsecretair sein Vertrauen und ward benützt, um Correspondenzen zwischen wichtigen Personen zu entsiegeln. Die Gefangennehmung verhinderte diese Zusammenkunft, und er erzählte auf die lustigste Weise, daß wir beide ohne allen Zweifel, wenn wir nach der Abrede erschienen wären, ihm Gesellschaft geleistet haben würden.

Als die Armee den Rhein erreichte und ganz Deutschland diesseits des Flusses befreit war, wurde er zur Verwaltung des Mürat'schen Großherzogthums Berg

bestimmt und residirte nun als Gouverneur dieses reichen und gewerbfleißigen Landes in Düsseldorf. Die Organisation der Landwehr in dem französischen Ruhr-Departement war nun so weit vorgeschritten, daß ich Dortmund verlassen konnte, und ich ging nach Düsseldorf, um in Verbindung mit meinem Freunde thätig zu sein. Justus Gruner hatte mich dazu aufgefordert; man hatte meinen Entschluß im Blücherschen Hauptquartiere gebilligt, und mir war das Zusammenleben mit meinem Freunde unter diesen Umständen höchst angenehm. Er bewohnte dort den Palast der Regierung, der auch früher von dem französischen Gouverneur Beugnot, der im Namen Joachims, des Königs von Neapel, das Land regierte, bewohnt war. Das ganze Haus war prächtig und mit Pariser Eleganz eingerichtet. Als ich ankam, fand ich ihn in der Bel-Etage, und mir wurde eine Treppe höher eine lange Reihe zierlich ausgestatteter Gemächer angewiesen. Ein gewandter Mensch, der mit allen Verhältnissen der Stadt bekannt war, wurde mir als Bedienter überlassen. Mein Bursche begleitete mich, die beiden Landwehrmänner standen zu meiner Disposition, und ich sah mich in eine Lage versetzt, die

mich doch überraschte. Denn Gruner liebte eine gute Tafel, und war auch eigentlich verpflichtet, eine solche zu führen. Jeden Augenblick konnte er Generäle, ja fürstliche Personen erwarten, die er einzuladen verpflichtet war, und die reiche Stadt besorgte die Tafel auf eine ausgezeichnete Weise.

In Düsseldorf brachte ich etwa zwei Monate auf eine höchst angenehme, mir unvergeßliche Weise zu. Viele Epochen meines früheren inneren, wie äußeren Lebens klangen wieder. Auch hier traf ich Zuhörer aus Halle, die sich meiner freundlich erinnerten. Zwei von diesen, Kortüm, jetzt Geheimer Ober-Regierungsrath im Ministerium des Unterrichts, und v. Hymen, besuchten mich in Dortmund. Graf Nesselrode war sehr lebhaft in den Vorschlag des Staatsraths Jacobi, das etwas in Verfall gerathene Düsseldorfer Gymnasium neu zu organisiren, eingegangen. Kortüm war zum Director des Gymnasiums bestimmt, und hatte, nach einigem Bedenken, diesen Ruf angenommen. Aber die neue Einrichtung des Gymnasiums war noch lange nicht vollendet, als Graf Nesselrode Düsseldorf verlassen mußte. Was Kortüm mir war und wie er mir erschien, wird aus der einfachen Erzählung und

aus unserer gemeinschaftlichen Thätigkeit in Düsseldorf von selbst erhellen. Durch diese mir befreundeten Männer ward ich nun mit mehreren angesehenen Einwohnern bekannt; so mit dem Grafen Spee, einem Abkömmling des ausgezeichneten religiösen Dichters; dann aber auch mit der hochbetagten Witwe Schlossers. Dieser war, wie bekannt, zuerst mit Göthe's Schwester verheirathet, und seine interessante Persönlichkeit ist durch die Memoiren des großen Dichters hinlänglich bekannt geworden. Die alte ehrwürdige Frau ward mir sehr lieb; sie sah mich gern, und ich brachte fast alle Tage eine Stunde wenigstens bei ihr zu.

Das in der deutschen Literatur berühmt gewordene Pempelfort war in der Nähe; Erinnerungen aus meiner Jugend, die philosophischen Kämpfe zwischen Schelling und Jacobi, die mich doch auch innerlich bewegten, drangen sich mir hier unwillkürlich auf. Ein Sohn des Philosophen bewohnte den anmuthigen Landsitz. So fand ich mich bald in einer Umgebung, die mich auf die heiterste und interessanteste Weise anzog. Hier schwebte mir nun zuerst ahnungsvoll die Zukunft des jetzt befreiten Deutschlands vor, und ver-

band sich mit dem, was ich in Deutschland erlebt hatte und was mir theuer, ja heilig geworden war. Hier, als der Krieg noch nicht beendigt war, entstand der Entschluß: was mich so lange beschäftigt hatte, zum Gegenstand einer eigenen Schrift zu machen. Es war die nämliche, die drei Jahre später unter dem Titel: „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden' erschien. Aber ich fühlte es wohl, daß ich noch keinesweges ruhig genug war, um die angemessene Stimmung für eine solche Arbeit zu finden; auch sah ich es wohl ein, daß die Resultate des Kampfes entschiedener hervortreten müßten, daß der Zustand Deutschlands, wie er nach beendigtem Kriege mir vorläge, meine ganze Ansicht begründen würde. Dennoch sind einige Stellen des damaligen Entwurfs in dieser Schrift aufgenommen worden. Ich besitze das Manuscript jenes früheren Versuches noch. Das Springende, Unzusammenhangende, oft Uebertriebene und Gewaltsame legt ein Zeugniß ab von meiner damaligen unruhigen Stimmung. Meine Freunde, denen ich Einiges mittheilte, äußerten sich zwar schonend gegen ihren früheren Lehrer, aber ihre Mißbilligung blickte dennoch durch.

Die Stadt Düsseldorf gefiel mir wohl; ihr ganzes Ansehen zeugte von Wohlstand; Reinlichkeit und heitere Bequemlichkeit herrschten in den Häusern, und man erkannte jenes behagliche Leben, das auf dem soliden Grund eines sicheren Besitzes ruht. In dem östlichen Norddeutschland scheint gerade das Umgekehrte stattzufinden. Die feste Basis des Besitzes fehlt, und der Genuß, den man sich mühsam verschafft, kann die Sorge, die sich zugesellt, kaum verbergen. Selbst die gewöhnliche bürgerliche Küche in Düsseldorf, mir aus meinem Vaterlande bekannt, das derbe nördliche Frühstück war mir oft angenehm und ich befand mich in einer Lage, die mich so sehr anzog, daß ich oft Frau und Kind herwünschte, um sie mit ihnen zu theilen.

Ich sah Gruner gewöhnlich bei der Tafel, wo ich nicht selten durchreisende, höchst interessante Personen von Bedeutung fand. Ich erinnere mich, hier das Glück gehabt zu haben, den jetzigen Herzog von Coburg kennen zu lernen. Ein Gespräch mit ihm nach aufgehobener Tafel war mir merkwürdig. Der Herzog stimmte in den damals herrschenden Wunsch für eine größere Einheit des deutschen Reichs ein; er äu-

ßerte sogar auf eine für mich überraschende Weise, wie vortheilhaft es sein würde, wenn die kleinen Staaten, durch welche die Kraft des Reichs zersplittert ward, aufgehoben würden. — Ob er sich bei einer solchen Veränderung gesichert glaubte, oder ob es seine Absicht war, durch diese uneigennützig geäußerte Ansicht die meinige kennen zu lernen, weiß ich zwar nicht. Gegen eine Einheit des Reichs, wie sie damals schon in vielen Köpfen spukte, eine deutsche konstitutionelle Monarchie mit einer Hauptstadt, wie Paris oder London, war ich ganz entschieden, und konnte mich darüber mit innerer Wahrheit und völliger Offenheit äußern. „Ganz uneigennützig," sagte ich im Verlaufe des Gespräches, „ist der Wunsch, Deutschland aus mehreren vereinigten Staaten zusammengesetzt zu sehen, freilich nicht; er ist dem Gelehrten zu natürlich. Die freie, mannigfaltige und eigenthümliche geistige Bildung ist mit dieser Verfassung in Deutschland wie vormals in Griechenland gegeben; die herrschende Einseitigkeit, wie sie in der französischen und englischen Literatur sich ausgebildet hat, hängt mit der beschränkenden Gewalt der Hauptstädte dieser Länder genau zusammen; ich kann mich auf ein Beispiel be-

rufen, welches recht schlagend zeigt, wie ein Gelehrter, der in der Freiheit seiner eigenthümlichen Ausbildung in einem Staate sich gehemmt fühlt, einen willkommenen Schutz findet in einem andern. Fichte, aus Jena vertrieben, fand, ohne seine Ueberzeugung zu verleugnen, Schutz in Preußen." — Der Herzog lächelte, und erinnerte mich daran, daß er selbst an dem Beschluß, Fichte zu entfernen, Theil genommen habe. Ich erwiderte, daß dies mir sehr wohl bekannt sei, ich mir auch keineswegs erlaubte, diese Entfernung zu tadeln, daß ich aber glaubte, mich am bequemsten auf ein so nahe liegendes und entscheidendes Beispiel berufen zu können. — Ueberhaupt aber vernahm ich Aeußerungen selbst von hohen Personen, die nur zu sehr mit Ansichten übereinstimmten, die ich auf's heftigste bekämpfte, und in welchen ich ein großes Unglück für Deutschlands Entwickelung zu erkennen glaubte.

Mit Gruner lebte ich auf die freundschaftlichste Weise und erfuhr durch ihn Vieles, was freilich, wenn ich es nicht vergessen hätte, in der Mittheilung pikant sein würde. Es waren meist geheime Nachrichten von den Verhältnissen höherer Personen. Da ich aber für Alles, was isolirt dasteht und keinen Zusammenhang

weder mit meiner Wissenschaft, noch mit den geschichtlichen Verhältnissen hat, kein Gedächtniß habe, so ist es mir völlig entschwunden.

Während meines Aufenthaltes in Düsseldorf konnte ich aber eine Unternehmung veranlassen, die mir sehr erfreulich war und die unmöglich gewesen wäre, wenn nicht die Zeit einen raschen, in friedlichen und gewöhnlichen Verhältnissen bedenklichen Entschluß förderte, der ohnehin in dem kräftigen Charakter des Gouverneurs einen Anklang fand. Die damalige Lage Kortüms habe ich oben erwähnt. Die von Graf Nesselrode unvollendet gelassene Unternehmung sollte nun Gruner vollenden. Ich versprach, mit Gruner darüber zu sprechen. „Sie sind," sagte ich zu diesem, „so lange der Krieg stattfindet, doch in der That der Regent des Großherzogthums; ich betrachte mich als Ihren Günstling" — und wirklich schienen die Einwohner mir eine solche Stelle zugetheilt zu haben. Mein Vorgemach war des Morgens mit Männern angefüllt, die bald dieses bald jenes durch meine Unterstützung von dem Gouverneur erhalten wollten, und uns Beide ergötzte die Rolle, die wir spielten. Ich gab förmliche Audienz, und trug wohl auch bei der

Tafel die Wünsche dem Gouverneur vor, überließ aber meistens ihm die Entscheidung und mischte mich nicht in Sachen, die für mich kein Interesse hatten und die ich nicht zu beurtheilen vermochte. Hier aber lag mir eine Sache vor, deren Wichtigkeit ich vollkommen einsah; ich dachte mir, wie lebhaft die Entwickelung eines Gymnasiums gefördert werden müßte, welches unter so außerordentlichen Umständen durch die vereinte Thätigkeit ausgezeichneter und kenntnißreicher Lehrer, durch eine geistig bedeutende Vereinigung von innen aus selbständig sich ausbilden würde. Ich war in der That begeistert für diese Unternehmung und trug die Sache dem Gouverneur mit der Wärme vor, die mich durchdrang. „Wenn wir nun," sagte ich, „die Gelegenheit und eine günstige Lage, die nicht wiederkehrt, benutzen, um eine Anstalt so zu gründen, daß sie sich von selbst Achtung verschafft, daß die permanenten Behörden, die später eingesetzt werden, sie gelten lassen müssen, sie nicht anzutasten wagen, vielmehr gezwungen sind, sie zu erhalten und zu fördern, dann hätten wir uns doch während unserer vorübergehenden Thätigkeit ein bleibendes Denkmal gestiftet." Gruner ward selbst ganz für die Vor-

schläge gewonnen und noch mehr von der Persönlichkeit meines Freundes Kortüm. Der als pädagogischer Schriftsteller ausgezeichnete Kohlrausch hielt sich in Barmen auf; er war auch schon dem Grafen Nesselrode vorgeschlagen und ward bei unseren Verhandlungen zugezogen. Ich fand mich in eine Thätigkeit versetzt, die mich im höchsten Grade anzog, ja beglückte, und lebte nun in der innigsten Verbindung mit geistreichen Freunden, deren reine Gesinnung ich kannte und die sich täglich mehr kund gab.

„Die Hauptsache ist," sagte Gruner, „daß wir hinlängliche Mittel, um etwas wirklich Tüchtiges zu begründen, zur Disposition stellen. Da hat mir nun mein Freund Napoleon vortrefflich vorgearbeitet; er hatte die Grille, die alte verfallene und längst vergessene Universität in Duisburg neu einzurichten und zu heben; nicht unbedeutende Fonds sind da und stehen in der That zu meiner Disposition; an die Ausführung des kaiserlichen Planes, ist, wie Sie wissen, gar nicht zu denken." — In der That hatte man schon den Entschluß gefaßt, am Rheine eine combinirt katholische und protestantische Universität zu bilden; noch war es nicht entschieden, ob in Cöln,

Bonn oder Coblenz. Diese, für Duisburg bestimmten Fonds, bildeten nun, irre ich nicht, hauptsächlich die Mittel zur anständigen Ausstattung des Düsseldorfer Gymnasiums. Um die Quellen, aus welchen Gruner die Summen hernahm, bekümmerte ich mich nie, wenn nur das Geld da war, mußte doch Gruner die Verantwortlichkeit für die Anwendung derselben tragen. Als wir über die Einrichtung des Gymnasiums einig waren, ward auch der Staatsrath Jacobi zu Rathe gezogen, der schon während der französischen Herrschaft in dem Unterrichtsfache thätig gewesen. Er übernahm provisorisch die Stelle eines Kurators. Kortüm blieb der Direktor der Anstalt; Kohlrausch ward Professor, einige ausgezeichnete Lehrer wurden berufen, die Besoldungen waren anständig, und mit welcher Begeisterung die vereinigten Lehrer thätig waren, als sie die Anstalt so ansehnlich dotirt, wenigstens in ihrer provisorischen Lage und für die ersten wichtigsten Momente ihrer Entwickelung so selbständig gestellt sahen, kann man sich denken. Alles kam darauf an, daß das Gymnasium den erweckten Erwartungen entsprach. Es ist bekannt, welchen glänzenden Ruf diese Lehranstalt sich in wenigen Jahren

erwarb. Die zwei ersten Lehrer des Gymnasiums zogen die Aufmerksamkeit der höchsten Behörden auf sich; beide wurden als Consistorialräthe angestellt, und so in den Stand gesetzt, Erfahrungen, die sie in einer so günstigen Lage erworben hatten, in einem ausgedehnteren Kreise zu benutzen. Beide wußten aber hier das einmal erworbene Vertrauen noch fester zu begründen. Kortüm ward in Berlin im Ministerium angestellt, Kohlrausch hat in Hannover die obere Leitung aller Schulen des Königreichs erhalten. Ich kann keine Ansprüche auf irgend ein Verdienst in dieser Sache machen; die Entwürfe und das Detail der Einrichtung ging von den Lehrern aus, die nöthigen Summen gab der Gouverneur her, und besorgte Alles mit einem bewunderungswürdigen Eifer. Obgleich er von Geschäften gedrängt war, trieb er dennoch zur möglichsten Beschleunigung, als die Vorschläge nach Verlauf einer Woche noch nicht eingereicht waren. Ich hatte hier oft Gelegenheit, die große Gewandtheit, mit welcher er die verschiedenartigsten Gegenstände behandelte und beherrschte, zu bewundern; nur die Wärme, mit welcher ich mich der Sache annahm, die vermittelnde Thätigkeit darf ich

erwähnen; aber auch diese hätte wohl, nachdem meine Freunde mit Gruner und Jacobi in unmittelbare Berührung traten, entbehrt werden können.

Als ich im Jahre 1817 in Berlin war, hielt sich dort der damalige Ober-Präsident am Rheine, Fürst Solms, auf; begierig, von der Lage des Gymnasiums etwas Bestimmtes zu erfahren, suchte ich ihn auf. Es war ihm nicht unbekannt, welchen Antheil ich an der neuen Einrichtung des Gymnasiums hatte, er machte aber eine sehr bedenkliche Miene. „Herr Gruner," sagte er, „hat sehr willkürlich über Geldsummen disponirt, über welche ihm die Verfügung gar nicht zukam; Ansprüche über die verwandten Fonds erhoben sich von allen Seiten und zwar solche, die sich durchaus nicht abweisen ließen. So hat uns Herr Gruner in große Verlegenheit gesetzt." „Das Gymnasium," fragte ich sehr besorgt, „hat doch die ihm einmal bestimmten Fonds nicht verloren?" Mit großer Sorge erwartete ich die Antwort. „Daß das Gymnasium," antwortete der Fürst, „in der Stellung, in welcher wir es vorfanden, sich erhielt, darf dem Herrn Gouverneur nicht zugeschrieben werden; es ist durchaus das Verdienst der Lehrer des Gymnasiums. Die-

ses hat das Vertrauen der Provinz so zu erwerben gewußt, daß wir es auf jede Weise unterstützen müssen. Die Fonds aus andern Quellen herbeizuschaffen, hat uns viele Mühe und Verdruß gekostet.“ Als ich dieses vernahm, fühlte ich mich sehr glücklich; Alles, was ich wollte und wünschte, war erreicht. Offen gestanden, die Mühe und der Verdruß der Behörden kümmerten mich wenig; ja, wie ich Gruner kannte, erwartete ich später allerlei Ansprüche, rechnete aber fest auf die Tüchtigkeit und reine Gesinnung meiner Freunde.

Mit Kortüm und Kohlrausch durchlebte ich die glücklichsten Stunden, oft vergaß ich fast ganz meine militairische Stellung. Ich verdanke diesen Stunden manche schätzbare Belehrung und werde sie nie vergessen; aber auch Justus Gruner ward mir täglich theurer; wohl sah ich's ein, daß er durch seine Leidenschaftlichkeit manche schiefe Urtheile veranlassen konnte, nicht immer vermochte er starke momentane Eindrücke abzuweisen, und manche Klage über ihn ward später laut. An der vollkommenen Redlichkeit seiner Gesinnung aber habe ich nie gezweifelt. Er ward später preußischer Gesandter in der Schweiz, und

ich habe einen ausführlichen Brief von ihm aus Bern kurz vor seinem Tode erhalten. Die Stellung, in die er gerathen war, drückte ihn, er war älter und besonnener geworden; er hatte Mancherlei von meinen rücksichtslosen und unbefangenen Aeußerungen gehört, die freilich weder von den Liberalen der damaligen Zeit, noch von den Behörden gebilligt wurden. Er warnte mich. —

Die Reise zur Armee.

Ich ward aber oft genug an den Krieg und an meine eigene jetzige Stellung erinnert. Ein Ereigniß erlebte ich, wenn auch nicht unmittelbar, so doch in der Nähe, welches mich mit Trauer erfüllte. Man wird sich erinnern, in welcher genauen Verbindung ich in den letzten Jahren mit Boltenstern gelebt hatte. Er hatte sich im Kriege ausgezeichnet und war als ein tüchtiger Offizier und als ein liebenswürdiger Mann allgemein geschätzt und geachtet. Cöln gegenüber commandirte er, zum Major befördert, ein Paar Bataillone. Während dieser Zeit machte er mir die Freude, mich in Düsseldorf zu besuchen, und ich konnte hier, seit

wir uns trennten zum ersten Male, mit Muße mich mit ihm unterhalten. Wenige Tage nachher erfuhr ich seinen Tod. Er hatte den Uebergang der Armee über den Rhein erfahren, und wagte mit seiner geringen Mannschaft einen Angriff auf dem jenseitigen Ufer. Er mochte glauben, daß der Feind, durch die Verhältnisse gezwungen, schon im Begriffe war, sich zurückzuziehen; aber General Sebastiani hielt sich noch in Cöln. Nachdem er einige glückliche Gefechte mit den Truppen, die das Ufer in der Nähe der Stadt besetzt hielten, bestanden hatte, rückte ihm ein so starkes feindliches Corps entgegen, daß nur eine eilige Flucht seine Mannschaft retten konnte. Er selbst war der Letzte, und nachdem alle die Böte bestiegen hatten, stürzte er sich mit seinem Pferde in den Fluß, um über den Rhein zu schwimmen; hier traf ihn eine Kugel und der Rhein ward sein Grab. Auf dem Drachenfels hat man ihm ein Denkmal errichtet.

Endlich erhielt ich nun auch den Befehl, mich zur Armee zu begeben, und ich leugne nicht, daß mir die Trennung von Düsseldorf schwer ward. Bei Deutz setzte ich über den Rhein, und blieb einen Tag in Cöln. Es war ein ziemlich kalter Januartag und ich

ließ mich nach dem Dome führen, wo ich den ganzen Tag, bis es dunkel ward, zubrachte. Ich ließ mir die Kirche aufschließen, und verlor mich ganz in der Größe des Anblicks. Ueber den Eindruck, den der Dom auf mich machte, fand ich Gelegenheit, mich in der „gegenwärtigen Zeit" zu äußern. Was man da liest, ward fast ganz, wie es gedruckt ist, unmittelbar nach dem Anblicke des Domes in Cöln niedergeschrieben; es war nicht der Dom allein, es war die ganze damalige Zeit in allen ihren Richtungen, die mich überwältigte. Als ich in den Chor eintrat, ergriff mich die einfache Größe der Erscheinung, und ich mußte mir gestehen, daß mich jetzt ohne allen Zweifel das erhabenste Menschenwerk umfing. Es war mir in der That zu Muthe, als wäre ich der gegenwärtigen Zeit entrückt und in eine lichtere, tiefere, erhabene versetzt, als wäre es den Deutschen gelungen, das verborgene Mysterium aller Künste in ihrer göttlichen Einheit zu offenbaren; eine mannigfaltige Welt wechselnder Gestalten wuchs in die schlanken Säulen hinein, quoll aus diesen hervor, und das mächtige Gewölbe, von den Säulen getragen, dehnte sich zum Himmelsgewölbe einer eigenen Welt aus. Die Ge-

stalten rissen sich von der dunklen Masse los und traten durch blendende Farben mit der Sonne in den beweglichsten Bund, die Orgeltöne schlugen mächtig in diese Zauberwelt hinein und ich begriff es, wie der Sinn, der so Tiefes und Großes darzustellen vermochte, wie ein geheimes Echo aus der bewegten Brust in Strömen der heiligsten Andacht sich wieder ergoß. Das riesenhaft unvollendete Gebäude schloß sich an den vollendeten Chor an, und selbst das Unfertige schien als solches von hoher geheimer Bedeutung; denn es lag als die unbestimmte Zukunft, einer umgekehrten Ruine gleich, durch welche das Räthsel der germanischen Nachwelt, nicht der Fall einer Vorwelt angedeutet wird. So erschien hier die Geschichte in ihrem Strome durch die Zeiten; die Größe der Vergangenheit umfing mich; der gewaltige Eindruck, der mich gefangen nahm und festhielt, stellte eine reiche, ja heilige Gegenwart dar, und die Genien einer fernen Zukunft schwebten über den unfertigen Ruinen. Unsichtbar verbargen sie sich Jahrhunderte hindurch in dem riesenhaften Gemäuer; daß sie aus diesem wieder hervortreten und das große Werk der Zukunft

als ein lichtes Tagewerk beginnen würden, konnte ich freilich damals nicht ahnen.

Ich kam nach Bonn und traf da den Mineralogen Nöggerath. Hier erfuhr ich nun, daß sich im westlichen Deutschland allgemein das Gerücht verbreitet hatte, ich wäre in der Schlacht bei Groß-Görschen geblieben; es wurde so allgemein geglaubt, daß sich Nöggerath, wie er mir erzählte, an die Verlegerin meines mineralogischen Taschenbuches gewandt hatte, um dieses Werk, von welchem der erste Theil erschienen war, fortzusetzen. Ich freute mich der Bekanntschaft dieses verdienstvollen Mannes.

In Coblenz lernte ich zuerst Görres persönlich kennen. Dieser merkwürdige geistreiche Mann, der von dem wilden Jacobinismus seiner frühern Jugend bis zu dem starrsten Katholicismus äußerlich wie innerlich so mancherlei tiefe Töne anschlug, er war eben beschäftigt mit einer Zeitschrift, die doch, wenn man sich in die Zeit zurückdenkt, zu den merkwürdigsten gerechnet werden muß, die jemals erschienen. Man kann mit vollem Rechte behaupten, daß vor und nach ihr niemals ein Blatt eine ähnliche Wirkung hervorgerufen hat. Es bildete zu seiner Zeit eine

eigene selbständige Macht, und wirkte, nachdem die Feinde aus dem Lande vertrieben waren, wie ein eigenes Heer. Ich brachte die wenigen Tage ganz mit ihm zu; verwandte Studien hatten uns miteinander verbunden, und ich gestehe, seine Persönlichkeit war mir auffallend. Ich erwartete nicht, den bis zum Extreme blonden Nordländer in ihm zu finden; er sprach nicht so gewandt, wie seine flammende Feder vermuthen ließ, und die wunderliche Welt der schnell entstehenden, schnell verschwindenden, sich stets verwandelnden und sich übereinander wälzenden Bilder, die sich wie im Traume drängten und mit einer wunderbaren Leichtigkeit seiner Feder entflossen, schien doch seine Zunge nicht beherrschen zu können.

Ich war überrascht, als er mich tadelte, daß ich den Krieg mitmachte. „Der Gelehrte," meinte er, „wäre verpflichtet, sich für sein geistiges Werk zu erhalten." Mir aber ward unsere Verschiedenheit eben durch diese Ansicht klar. Die Feder war seine Waffe, weniger die meinige; als Kind der Anschauung mußte ich redend und kämpfend mich unmittelbar darstellen und mit meiner Person zahlen.

Ich verließ Coblenz, und ritt durch das Moselthal nach Trier. Hier fand ich den Befehl, vorrückende und zur Armee marschirende Truppen abzuwarten und an diese mich anzuschließen. Es war verboten, allein oder mit Wenigen durch das feindliche Land zu ziehen; dem Volke, welches jetzt den eigenen Boden zu vertheidigen hatte, war nicht zu trauen, und Einzelne oder Wenige vereinigt waren schon verschwunden. Ich hielt mich also einige Tage in Trier auf, und hatte mich Cöln in die glänzendste Epoche des Mittelalters versetzt, so trat mir hier, wie nirgends in ganz Deutschland, die massenhaft große germanische Römerzeit entgegen. Die römischen Kasernen, noch mehr die Bäder in der Nähe der Stadt, vor Allem die colossale Porta zeigten mir auffallend den Gegensatz zwischen dem noch in seinem Hinsterben riesenhaften Rom und dem blühenden christlichen Mittelalter. Wenn in diesem letztern der Stein sich für ein buntes Leben eröffnete, daß eine eigene bewegte Welt aus den Massen hervorquoll, so begrub sich vielmehr in jenem eine riesenhafte geschichtliche Macht in die Massen, die Gestalten erstarrten in den Quadern und keine mögliche Zukunft sprach sich aus diesen aus; das ver-

gangene Dasein war auf immer verstummt; der unerbittliche Tod sprach uns in seiner Erstarrung an. Dort in Cöln aber war es ein Scheintod, die Pulse stockten, aber wir erwarteten immer, sie wieder schlagen zu hören, wir lauschten auf den erneuerten Athemzug und erwarteten den Augenblick, in welchem die tief schlummernde Gestalt die Augen eröffnen würde.

So bedeutungsvoll angeregt brachte ich etwa eine Woche in Trier zu; bis an die Grenze Deutschlands blieb ich in friedlicher innerer Beschäftigung: da erschien Graf Haak mit einem Regimente Kürassiere, ich schloß mich ihm an, und der Winterfeldzug des Jahres 1814 in Frankreich nahm mich ganz in Anspruch.

Druckfehler im siebenten Bande.

S. 16,	Z. 11	v. oben,	st.:	denen,	lies: dem.
„ 21,	„ 11	„ „	„	in,	„ mit.
„ 25,	„ 4	„ „	„	in welche,	„ in dem.
„ 84,	„ 8	„ „	„	er,	„ es.
„ 182,	„ 7	„ unten,	„	die,	„ der.
„ 245,	„ 9	„ oben,	„	der,	„ die.
„ 257,	„ 1	„ „	„	seiner,	„ ihrer.
„ 337,	„ 6	„ „	„	Freudenberg,	„ Freudenfeld.
„ 340,	„ 10	„ unten,	„	—	„ —

Druck von Graß, Barth und Comp. in Breslau.

